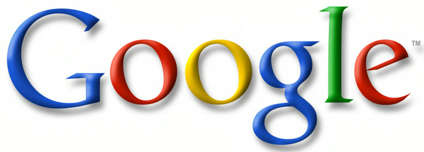
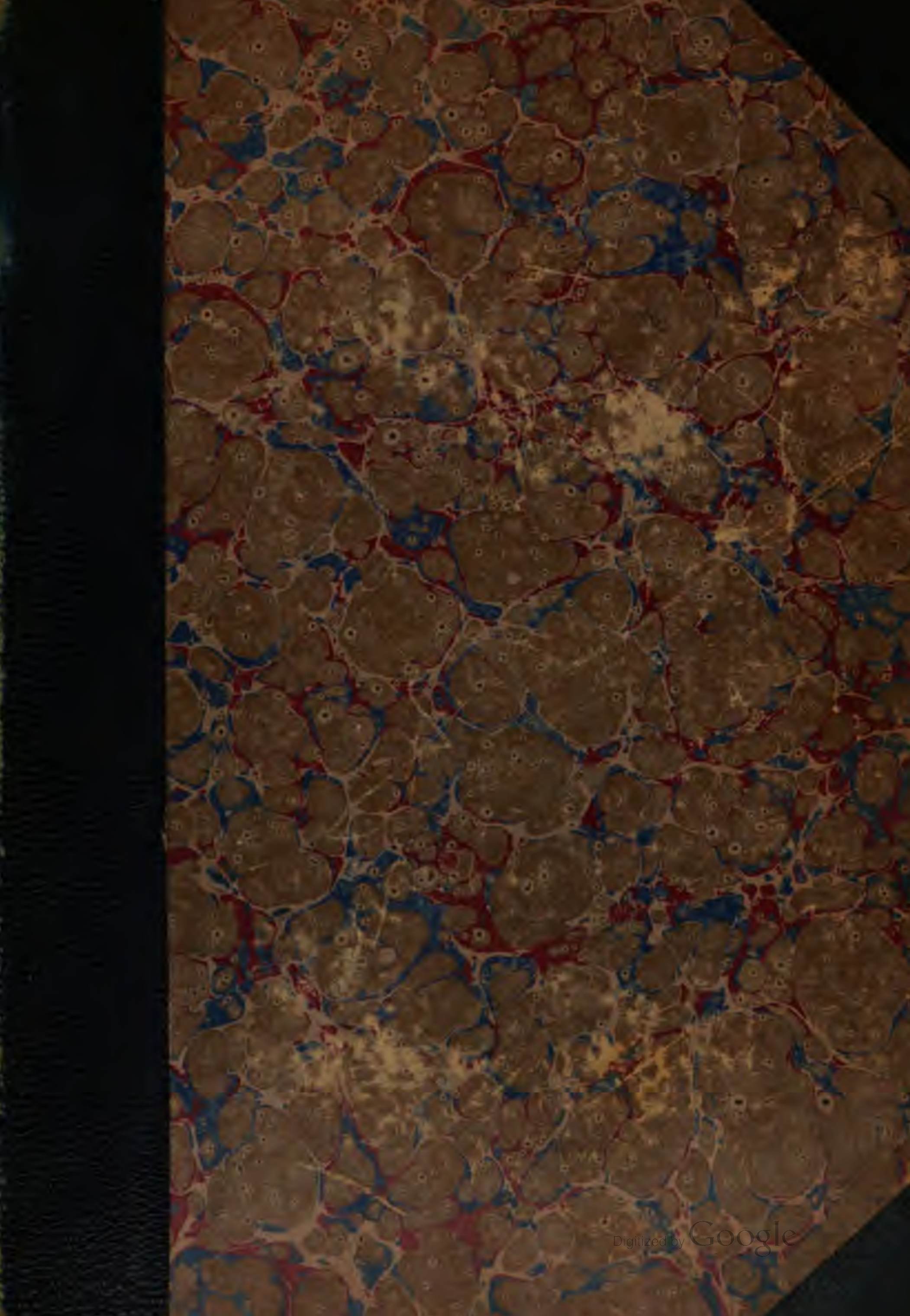





EX LIBRIS
FRIEDRICH LESSING

Essays

von

Heinrich Homberger.

Herausgegeben

von

Ludwig Bamberger und Otto Gildemeister.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1892.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Inhalt.

I. Literarisches.

II. Deutsche Sprache und Bildung.

Als im Sommer des Jahres 1890 Heinrich Homberger von der tückischen Krankheit, mit der er lange Jahre hindurch gerungen hatte, plötzlich hinweggerafft wurde, bot seine literarische Hinterlassenschaft nur ein einziges Buch dar, das, schön und wertvoll an sich, doch nur unvollständiges Zeugnis ablegte von dem Reichtum seiner Gedanken, der Höhe seiner vielseitigen Bildung, der reifen Kunst seiner Darstellung. Der Band „Italienische Novellen", der bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen ist, wird gewiß immer einen vornehmen Platz in unserer erzählenden Literatur behaupten, aber er läßt doch nur einen Teil der geistigen Lebensfülle erkennen, die sich in diesem vortrefflichen Manne vereinigt fand. In dem Kreise derer, die das Glück hatten, persönlichen Umgang mit ihm zu pflegen oder die seiner Tätigkeit mit liebevoller Aufmerksamkeit folgten, herschte wohl eine Verschiedenheit der Meinungen darüber, auf welcher Seite die größere Hälfte seiner Begabung liegen möge, ob auf dem Gebiete der schaffenden Imagination oder auf dem jener contemplativen Beredsamkeit, deren Stoff die Probleme des Lebens sind, die Erscheinungen der Culturentwicklung, der Kunst, der Gesellschaft, und deren Werke, wenn sie an Inhalt und Form

hervorragen, nicht minder die Würde selbständiger Schöpfungen in Anspruch nehmen dürfen, als die Werke der Dichtung. Wie aber auch über den relativen Wert der beiden schriftstellerischen Tätigkeiten Hombergers geurteilt werden mochte, darüber konnte ein Zweifel nicht obwalten, daß dort wie hier der Wert an sich höchst bedeutend sei und daß notwendig, wenn ein einigermaßen richtiges Bild von Hombergers geistiger Bedeutung gegeben werden solle, neben den Band Novellen ein Band seiner Betrachtungen und Kritiken treten müsse.

„Ein einigermaßen richtiges Bild", habe ich gesagt. Denn ein vollständiges darzubieten, hat das Schicksal ihm nicht vergönnt, und unfruchtbar wäre die Bemühung seiner Freunde, den volleren Eindruck, den sie aus intimem Verkehr und aus der Kenntnis seiner Entwürfe und hinterlassenen Fragmente gewonnen haben, durch bloße Versicherungen und Lobsprüche dem uneingeweihten Leser mitteilen zu wollen. Aber der uneingeweihte Leser wird, wie mich dünkt, wenn er zugleich ein aufmerksamer und empfänglicher Leser ist, mit einiger Verwunderung die Frage aufwerfen, wie es sich erkläre, daß der reiche Boden, die ungewöhnliche Kraft, die in den hier gesammelten Essays sich offenbart, nicht eine weit ergiebigere Ernte zu Tage gefördert hat. Jede einzelne dieser Früchte legt Zeugnis ab von der Macht des Lichtes und der Wärme, in denen sie gereift ist; warum ist ihre Zahl und ihre Masse nicht dem entsprechend angewachsen? Ueber ein Vierteljahrhundert etwa erstreckt sich die productive Tätigkeit dieses

Schriftstellers, dessen Gaben den Stempel mühelosen Schaffens zu tragen scheinen, und nun füllt die Ausbeute nicht mehr als diesen Band?

Sicherlich war es nicht Trägheit, was dies Misverhältnis zwischen Begabung und Quantität der Leistungen verschuldet hat. Allerdings producirte Homberger nur dann, wenn der Geist ihn trieb und wenn ein Gegenstand sein Denken und Empfinden in lebhafte Bewegung setzte. Aber der Geist trieb ihn im Grunde unablässig, und sein Interesse an den Dingen, auch an scheinbar ihm fernliegenden, führte ihm von allen Seiten Stoff in Fülle zu. Richtig ist, daß seine Arbeiten ihm viel Zeit kosteten; die Mühelosigkeit des Schaffens erstreckte sich nicht auf die Ausführung und Abrundung des Werks. Die strengste künstlerische, literarische und wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit beherschte seine Selbstkritik und veranlaßte ihn oft genug, das geschriebene vielmals umzuschreiben, ehe er sein Imprimatur erteilte. Allein auch diese Ursache genügt nicht, das beklagte Misverhältnis zu erklären. Die wahre Ursache war weit einfacher und viel trauriger.

Ein verborgenes, inneres Leiden, der Kunst des Arztes unzugänglich, allen Heilwirkungen der Mineralwasser, der Berg- und Seeluft und der Gymnastik hartnäckig trotzend, hat mit immer wiederkehrenden Anfällen die Hombergern zugemessene Zeit in einer Weise zerstückt, die ein anhaltendes Arbeiten an einem größeren Unternehmen nur selten und auch dann kaum mit dem Gefühle der Sicherheit gestattete. „Die Nerven“ — genauer wußte man es nicht

zu benennen — machten sich, während er eben mit ganzer Seele in ein lockendes Thema, in einen fesselnden Stoff sich vertiefte, plötzlich fühlbar, erschlaffend, peinigend und lähmend, alle Fäden des begonnenen Gespinstes zerreißend, alle Stimmung des angefangenen Werkes zerstörend, keine andere Wahl lassend, als jeder Aufregung der Geisteskräfte — auf kürzere oder längere Zeit — zu entsagen und abzuwarten, bis die gute Periode wiederkehre und die verlorne Arbeit wieder einzubringen erlaube. Ich kann mir denken, daß viele, die Homberger nur gelegentlich gesehen und gesprochen haben, diese Schilderung übertrieben finden. Am guten Tage leuchteten die Augen von gesundester Lebensfreude, und am schlimmen wußte er dem Besucher gegenüber den Rest der heiteren Seelenkräfte zu Rate zu halten. Auch den Freunden fiel er nicht gern mit Klagen beschwerlich; am ehesten machte sich ab und an in einem vertraulichen Briefe der Schmerz um die verlorenen Jahre in wehmütigen Betrachtungen Luft. Aus einem solchen Briefe, den er im December 1888 aus Florenz einer langjährigen Freundin schrieb, will ich eine Stelle hersetzen, die besser, als ich es vermöchte, die Tiefe des Schattens, der seinen Tag verdunkelte, fühlbar macht.

„Sie wissen schon, daß, wenn ich so viel Tage habe verstreichen lassen, ohne Ihnen zu danken für Ihre dreifache Gabe, daran nicht mein besseres, sondern mein schlechteres Ich schuldig ist. Mein schlechteres Ich, von dem ich mich in den guten Monaten des letzten Sommers und Herbstes schon befreit hoffte.

Allein schon seit Wochen beherscht es mich pausenlos. Und was die Verzweiflung erst recht verzweifelt macht, ist, daß wir seit Monaten fast pausenlos das herrlichste Sonnen- und Himmelsbläue-Wetter haben, die reinste Luft und die heiterste Landschaft. Also darf ich mich nicht einmal an den Trost Hamlets halten, daß ich nur bei Nordnordwest verrückt bin. Sie aber mögen sich, wenn Sie trübe und verstimmt sind, damit trösten, daß Ihre Nerven Ihnen zwar zeitweilig den Lebensgenuß, nie aber die Lebensarbeit unmöglich gemacht haben. Mir aber ist das Werk meines Lebens, mein Beruf, meine Bestimmung zerstört worden durch diesen körperlichen Unbestand. Et pourtant il y avait quelque chose là, könnte ich auch mit dem zur Guillotine gehenden André Chenier ausrufen, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob das auf einen Streich geköpft werden so schlimm ist als meine lebenslange Blutlosigkeit im Gehirn. Doch besser, ich breche ab, wie Sie es thun, und begrabe mein Unleben auch im schwärzesten Geheimnis."

Wenn trotz solcher hoffnungsloser Stimmungen die Arbeit immer von neuem, sobald nur ein Schimmer besserer Tage aufzudämmern begann, aufgenommen wurde, so leitete den Genesenden kaum die Aussicht, während einer glücklichen Pause durch einen raschen und schallenden Erfolg die Ungunst des Schicksals auszugleichen. Der Natur seines Geistes, seines Schaffens und seiner Stoffe hätte das vollständig widersprochen. Plötzliche Triumphe

dieser Art erringt nur, wer sich in den Dienst einer Partei, sei es einer politischen oder socialen, sei es einer religiösen oder wissenschaftlichen, stellt. Vollends in einer Zeit wie die unsrige und in einem Lande wie Deutschland war und ist es kaum möglich für eine Stimme, die nicht den Kämpfen des Tages folgt, weithin Gehör zu finden. Seit bald dreißig Jahren erfüllt den Markt des Lebens der Lärm ungeheurer politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bewegungen, nimmt ein nicht minder ungeheurer Aufschwung naturwissenschaftlicher und mechanischer Weltbetrachtung die Geister gefangen, und dem beschaulichen Gemüte, das sich mit den feinsten und edelsten Kräften der Seele beschäftigt, ergeht es, auch wenn ihm die Gabe der Beredsamkeit verliehen ist, wie Iphigenien im Lande der Barbaren:

„Es überbraust der Sturm die zarte Stimme".

Das Vortrefflichste und Gediegenste bedarf, um sich die ihm gebührende Würdigung zu sichern und zu erhalten, eines gewissen Umfanges auch der äußeren Erscheinung oder wenigstens einer häufigen und regelmäßigen Wiederholung seiner Wirkungen, wie beispielsweise in Frankreich einzelne Essayisten dadurch, daß sie an einem bestimmten Wochentage in einem bestimmten Blatte, von dem ganzen Leserkreise schon im voraus erwartet, das Wort nahmen, sich einen hohen und festen Platz in der Literatur ihres Landes erworben haben. Auf die periodische Presse war auch Homberger mit seinen kritischen und contemplativen Arbeiten angewiesen, aber unter den ihn beherschenden Um=

ständen hätte er sich nie zu jener regelmäßigen Pünktlichkeit des öffentlichen Auftretens verpflichten können. Ueber viele Jahrgänge verschiedener Zeitschriften zerstreut, liefen auch die besten, reifsten Früchte seiner Feder Gefahr, den Augen und dem Gedächtnisse der Zeitgenossen — von den Späteren gar nicht zu reden — in verhältnismäßig kurzer Zeit zu entschwinden. Daß sie für ein solches Schicksal zu gut seien, kann meines Bedünkens einem Zweifel nicht unterliegen, und auch unsere deutsche Literatur ist, bei aller ihrer mächtigen Fülle, gerade an solchen künstlerisch gestalteten Gedankenwerken nicht so reich, um gleichgültig den Verlust verschmerzen zu können. Zugleich eine Pflicht der Pietät und eine literarische Pflicht glaubten wir, die Herausgeber, zu erfüllen, als wir, in Übereinstimmung mit der verehrten Witwe Hombergers und unterstützt von der liebevollen Hilfe seines Freundes Dr. Wilhelm Dietrich, es unternahmen von dem verstreuten Material dasjenige, was ohne alle Frage der Erhaltung wert war, zu sammeln und in Buchform zu neuem Abdruck zu bringen. Unsere Schwierigkeit bestand darin, daß auch die ausgeschiedenen Sachen, mannichfache kleinere und größere Beiträge zur Zeitgeschichte und zur Erörterung von Tagesfragen, fast immer durch Form und Behandlung die Einreihung in die Sammlung zu fordern schienen, und nur die Vergänglichkeit Ihres Stoffes ihnen im Wege stand.

Wir haben Grund anzunehmen, daß eine solche Ausscheidung der minder gewichtigen Artikel und Aufsätze und daß auch die von uns getroffene Auswahl die Zustimmung

unseres verewigten Freundes gefunden hätte. Von einer Anzahl der aufgenommenen Essays wissen wir, daß er ihnen, wenn er selbst zu einer Herausgabe seiner Schriften die Zeit gehabt hätte, einen Platz eingeräumt haben würde. Denn der Gedanke, den wir jetzt an seiner Stelle auszuführen hatten, lag ihm nicht fern. Seine Meinung scheint es gewesen zu sein, einige weiter ausgreifende Arbeiten, mit denen sein Geist sich lebhaft beschäftigte, namentlich eine über Amiel, den Genfer Einsiedler, und eine über oder gegen Scherers Poetik zu vollenden und sodann diese mit einer Auswahl älterer Sachen zusammen zu veröffentlichen. Abschnitte dieser Arbeiten haben sich in dem handschriftlichen Nachlasse vorgefunden, umfangreich und ausgeführt genug, um schmerzlichstes Bedauern zu erwecken, daß soviel verheißendes unvollendet bleiben mußte. Wohl mochte an uns die Frage herantreten, ob wir nicht diese hinterlassenen Manuscripte als Bruchstücke unserem Bande einverleiben sollten, aber, abgesehen von anderen Zweifelsgründen, stand dem der uns bekannte Wunsch unseres Freundes entgegen, daß unfertiges nicht veröffentlicht werden möge, wenigstens nicht in den nächsten Jahren nach seinem Tode. Und auch ohne jene Zugaben, die er im Auge hatte, blieb doch immer das vorhandene so reich und wertvoll, daß wir überzeugt sein dürfen, es werde den gebildetsten und feinfühlendsten unserer Lesewelt zur Freude und geistigen Erquickung dienen.

O. G.

I.

Literarisches.

Alessandro Manzoni und die italienische Einheit.

Während die Welt darauf vorbereitet war, die Nachricht zu vernehmen von dem Hinscheiden des Papstes Pius IX., ist sie plötzlich überrascht worden durch die Kunde, daß Alessandro Manzoni, der Dichter des „Carmagnola“ und der „Verlobten“, gestorben sei. Manzoni und Pius IX., die beiden berühmtesten Greise, welche in diesem Jahrhundert die italienische Erde getragen hat! Doch nicht bloß ihr hohes Lebensalter und der gleichzeitige Ruhm ihrer Namen ist es, was zwischen diesen beiden Koryphäen desselben Landes eine Art von Beziehung knüpft; eine andere, eine tiefere Analogie waltet zwischen ihnen: beide, der Papst und der Dichter, haben die erschütterte Herrschaft der katholischen Kirche über die Gemüther der heutigen Menschheit wiederherzustellen gesucht. Wie Pius IX. inmitten der freiheitbewegten Welt unserer Zeit den starren Bau der katholischen Kirche in treuer Ausführung der Pläne der Gregor und Innocenz bis in seine höchste schwindelnde Spitze vollendet: so preist Manzoni in einem Zeitalter, da die große Mehrheit der gebildeten Katholiken sich des Gegensatzes immer bewußter wird zwischen ihrer Bildung und den ererbten Vorstellungen ihrer Religion, die Wahrheit und Heilkraft des katholischen Glaubens mit

gleicher Innigkeit, gleichem Ernste, wie ein halbes Jahrtausend vor ihm sein Ahne Dante. Beiden, dem Papste und dem Dichter, gelten die katholische Gewißheit und die katholische Einheit als die höchsten Güter der Menschen.

Und doch — diese beiden gleich treuen Söhne der Kirche, gleich rechtgläubigen Bekenner desselben Glaubens, gleich eifrigen Träger derselben heiligen Sache sind noch mehr Gegner gewesen als Genossen, und jetzt, da der gotterfüllte Dichter gestorben ist, da nicht nur Italien, sondern die gesammte Culturwelt trauernd und bewundernd seinem unsterblichen Andenken gehuldigt hat, ist der Vatican allein stumm geblieben, und die päpstlichen Zeitungen, im Keifen, Verdammen und Verwünschen so wortreich, haben zögernd und widerwillig ein paar matte banale Sätze gefunden zum Gedächtniß des edelsten Geistes, den die Kirche in unserer Zeit den ihrigen nennen durfte.

Der Grund ist einfach genug: Alessandro Manzoni hat jeden Anspruch auf das Wohlwollen des Papstes verwirkt, weil er nicht nur ein guter Katholik, sondern auch ein guter Italiener, nicht nur für die Einheit der Kirche, sondern auch für die Einheit des Vaterlandes begeistert war. Als ihn, nachdem Rom die Hauptstadt Italiens geworden war, der römische Gemeinderath zum Ehrenbürger der Stadt ernannte, da hat seine religiöse Gesinnung ihn nicht verhindert, die Ehre dankend anzunehmen. Dachte er doch schon seit Jahren, daß der Papst seines weltlichen Königthums entkleidet werden müsse und solle. „Mit der weltlichen Gewalt", so sagte er im Jahre 1864 zu einem Freunde, „geht's zu Ende. Ihr Verschwinden ist nothwendig zur Vollendung der Einheit und Unabhängigkeit Italiens und wird zumal der Religion zum Heile gereichen."

Also war der Dichter, der in seinen „Inni sacri“ die katholischen Mysterien und den Namen Mariä so warm andächtig besungen hatte wie nur je ein Minnesinger, der Schriftsteller, der in seinen „Osservazioni sulla Morale cattolica“ die Vortrefflichkeit der katholischen Sittenlehre so überzeugungsvoll zu beweisen gesucht hatte wie ein Doctor der Scholastik, — Alessandro Manzoni, der gläubigste Italiener des neunzehnten Jahrhunderts, war also zu derselben Ansicht gelangt über die Verderblichkeit der weltlichen Papstgewalt wie alle großen Italiener früherer Zeiten, wie Dante, der orthodoxe Ghibelline, wie Machiavelli, der Religion und Moral nicht berechnende politische Rechner, wie Alfieri, der freigeistige Tyrannenfeind. Und um so merkwürdiger ist es, daß Manzoni sich in seiner späteren Zeit so der Tradition der großen italienischen Geister anschloß, als er früher eine ganz andere Ansicht gehegt und bekannt hatte.

Der Gegenstand seiner im Jahre 1822 erschienenen Tragödie „Adelchi“ ist der Sieg des dem Papste zu Hülfe geeilten Frankenkönigs über den König der Longobarden. Der Dichter nimmt für keinen der kämpfenden Theile Partei. Karl, der die schuldlose Gemalin verstoßen hat, wird uns nicht so geschildert, daß er in höherem Maße unsere Bewunderung, Achtung oder Liebe erwecken könnte denn Desiderius, welcher sein dem Papste Hadrian gegebenes Versprechen gebrochen hat. Beide, der siegreiche Franke wie der unglückliche Longobarde, sind heldenhafte aber gewaltthätige Herrscher, und durch seine sittlichen Eigenschaften hat der eine seinen Triumph nicht mehr und nicht weniger verdient als der andere seine Niederlage. Nicht, weil er ein besserer Mann ist als Desiderius, siegt Karl, wohl aber, weil er das Schwert führt für den

Papst, und Desiderius geht unter, nicht weil er der Gegner des Franken, sondern, weil er der Gegner des Papstes ist. Nimmermehr hätte das Frankenheer den nach Italien führenden Engpaß bei Susa und das dort in unbezwingbarer Stellung verschanzte Heer der Longobarden durchbrochen, wenn nicht ein heiliger Mann der Kirche, ein Diakon von Ravenna, die Franken auf unbekannten Gebirgspfaden herübergeführt hätte, so daß sie den Longobarden in den Rücken fallen konnten. Der Papst ist der eigentliche Sieger; die Franken sind nur Werkzeuge in der Hand Gottes, um das der Kirche geraubte Gut, das Erbe des heiligen Petrus, zurückzuerstatten. Eine ausdrücklichere Gutheißung der weltlichen Herrschaft des Papstes als diese poetische Verherrlichung ihrer Anfänge läßt sich nicht denken. Allein der Dichter des „Adelchi" wird nicht immer der Meinung bleiben, welche ihn im Jahre 1822 zu seiner Tragödie begeistert hat. Ein halbes Jahrhundert ist seit damals vergangen: wieder bedroht ein oberitalienischer Herrscher den Besitz des Papstes, und in einem günstigen Augenblicke, da kein Frankenheer ihn stören kann, führt er die Drohung aus; — Victor Emanuel macht die Prophezeihung des Desiderius zur Wahrheit:

Quel dì che indarno
I nostri padri sospirar, serbato
È a noi: Roma fia nostra; e, tardi accorto,
Supplice invan, delle terrene spade
Disarmato per sempre, ai santi studi
Adrian tornerà; re delle preci,
Signor del Sacrifizio, il soglio a noi
Sgombro darà.

(Jener Tag,
Für unsrer Väter Sehnsucht unerreichbar,
Ist uns beschieden: Rom wird unser sein; —

Zu spät gewitzigt, hülfefleh'nd umsonst,
Des irdischen Schwerts für immerdar entwaffnet,
Kehrt zu der Lehre heiligem Amt der Papst;
Gebeteskönig, Herrscher am Altar,
Giebt er für uns den Thron frei.)

Meint man nicht in diesen Versen das Programm zu hören, mit welchem die italienische Regierung in Rom einzog? der Papst soll seiner weltlichen Herrschaft entbürdet werden, auf daß er, unbeschränkter Gebieter im Reich der Kirche, sich ganz seinem heiligen Berufe, der Verkündigung der Lehre, der Spendung der Gnaden widmen könne!

Die Wandlung, welche Manzoni aus einem Verherrlicher der weltlichen Papstgewalt zu einem billigenden Zuschauer ihres Untergangs gemacht hat, — eben diese Wandlung hat sich in unzähligen italienischen Gemüthern vollzogen und bildet den bedeutsamsten Vorgang in der inneren Entwicklung der nationalen Idee in Italien. Wohl hatten einzelne helle Geister längst erkannt, daß das Papstthum Italiens Ur- und Erbübel, die Ursache seiner Zerrissenheit, Schwäche nnd Abhängigkeit sei. Aber diese Erkenntniß konnte sehr natürlicher Weise nur Wenigen aufgehen. Die große, die ungeheure Mehrheit des Volkes vermochte das Papstthum nicht als etwas seiner politischen Entwicklung Hinderliches und Verderbliches zu hassen und zu bekämpfen, während sie es als eine von Gott gesetzte, zum Wesen der Religion gehörende Einrichtung verehrte. Die politische Revolution schien nicht gelingen zu können ohne eine religiöse Revolution; zu dieser aber fehlten nicht weniger als alle Voraussetzungen. Die Masse der Nation war zufrieden mit dem Glauben, den sie von ihren Vätern empfangen, und die Minderheit, welche sich diesem Glauben innerlich entfremdet hatte, fühlte doch nicht das Bedürfniß,

etwas Anderes zu glauben. Vergebens predigten die revolutionären Apostel den Umsturz der Throne zugleich und des Altars. Thron und Altar verbündeten sich nur um so enger, und die Ideen der nationalen Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit drangen nicht in die Gemüther, weil sie untrennbar verbunden schienen mit der Empörung gegen Gott und seine Kirche.

Da trat ein Dichter auf, für dessen Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit die Heiligen im Himmel gutgesagt hätten, und er, welcher an die Stelle der kalten Heidengötter, die in den Reimereien rhetorischer Akademiepoeten so lange ihr schattenhaftes Wesen getrieben, wieder die liebende Gottesmutter und ihren auferstandenen Sohn gesetzt hatte, er besang mit derselben Herzenswärme wie „die Schmach von Golgatha" und die Triumphe der Religion, so auch die Schmach des zerrissenen Vaterlandes und seine einstige Erlösung.

Schon im Jahre 1815 (aus Anlaß eines von Murat erlassenen, von Rimini datirten Aufrufs) gab Manzoni in einer Fragment gebliebenen Canzone dem Verlangen nach der Einheit Italiens glühenden Ausdruck; nur die Einheit kann uns die Freiheit geben, rief er:

Liberi non sarem se non siamo uni,

und mit Moses verglich er den Mann, der „die zerstreuten Reiser des italienischen Glückes" zu einem Gebunde zusammenraffen werde. Die Stimmung dieses wie der anderen patriotischen Gedichte ist eine tief religiöse. Den Sieg wird jener Gott geben, „welcher zuweilen — doch sicher ungern — die Kraft eines Volkes unter fremde Gewalt beugt, aber eines Tages die ruchlosen Schwerter zerbricht und die Unterdrücker niederschmettert und dem Manne, der für seine Heimat kämpft, den Zorn und die

Luft der Gefahr einhaucht." Im März 1821, als Karl Albert mit dem piemontesischen Heere den lombardischen Verschworenen zu Hilfe zu kommen sich anschickte, schrieb Manzoni die erst 27 Jahre später bekannt gewordene Ode „Marzo 1821", welche gewidmet ist „dem hehren Andenken Theodor Körner's — Dichter und Soldat der deutschen Unabhängigkeit, gestorben auf dem Schlachtfelde von Leipzig am 18. October 1813*) — ihm, dessen Name theuer ist allen Völkern, welche kämpfen für die Vertheidigung oder Wiedergewinnung eines Vaterlandes." Die Ode, in dem anapästischen Rhythmus geschrieben, in welchem Manzoni auch die dem Gegenstand nach verwandten Chöre seiner beiden Tragödien gedichtet hat, verkündet die Zusammengehörigkeit der italienischen Stämme ähnlich wie das Arndt'sche Vaterlandslied die der deutschen; aber der italienische Dichter übertrifft den deutschen an Energie des Gedankens und des Ausdrucks und zumal an Schönheit und Anschaulichkeit. Statt, wie der Deutsche thut, eine möglichst vollständige Aufzählung aller der zum Vaterland gehörigen Gaue und Landschaften zu geben, malt der Italiener die Untrennbarkeit der italienischen Stämme in einem treffenden Bilde. Wer in den Wassern des Po die vermengten Wellen der Dora, des Tanaro, der Adda unterscheiden kann, der mag auch ein wiedergeborenes Volk in verachtete Schaaren auseinanderreißen!

Una gente che libera tutta
O fia serva tra l'Alpe ed il mare;
Una d'arme, di lingua, d'altare,
Di memorie, di sangue e di cor.

---

*) Dieser Irrthum findet sich auch noch unverändert in den neuesten Ausgaben, z. B. in der vom Jahre 1868. Seltsam genug scheint Manzoni, der es mit allen geschichtlichen Einzelheiten so genau

Politische Tendenzgedichte im höchsten Sinne, wahrhafte Offenbarungen eines Volksgeistes, der durch den Mund eines großen Dichters spricht, sind der Chor im „Grafen Carmagnola“ und der erste der beiden Chöre im „Adelchi“. Der „Graf Carmagnola“ stellt eine Episode dar aus der italienischen Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts, aus jener Zeit, da die italienischen Gemeinwesen, in unaufhörlichen Fehden mit einander liegend, durch gemiethete Heerführer und deren Söldnerheere ihre Schlachten schlagen ließen. Eine solche Schlacht zwischen den Truppen des Herzogs von Mailand und denen der Republik Venedig schildert der Chor. Er fragt: Wer sind die Kämpfer? Welcher Fremde hat die schönen Fluren mit Krieg überzogen? Wer ist's, der geschworen hat, das Land seiner Geburt zu retten oder zu sterben? Und die Antwort lautet: Einem Lande sind sie alle entsprossen, sprechen eine Sprache alle; Brüder nennt sie der Fremde; die gemeinsame Herkunft spiegelt sich im Antlitz eines Jeden. Wehe! wer von ihnen hat zuerst das ruchlose Schwert gezückt, um den Bruder zu treffen? Welches ist der fluchwürdige Anlaß des fluchwürdigen Streites? — Sie wissen es nicht; um zu tödten, um zu sterben, sind sie hierhergekommen ohne Zorn; einem verkauften Führer verkauft, kämpfen sie und fragen nicht warum! — Die ganze Schlacht zieht in wundervoller Anschaulichkeit vor uns vorüber; wir sehen die Einen siegen, die Anderen fallen, wir sehen den Boten zu Pferde steigen, der die Nachricht des Ausgangs in die Lande trägt; in den Kirchen werden Lobgesänge gesungen zur Feier des Sieges, aber — von den Zinnen der Alpen hinab schaut der Fremde

nahm, nie erfahren zu haben, daß Körner nicht bei Leipzig gefallen ist.

schadenfroh, zählt mit grausamer Freude die Gefallenen und eilt, das zwieträchtige und erschöpfte Italien für sich in Besitz zu nehmen. Verhängnißvolles Land, ruft der Chor aus, du schienst zu enge deinen Söhnen, du weißt sie nicht in Frieden zu nähren, nun nimm die Fremdlinge auf. Ein Feind, den du nicht beleidigt hast, setzt sich höhnend an deinen Tisch, theilt die Habe der Thoren, nimmt deinen Königen ihr Schwert. Aber auch der Fremde ist thöricht! Blut und Unbill hat noch kein Volk glücklich gemacht. Den Besiegten trifft kein Leid mehr, den Sieger erwartet der göttliche Zorn. — Die letzte Strophe ist ein Hinweis auf das heilige Band der einen Erlösung, welches alle Menschen umschlingt und sie zu Brüdern macht.

„Die höchste Lyrik ist entschieden historisch," ruft Göthe bei Besprechung der Manzonischen Chöre aus, und das herrlichste Erzeugniß dieser höchsten, dieser historischen Lyrik Manzoni's, in welcher er Werke geschaffen hat, „die ihm Niemand nachmachen wird," dünkt uns der Chor, welcher den dritten Act des „Adelchi" schließt. Aehnlich wie im Chor des „Carmagnola" werden uns auch hier die Eindrücke geschildert, welche eine Schlacht, die Flucht der Besiegten, die Verfolgung der Sieger auf die friedliche Bevölkerung des Landes macht. Aber die Gegensätze der streitenden Parteien und der Zuschauer, deren Empfindungen der Chor ausdrückt, sind noch viel dramatischer als im „Carmagnola"; man muß wohl sagen, es ist mehr Leben, mehr Handlung in diesen lyrischen Strophen als in den fünf Acten der Tragödie. Eine weltgeschichtliche Situation: zwei germanische Völker, welche um die Herrschaft in Italien ringen, die eingeborenen Bewohner des Landes, die ehemaligen Herren der Welt, die Römer, nun

selbst willenlose Sklaven wechselnder Eroberer, unthätige Zuschauer und sichere Opfer der Kriege fremder Völker — das ist der erschütternde Inhalt dieser wie aus Posaunen hervortönenden, schnell rollenden Verse. Aus den bemoosten Atrien, aus den Trümmern der Gerichtshallen, aus den Werkstätten und Ackerfluren wagt sich scheu und leise ein Volk von Sklaven hervor und fragt, halb zagend, halb hoffend: Was bedeutet das Getöse und die Bewegung? warum sehe ich meine stolzen Unterdrücker auf wilder Flucht? wer sind die unbekannten Helden, welche von fernher in unser Land kamen, unsere grausamen Herren zu besiegen? Und welches ist der Kampfpreis, den sie erhoffen? Die Antwort auf diese Fragen der unterdrückten Lateiner lautet: Kehrt zurück zu euren stolzen Mauertrümmern, zu euren Werkstätten und Ackerfurchen! Nicht um euch zu befreien, sind die Franken gekommen und haben die Longobarden besiegt; eure Unterdrücker sind nur verdoppelt, mit den alten Fremdherrschern bleiben die neuen:

Il forte si mesce col vinto nemico,
Col novo signore rimane l'antico;
L'un popolo e l'altro sul collo vi sta.
Dividono i servi, dividon gli armenti;
Si posano insieme sui campi cruenti
D'un volgo disperso che nome non ha*).

---

*) Um dem Leser einen Begriff zu geben von der Schwierigkeit einer auch nur Genauigkeit anstrebenden Verdeutschung dieser lyrischen Stücke im Versmaß und Reim des Originals, setzen wir diese Strophe her, wie sie in der Uebersetzung des Adelchi von Joh. Friedr. Heinrich Schlosser (Heidelberg, 1830) lautet:

„Es mischt sich der Sieger dem Feinde, dem Starken,
Zwei Herr'n, sie gebieten verbündet den Marken,
Sie halten vereint euch im kräftigen Zwang;
Sie theilen die Knechte, sie theilen die Heerden,

Aus diesen Versen des papstfreundlichen Dichters lag es nahe für die Gegner des Papstthums ein Argument zu ihren Gunsten zu schöpfen. Schon Machiavelli hatte darauf hingewiesen, daß Papst Hadrian, indem er die Franken ins Land rief gegen die Longobarden, die Einheit Italiens, welche aus der über ganz Italien sich ausdehnenden Longobardenherrschaft erwachsen wäre, vereitelt hatte. Die meisten italienischen Historiker, namentlich Giannone, waren dieser Meinung Machiavelli's beigetreten; sie bildete einen der Hauptsätze der papstfeindlichen Politiker. Das veranlaßte Manzoni seinem „Adelchi" eine lange historische Abhandlung zuzufügen: „Discorso sopra alcuni punti della storia longobardica in Italia", worin er die Päpste gegen die wider sie erhobene Anklage vertheidigte. Er weist darin nach, daß zur Zeit des Sturzes des Longobardenreiches Longobarden und Römer sich noch als zwei feindliche Nationen, als Herren und Sklaven, auf dem italienischen Boden gegenüberstanden, und daß die Päpste kein Vorwurf trifft, wenn sie, um die Römer d. h. ihre eigene Nation von dem longobardischen Joche zu befreien, die Franken zu Hülfe riefen. Allein selbst angenommen, daß, was Manzoni über das Verhältniß der Römer und Longobarden während des siebenten und achten Jahrhunderts sagt, keine Einwendung erlaubte, so schließt dies doch nicht aus, daß die beiden Nationalitäten, die ein und dasselbe Land bewohnten, nothwendiger Weise mit der Zeit zu einem einzigen Volke verwachsen mußten und in der That verwachsen sind. Aber freilich, als dies geschehen war, als

---

Besitzen vereinigt die Gaun, die verheerten,
Zerstreueten Pöbels, deß Name verklang."

Die Schlosser'sche Uebersetzung des Dialogs ist hart und ungelenk, aber gewissenhaft treu.

Italien nicht mehr von Römern und Longobarden, sondern von Italienern bewohnt wurde, da bildete eben jener päpstliche Staat, dessen Gründung und Befestigung die Päpste dem Beistande der Frankenkönige dankten, das unüberwindliche Hinderniß, welches nicht gestattete, daß das italienische Volk einen italienischen Staat sein eigen nannte.

Während Manzoni, gleich begeistert für die Einheit seines Vaterlandes und für die auf dem Papstthum ruhende Einheit der Kirche, nicht zugeben wollte, daß das Papstthum der nationalen Einigung Italiens im Wege stehe, ahnte er nicht, wieviel er selbst beitrage zur Herstellung der nationalen Einheit auf Kosten des Papstthums. Eine Zeit lang schien es freilich, als ob Manzoni mit seinem Glauben an die Vereinbarkeit beider Recht gehabt habe. Auf dem Boden der Manzoni'schen Ideen erstand eine neue Gruppe italienischer Patrioten, die sich allmählich zu einer neuen Schule von Politikern entwickelte; sie lehrte und verlangte, im Gegensatz zu den papstfeindlichen Radicalen, daß die Unabhängigkeit Italiens im Bunde mit dem Papste zu erstreben sei, ja, nur mittelst des Papstes erlangt werden könne und dürfe. Das Papstthum ist die letzte nationale Glorie Italiens! so lautete eines der Lieblingsworte dieser Gruppe der „Neoguelfen", eines jener sentimentalen Worte, welches wie das einst bei uns vielwiederholte „Oesterreich ist der Schild Deutschlands!" eine klare Erkenntniß der wirklichen Thatsachen verhinderte. Man weiß, wie die neoguelfischen Träume eine Zeit lang auch in vielen klaren Köpfen Italiens Eingang fanden, bis in Pius IX. der Papst kam, der, indem er sie verwirklichen zu sollen schien, ihre Nichtigkeit gründlichst darthat. Darum ist es doch nicht minder wahr, daß diese neoguelfische Schule, welche, im Gegensatz zu den nicht in ihren Zielen, aber

in ihren Mitteln viel unpraktischeren Radicalen an die bestehenden Institutionen anknüpfte, die religiösen Empfindungen der Nation schonte und den Papst für einen Augenblick zum Verbündeten der nationalen Bestrebungen machte — es ist nicht minder wahr, sagen wir, daß diese Schule aus sich heraus jene verständige und tüchtige constitutionelle Partei hervorgebildet hat, der das Königreich Italien seine Entstehung verdankt. Als es sich im Jahre 1848 erwies, daß der Pio Nono-Jubel nichts Besseres gewesen war denn ein schöner Rausch, da trat sofort an die Stelle des hohlen römischen Schutzpatrons der italienischen Revolution die wuchtige Gestalt des sardinischen Königs; die Nation, die im Glauben an das Phantom eines nationalgesinnten Papstes zu ihrer politischen Aufgabe erzogen worden war, brauchte die Puppe nicht mehr und scheute nicht mehr zurück vor dem vollen Ernst ihres Werkes, den sie jetzt erst begriff. Gioberti, welcher in seinem „Primato d'Italia" eine Conföderation der italienischen Staaten unter dem Vorsitz des Papstes nicht sowohl empfohlen als geweissagt hatte, schrieb, durch die Erfahrungen von 1848 belehrt, den „Rinnuovamento", worin er ohne Umstände das weltliche Papstthum unter die Todten verwies und die Einheit mittelst und unter der savoyischen Dynastie als das einzig praktische nationale Programm verkündigte. Manzoni war unter den Neoguelfen derjenige, welcher, im Grunde ein viel älterer Unitarier als selbst Mazzini, an der Idee der Conföderation nie sonderliche Freude gehabt hatte. Eines Tages — es war im Jahre 1852 oder 1853 — als sein Freund, der Philosoph Rosmini, ihm vorstellte, wieviel möglicher die Herstellung einer italienischen Conföderation als die eines Einheitsstaates sei, erwiederte der Dichter, nachdem er alle seine anderen Einwendungen erschöpft

hatte: „Kurz und gut, der Bundesstaat ist ein häßlicher, und die Einheit ein schöner Wahn." (La confederazione è un'utopia brutta e l'unità un'utopia bella.)

Diese Antwort war sicherlich nicht die eines Politikers, und in der That hat Manzoni sich stets von der politischen Bühne ferngehalten. Er wußte, daß er nicht dafür taugte. Im Jahre 1848 wurde ihm wiederholt ein Abgeordnetenmandat für das sardinisch-lombardische Parlament angetragen, aber er lehnte es dankend ab, weil er, so sagte er, sich genau genug kenne, um voraus zu wissen, daß er in der Kammer niemals mit Ja zu stimmen vermöchte, ohne daß ihm die Gründe für das Nein ebenso sehr einleuchteten. (Das Petrarca'sche „Nè il si nè il no nel cuor mi suona intero!" während Dante, welcher nicht nur ein beschaulicher Dichter, sondern auch ein handelnder Staatsmann war, bezeichnender Weise sich so ausdrückt: „Il si e 'l no nel capo mi tenzona!") Indessen ließ Manzoni, vom König Victor Emanuel zum Senator ernannt, sich doch einmal bestimmen, im Parlamente zu erscheinen und sein Ja abzugeben: es war im Jahre 1864, auf der Tagesordnung stand der Vertrag mit Frankreich über die Räumung Roms Seitens der französischen Truppen und die Verlegung des italienischen Regierungssitzes von Turin nach Florenz. Manzoni stimmte vielleicht zumal darum für den Vertrag, weil derselbe statt des barbarischen Turin das classisch rein redende Florenz zur Hauptstadt Italiens machte. Im Punkt der Sprache war nämlich Manzoni wie in der Religion, wie in der nationalen Frage strammer Unitarier; für ihn wurde nur an einem Orte italienisch gesprochen, in Florenz, und er hätte gern das Mittel ausfindig gemacht, das alle Mütter der Halbinsel genöthigt hätte, nur in der Stadt Dante's ihre Kinder auf die Welt zu bringen, damit die-

selben vom ersten Lallen an nicht einen der hundert ketzerischen Dialekte, sondern die eine alleinseligmachende Sprache sprächen.

Dieser eigenthümliche, zwar nicht in der Politik aber in der Linguistik bis zu Utopien sich versteigende Einheitsdrang ist es, welcher Manzoni zu einem der bedeutsamsten Förderer und Mitarbeiter der nationalen Wiedergeburt seines Vaterlandes gemacht hat. Gewiß, er ist kein revolutionärer Agitator gewesen, kein Tribun in Prosa oder Versen wie es Berchet, Niccolini, Guerrazzi waren und hundert oder tausend Andere, welche in zahllosen Sonetten und Canzonen, Dramen und Romanen den Königen fluchten und die Croaten Räuber und Mörder nannten. Wie Goethe, so hat auch Manzoni die Anklage sich gefallen lassen müssen, daß er sein Vaterland nicht mit der gehörigen Inbrunst geliebt und sein Dichtertalent nicht ersprießlich angewendet habe. Wenn in derartigem Gerede sich noch ein Gradunterschied des Unverstandes feststellen läßt, so ist die Anklage dem demokratischen italienischen Dichter gegenüber noch viel grundloser als gegenüber dem aristokratischen deutschen. Ein demokratischer Dichter im edelsten Sinne verdient Manzoni*) genannt zu werden. Er hat seinem Vaterlande ein Buch gegeben, welches nicht nur dessen bestes, sondern einziges Volksbuch ist, ein Buch, dessen volle Bedeutung für Italien man nicht übertreibt, wenn man sagt: da dieses katholische Volk die Bibel nicht liest, so liest es die „Verlobten". Auch Goethe's „Faust" ist eine Bibel geworden — für die gebildeten Deutschen.

*) Hier beiläufig die Bemerkung, daß Manzoni keineswegs, wie auch jüngst wieder in den meisten Nekrologen behauptet war, den Titel eines Grafen führte oder zu beanspruchen hatte. Manzoni war ein einfacher Adliger, Nobile, ohne weiteren Titel.

Manzoni's Roman im Gegentheil wendet sich an die gesammte Nation, an jeden offenen Verstand, an jedes reine Herz. Da ist nichts, was nur genossen werden könnte von den „oberen Zehntausend“ und nichts, was diese nicht genießen könnten. Gedanken, Empfindungen, Handlungen, Schilderungen — alles darin trägt die Natur des allgemein Gültigen an sich. Das Psychologische, welches wegen seiner Wahrheit und Schärfe auch den feinsten Kenner des menschlichen Herzens mit Bewunderung und Entzücken erfüllen muß, ist doch ganz elementar. Insofern nämlich als in allen Charakteren nur die Bestandtheile, diese freilich noch in ihren letzten mikroskopischen Fäden, nachgewiesen werden, welche jeder Leser, auch das junge Mädchen und der halbwüchsige Knabe, auch der Arbeiter und der Landmann, in sich trägt. Solch ein Dichter, der keinen anderen Stoff verarbeit, als „was allen Menschen zugetheilt ist“, verdient denn doch wohl mit mehr Recht den Namen eines demokratischen Dichters als z. B. ein Guerrazzi, welcher das Demagogenhandwerk treibt und, weil Klappern auch zu diesem Handwerk gehört, nicht aufhört, durch die Seltsamkeit der Figuren, die Ungeheuerlichkeit der Ereignisse, die Paradoxie der Gedanken, die Absonderlichkeit der Empfindungen sein Publikum zu verblüffen. Immer einfach, ist Manzoni doch nie gewöhnlich; immer allverständlich, sagt er doch nie, was auch ein Anderer gesagt hat oder hätte sagen können. Und diese wunderbare, an die Antiken gemahnende Vermählung von Schlichtheit und Vornehmheit im Stoff und in der Behandlung des Stoffes ist auch das Wesen der Gesinnung, welche das merkwürdige Buch durchweht. Es ist die zugleich volksthümliche und großartige Weltanschauung, die zugleich einfache und erhabene Sittlichkeit des Christenthums, welche nicht abstract

lehrhaft, sondern in Menschen und Ereignissen verkörpert dem Leser entgegentritt. Die specifisch katholische Färbung fehlt diesem Christenthum wahrlich nicht, aber jede Lehre, jede Einrichtung der Kirche ist hier auf ihren ursprünglichen Gehalt, auf ihre allgemeine Wahrheit, ihre dauernde Bedeutung zurückgeführt, und auch der unversöhnlichste Gegner des realen Katholicismus kann diesem idealen Katholicismus seine Liebe und Bewunderung nicht verweigern. Wir werden hier nichts gewahr von dem Gegensatz der äußeren Sittlichkeit der Kirche und der inneren des Gewissens; beide sind ein und dasselbe; selbst an ein Wunder wie das der plötzlichen Bekehrung des „Innominato“ glauben wir, weil wir es begreifen. In dieser festgefügten Welt der katholischen Kirche, wo Erde, Himmel und Hölle sich so deutlich begrenzen, wo es keinen Raum giebt für unlösbare Zweifel und unausgleichliche Widersprüche, wo die göttliche Gnade sich keiner menschlichen Bedürftigkeit versagt — mit welcher Sicherheit waltet da der Dichter seines Berufes: des Berufes zu bessern und zu belehren, zu trösten und zu warnen, zu strafen und zu belohnen. Auch diese Auffassung seiner Dichtermission ist wieder die allervolksthümlichste: Manzoni will nicht eine philosophische oder ästhetische Befriedigung den Wenigen verschaffen, die dafür empfänglich sind, sondern er will eine moralische Erhebung Allen bringen. Glücklicher Weise, zu seinem und unserm Glücke, ist es ihm gelungen, zugleich Alle zu erbauen und die Wenigen zu befriedigen. Darin eben ist er vollends ein ganz einziger literarischer Charakter, daß er das Nützliche will und das Schöne schafft: er steckt voller Tendenzen, religiöser, nationaler, moralischer, auch wissenschaftlicher; es kommt ihm mehr darauf an, ein gewissenhafter Geschichtschreiber, ein warmer

Patriot, ein rechtgläubiger Katholik, ein heilsamer Moralist zu sein, als ein großer Dichter, und er ist dies alles und ein großer Dichter dazu. Ihm war es gegeben, Absichten zu hegen, Zwecke zu verfolgen und doch stets wahr und wahrhaft zu bleiben. Als Historiker zeichnet er mit überzeugendster Treue die Vergangenheit, und doch sind die Menschen, die er aus ihren Gräbern erstehen läßt, Menschen mit warmem Herzblut. Als Patriot beweint er das Unglück, ersehnt er die Auferstehung seines Vaterlandes, aber kein ungerechtes Wort entschlüpft ihm gegen die Unterdrücker. Und so ist er ein Katholik ohne Fanatismus, ein Moralist ohne Härte noch Hochmuth — immer wahr, gerecht, billig — menschlich mit einem Worte.

Einer der Goethe'schen Aufsätze über Manzoni enthält ein Wort über die Aufgabe der Kritik, welches mehr beherzigt werden sollte. Er sagt: „Es giebt eine zerstörende Kritik und eine productive. Jene ist sehr leicht, denn man darf sich nur einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgethan, und man dürfe, ohne Weiteres, seine Forderung als unbefriedigt erklären, und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler."

Die zerstörende Kritik hat sich vielfach gerade an Manzoni versündigt, in Italien und zumal auch in Deutschland (Gervinus, Ruth). Es ist dem Dichter vorgeworfen worden, daß er in einer Zeit, da Papst und Geistlichkeit nicht nur selbst ihre finstere Tyrannei übten, sondern auch dem fremden Unterdrücker, welcher Italien in Fesseln hielt, ihren Beistand liehen, — daß er deßungeachtet die Kirche verherrlicht und die christliche Vorschrift eingeschärft habe,

die da gebietet, auch den Feind zu lieben. Statt den Dichter zu nehmen, als den, der er war, als einen christlichen und katholischen Dichter, hat man ihn getadelt, weil er nicht ein anderer war. Nur dann hätte der Tadel eine Berechtigung gehabt, wenn seine religiöse Gesinnung ihn verleitet hätte, unschön, unwahr, ungerecht zu sein, wenn sie ihn zu einem schlechten oder mittelmäßigen Dichter gemacht hätte. Nicht weil ein Dichter Religion und Kirche, ein anderer Freiheit und Vaterland besingt, kann der eine dem anderen vorgezogen werden, obwohl sehr begreiflicher Weise religiöse Gemüther an einem religiösen, patriotische an einem patriotischen Sänger besondere Vorzüge entdecken. Uebrigens hat Manzoni Vaterland und Freiheit so gut verherrlicht als Religion und Kirche, und es verleumdet ihn, wer da behauptet, er habe feige Unterwerfung unter Gewalt und Unrecht gelehrt. Die Wahrheit ist, daß er in seiner harmonischen Seele einen Gegensatz seiner religiösen und seiner patriotischen Empfindungen nicht zuließ, und, wie wir gesehen haben, war er eben dadurch berufen, der vaterländischen Sache Dienste zu leisten, die ihm eine hervorragende Bedeutung auch in der Geschichte der Einheitsbewegung Italiens sichern. Glücklicher Weise wird durch diesen seinen Einfluß auf die politische Entwickelung seiner Nation wie durch seine religiösen Gesinnungen sein poetisches Verdienst nicht erhöht und nicht vermindert, und noch die fernsten italienischen Generationen werden sich an der Schönheit des „Adelchi“ und der „Verlobten“ erfreuen, auch wenn sie dann erfahren haben sollten, daß nicht nur das weltliche Papstthum, welches Manzoni selbst noch hat aufgeben müssen, sondern auch das geistliche Papstthum sich mit der Einheit und Freiheit Italiens nicht verträgt. (Spenersche Zeitung 1873.)

Massimo d'Azeglio's Memoiren und Briefe.

I. Memoiren.

(I miei ricordi. Di Massimo d'Azeglio ecc.)

Einer doppelten Absicht pflegen Autobiographien ihren Ursprung zu verdanken: entweder berichtet jemand über sein Leben, damit er besser verstanden, seine Thaten und Werke richtiger gewürdigt werden, oder er hält die Ereignisse, an denen er als Mitspieler und Zuschauer theilgenommen, für interessant genug, um durch ihre Mittheilung der geschichtlichen Kenntniß, manchmal auch nur dem Unterhaltungsbedürfniß seiner Leser einen Dienst zu erweisen. Die „Erinnerungen" Massimo d'Azeglio's verfolgen keinen dieser beiden Zwecke: sie wollen nicht einen Commentar zu der so mannichfaltigen Thätigkeit des Mannes liefern, und die Ausbeute, welche sich aus ihnen für die genauere Kenntniß der neueren italienischen Geschichte schöpfen läßt, steht jedenfalls nicht im Verhältniß zu der hervorragenden und zeitweise leitenden Stellung, welche der Erzähler innerhalb der sein Vaterland bewegenden Ereignisse eingenommen hat. Dieser Mangel an neuen Mittheilungen, an „Bekenntnissen" und „Enthüllungen", erklärt sich allerdings zum Theile einfach dadurch, daß das Buch unvollendet geblieben ist und die letzten zwanzig Lebensjahre des Verfassers ausschließt,

also gerade die Zeit, in welche seine politische Wirksamkeit fällt. Doch vertrug sich überhaupt nicht mit d'Azeglio's Charakter die Lust an Bekenntnissen und Enthüllungen, welche Andere betrafen; über sich selbst aber hatte er nichts zu bekennen. Das Leben d'Azeglio's bedarf keines Commentars und noch weniger einer Apologie. Was er als Künstler, Schriftsteller, Staatsmann gewollt hat, war ihm selbst wie den Anderen von allem Anfang an klar; seine Ziele waren fest umschrieben, seine Mittel einfach und redlich; der Maler wie der Dichter, der Publicist wie der Minister ist stets mit demselben klaren Blicke auf demselben geraden Wege gewandelt, und dieser Weg hat sich nirgends den Augen der Zeitgenossen entzogen. „Seit vierzig Jahren glaube ich einer der Männer Europas gewesen zu sein, der die wenigsten Lügen gesagt hat, die Jahre eingeschlossen, in welchen ich Minister und Diplomat war: Handwerke, in denen es noch wichtiger als in den anderen ist, keine zu sagen, obwohl der Pöbel gerade das Umgekehrte glaubt.“ Diese Worte bezeichnen den Mann. Bei ihm ist nichts ins rechte Licht zu stellen, nichts zu vertuschen; er will nicht vertheidigen, nicht beschönigen, und wenn er es wollte und nöthig hätte, er könnte es nicht. Aber allerdings, wo es keinen Zweifel zu lösen giebt, liegt auch kein Räthsel vor. Mit ehrfurchtsvollem Bangen, mit stillem Entzücken horchen wir, wenn der Genius uns von dem dunkeln Drang der Jugend, von dem geheimnißvollen Walten einer nach Gestaltung ringenden Naturkraft erzählt. Die „Erinnerungen“ Massimo d'Azeglio's reden keine so hohe Sprache; „Verstand und rechter Sinn“ führen das Wort, schalkhafte Liebenswürdigkeit mischt sich drein; wir brauchen nur ein paar Seiten zu lesen, und der Erzähler ist uns ein lieber naher Freund geworden,

dem wir uns mit völliger Sicherheit anvertrauen; sein treuherziges und doch so lebenskluges, zugleich starkes und mildes Wesen flößt uns diese Sicherheit ein; obwohl wir es mit einem so berühmten Manne, mit dem Sprößling eines im Gefolge Karls von Anjou nach Italien gekommenen Geschlechtes, mit einem ersten Minister zu thun haben, fällt es uns nicht ein, in ehrfürchtiger Ferne stehen zu bleiben. Wir setzen uns traulich zu ihm, hören ihm mit Lust und Aufmerksamkeit zu, dem trefflichen Plauderer, der in so schlichter Sprache so reizend zu schildern weiß; doch stehen wir nicht an, wenn es gerade Wichtigeres zu thun giebt, das anmuthige Gespräch zu unterbrechen, und tragen keine Sorge darum, daß wir den Faden verlieren könnten.

Trotz seiner mannichfachen und fruchtbaren Thätigkeit ist Massimo d'Azeglio kein complicirter, tiefer, im eigentlichen Sinne schöpferischer Geist gewesen, zu dessen Erkenntniß man nur durch lange Beobachtung und liebevolle Forschung gelangte. Ueberhaupt erscheint bei ihm nicht sowohl der Geist wie der Charakter als das schaffende Princip. Dieser Charakter aber, aus einem Stoff und Guß, spiegelt sich klar und völlig selbst in den kleinsten Aufsätzen eines Schriftstellers, dem Einfachheit und Verständlichkeit für die vorzüglichsten Eigenschaften des Stiles und nicht bloß des Stiles gelten. Eine genauere Kenntniß der Lebensumstände d'Azeglio's hilft uns die äußere Wirkung seiner Schriften besser begreifen; für die Würdigung ihres inneren Wesens und Gehaltes ist sie entbehrlich. Seinen Schriften und überhaupt seinem ganzen Handeln und Schaffen liegt ein einziger Grundgedanke unter, der sich uns längst offenbart, uns längst erlaubt hat, ohne Gefahr des Irrthums zu schließen, was für ein

Menschenkind derjenige sein müsse, der also denkt und spricht.

Neue Aufklärungen über den Entwicklungsgang d'Azeglio's wird also, wer schon früher nicht mehr im Unklaren sein konnte, über Art, Ausdehnung und Beschränkung dieses Geistes in der vorliegenden Selbstbiographie nicht suchen und nicht vermissen. In der That kann dieselbe nur die Meinung derer bestärken, welchen die Bedeutung des Mannes stets mehr eine relative als eine absolute hat scheinen wollen; welche dafür halten, daß er mehr vielseitig als reich begabt gewesen, mehr Gesundheit und Redlichkeit als Kraft und Tiefe des Geistes und mehr sittliche als geistige Vorzüge besessen; welche dankbar den wohlthätigen Einfluß anerkennen, den er auf die innere Entwicklung und äußere Geschichte seiner Nation geübt, diesen Einfluß aber mehr aus der Zeitgemäßheit als aus der Größe und Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung herleiten, welche in dem nur durch Leichtigkeit des Schaffens ausgezeichneten Maler und Romanschreiber zumal den Edelmann sehen, der die Vorurtheile seiner Kaste verachtend, höfische Abhängigkeit verschmähend, durch Malen und Schreiben seinen Lebensunterhalt gewann, welche in dem Publicisten und Staatsmann nicht die Weite der Anschauungen, die schöpferische Gewalt der Ideen, die Fruchtbarkeit der Mittel, den Schwung der Beredsamkeit, die Gründlichkeit der Kenntnisse bewundern — alle diese Eigenschaften gingen ihm ab — wohl aber eine Vaterlandsliebe, die begeistert und opferwillig zu sein verstand ohne Fanatismus, einen Freiheitssinn, der in der sittlichen Erziehung der Nation die Voraussetzung und Bürgschaft ihrer Freiheit suchte, eine Aufrichtigkeit, die dem Freunde so gut als dem Feinde die Wahrheit zu sagen wagte, eine Gewissenhaftigkeit, die sich

in der Verfolgung auch der höchsten und theuersten Ziele nie von der Bahn strengster Redlichkeit abbringen ließ.

Solche sittliche Vorzüge machen zu jeder Zeit und unter jedem Volke einen Ehrenmann und einen nützlichen Bürger. In Italien, in dem heutigen Italien, wo eine Nation nach jahrhundertlanger Erstarrung zu neuem Leben erwacht und sich Alles zu erringen hat, was Bedingung des Lebens ist, nicht nur die äußere Form und Gestalt, sondern auch die innere Kraft und Regsamkeit, in Italien waren und sind die Verhältnisse derart, daß schlichte verständige Redlichkeit eine Wirksamkeit entfalten konnte so eingreifender, so wohlthätiger Art, wie sie sonst nur dem Genius verstattet ist. Festigkeit, Ehrlichkeit, Muth, gesunder Verstand, unbestechliches Urtheil — alles das reicht sonst nicht hin, einen großen Schriftsteller, einen großen Staatsmann zu schaffen. Massimo d'Azeglio ist mit diesen Eigenschaften und eben durch dieselben Beides geworden — ein Schriftsteller, aus dessen Schriften sein Volk sich die gesundeste, angenehmste Nahrung holte, ein Staatsmann, welcher in schwerer Zeit der geeignete, ja unentbehrliche Vorläufer eines an Begabung unendlich verschiedenen Nachfolgers wurde. D'Azeglio hat das Werk Cavours vorbereitet; daß er selbst dieses Werk nicht ausführte, nicht hätte ausführen können, verringert sein Verdienst nicht. Seine eigenthümliche selbständige Bedeutung besteht gerade darin, daß er in dem Augenblicke, als er den durch die Proclamation von Moncalieri geretteten Staat in die Hände seines großen Nachfolgers übergab, seine Aufgabe noch nicht vollendet hatte, daß er auch weiterhin an der Riesenarbeit der Auferweckung Italiens seinen minderglänzenden, aber wesentlichen Antheil nahm. Das fühlt die Nation heute; nicht nur Cavour, auch

d'Azeglio hat sie zu frühe eingebüßt, beide sind noch nicht ersetzt. D'Azeglio war nicht der Mann, die nationale und politische Einheit Italiens zu schaffen; seine Vorzüge wie seine Mängel hätten ihn daran gehindert. Aber mit der politischen Unabhängigkeit, Einheit, Freiheit hat Italien nur eine Bedingung gesunden Lebens erworben, hat es Körper und Gestalt erhalten und die äußere Stellung in der Welt. Nicht ebenso schnell hat sich die innere Schwäche und Fäulniß und Trägheit, nothwendiges Ergebniß so langen Siechthums, in Kraft und Frische und Bewegung verwandelt. Auch das einige und freie Italien krankt noch an den Gebrechen, welche der früheren Zerstücklung und Knechtschaft entsprangen, und eben diese Gebrechen zu bekämpfen und zu heilen, das war der edle Beruf, den sich Massimo d'Azeglio gewählt, den er Zeitlebens mit allen Kräften, mit jedem Opfer verfolgt hat und dem er, möchte man sagen, selbst über das Grab hinaus obliegen wollte. Dessen sind ein schönes Zeugniß die vorliegenden Erinnerungen, welche der greise Patriot in keiner andern Absicht geschrieben hat, als um auch so noch zu der sittlichen Erziehung seines Volkes beizutragen.

„Italien", so heißt es in der (1865 geschriebenen) Einleitung, „Italien ringt und arbeitet seit etwa einem halben Jahrhundert, um ein einziges Volk zu werden, um sich zu einer Nation zu bilden. Es hat sein Gebiet großentheils wieder erlangt. Der Kampf mit dem Fremden ist auf gutem Wege, doch das ist nicht die größte Schwierigkeit. Die größte, die wahre, diejenige, welche Alles ungewiß und in Frage läßt, ist der innere Kampf. Die gefährlichsten Feinde Italiens sind nicht die Oesterreicher, sondern die Italiener. Und zwar darum, weil die Italiener ein neues Italien haben schaffen und sie selbst die alten

Italiener von früher haben bleiben wollen mit der Unbrauchbarkeit und dem moralischen Elend, das von Alters her ihr Erbtheil gewesen ist; weil sie daran denken, Italien zu erneuern, und Keiner wahrnimmt, daß, will man's fertig bringen, man vor Allem sich selbst erneuern muß; weil Italien, wie alle Völker, erst dann eine Nation werden, geordnet, gut verwaltet, stark gegen den Fremden wie gegen den Sectirer im Innern, frei und selbständig sein kann, wenn Groß und Klein und Mittelstand, ein Jeder in seiner Sphäre, seine Pflicht erfüllt und gut erfüllt, oder wenigstens so gut, als er vermag. Aber um die meistentheils lästige, alltägliche, dunkle Pflicht zu erfüllen, braucht man Willensstärke und die Ueberzeugung, daß man die Pflicht erfüllen muß, nicht weil sie ergötzt oder nützt, sondern weil sie Pflicht ist; und diese Willensstärke, diese Ueberzeugung ist die kostbare Mitgift, die mit einem Wort Charakter heißt, und deshalb besteht, um es kurz zu sagen, das vorzüglichste Bedürfniß Italiens darin, daß sich Italiener von hohem und starkem Charakter bilden. Doch nur zu sehr nähert man sich jeden Tag mehr dem entgegengesetzten Pole; nur zu wahr ist es, daß Italien entstanden ist, daß aber die Italiener nicht entstehen".

Massimo d'Azeglio hat das Bewußtsein und darf es haben, daß er selbst ein Italiener ist, wie ihrer das junge Vaterland bedarf. Darum erzählt er seinen Landsleuten sein eigenes Leben. Indem er sich zum Gegenstand eines moralischen und psychologischen Studiums macht, wünscht er zu der moralischen Erneuerung seiner Landsleute beizutragen. Bescheidentlich fügt er aber hinzu, er hoffe, seinen Lesern noch bessere Waare als sich selbst vorsetzen zu können. „Ich bin in meinem Leben einer sehr großen Zahl von Personen begegnet. Mein Glück wollte, daß

sich unter denselben Männer ersten Ranges befanden, herrliche Köpfe, edle Herzen und seltene Charaktere. Ich hoffe, daß es mir gelingen werde, aus ihren Bildnissen eine an edlen Mustern reiche Gallerie zu bilden. Gott gebe, daß sie eine andere ebenso reiche, die ihrer Nachahmer hervorrufe. In meiner langen Laufbahn bin ich auf wahre Heldenseelen gestoßen. Doch verstehen wir uns. Ich nenne Helden die, welche sich den Anderen opfern, nicht aber die, welche die Anderen sich opfern. Ich werde also kein Modell vorzuführen haben, das auch nur im geringsten jenen großen Peinigern unserer Gattung gliche, welche dieselbe verehrt und bewundert im umgekehrten Verhältniß des Uebels, das sie ihr anthun."

Der Gedanke, daß es in Italien an sittlichem Ernste, an redlichem Fleiße, an den bescheidenen Tugenden des Hauses fehle, läßt den Erzähler nicht los. Nicht die lange Reihe seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen führt er uns vor, er kramt nicht in den Wappenbüchern, in der Familienchronik der Taparelli; solche arme Eitelkeit kennt er nicht. Aber an hundert Stellen feiert er in rührender Weise das Andenken seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister. Er ist stolz, nicht der Sohn eines uralten Geschlechtes zu sein, aber der Sohn solcher Eltern, und er verkündet vor der Nation ihre stille Trefflichkeit, nicht sowohl um ihre verlöschenden Namen der Vergessenheit zu entreißen, als um ihr hohes Beispiel der Nachwelt aufzubewahren. Und wie innerhalb der Mauern des eigenen Hauses, so überall sucht und preist er nicht den lauten Ruhm, sondern das stille Verdienst, nicht die rücksichtslose Gewalt, sondern den Muth des Entsagens, die Kraft des Duldens. Einem Diener seiner Familie, der seinem Vater in die Kriegsgefangenschaft als treuer Begleiter ge-

folgt war und sich damit den Namen „Pylades“ verdient hatte, möchte er ein Denkmal setzen „aere perennius“.

„Armer Pylades! Ich wollte, es hätten diese Seiten soviel Verdienst, daß sie ein Stück fortdauerten. Es würde dann dir nicht begegnen, wie so vielen anderen armen dunklen Menschen, welche in ihrem Herzen, ohne die Hilfe der Bücher und der Vorbilder die Keime des Heroismus finden und die größten Opfer bringen: daß Niemand sie kennt und daß man nicht einmal im Traume daran denkt, sie der Welt bekannt zu machen. Du wenigstens würdest einer völligen Vergessenheit entgehen! Genug, die Vorsehung wird ihm einen besseren Ersatz zu geben wissen. Das ist gewiß, daß, im Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit, ich nie und nimmermehr glauben werde, daß an jenem geheimen und unbekannten Orte, welcher unsere Seelen zur Belohnung ihrer Verdienste erwartet, falls es daselbst, um den menschlichen Sprachgebrauch anzuwenden, Classen, Rangordnungen, Kronen, mehr oder minder hohe Plätze giebt — daß, sage ich, ich nie glauben werde, wenn Gott mir die Gnade erweisen sollte, mich dort eingehen zu lassen, ich die tödtliche Kränkung zu erfahren hätte, daß ich Pylades auf niedrigerem Sitze fände, als beispielshalber Alexander den Großen. Ich habe die vollste Gewißheit, vielmehr Pylades an weit höherer Stelle zu finden, und das wird eben nur für den einen wie für den anderen die reine Gerechtigkeit sein. Das wäre schön, wenn der, der so viel Zerstörung und Verzweiflung über so viele menschliche Seelen brachte, bloß um für sich allein das von der Vorsehung zum größeren oder geringeren Glücke Aller bestimmte Gute in Beschlag zu nehmen; der im Rausche seinen liebsten Freund ermordete; der in Folge des vielen Trinkens starb und so viele Nationen seinen

Raubgesellen zur Beute zurückließ; — es wäre schön, sage ich, wenn Alexander der Große von der göttlichen Gerechtigkeit dem Johann Drovetti vorgezogen werden sollte!"

Trotz der scherzhaften Einkleidung ist es dem Erzähler mit der in diesen Worten enthaltenen Weltanschauung Ernst, zu sehr Ernst, als daß sich der Leser nicht getrieben fühlte, Einspruch zu erheben. Aus Sucht nach Gerechtigkeit läuft d'Azeglio Gefahr, ungerecht zu werden; das ausschließliche Verharren auf dem sittlichen Standpunkte, die geflissentliche Blindheit für jeden andern läßt die Sittlichkeit engherzig und spießbürgerlich werden, und in der That geräth d'Azeglio dahin, das Gute mit dem bloß Nützlichen zu verwechseln. Er hat sich nie von der Wahrheit der Religion überzeugen können, er gehört nicht zu den Gläubigen, aber er rühmt das Dogma, weil es im Menschen die Ehrfurcht vor der Autorität unterhält. Er, der Maler, der Schriftsteller, der von seinem Pinsel und seiner Feder gelebt hat und darauf stolz ist, er giebt den ernsthaften Rath, daß sich der Kunst und Literatur nur solche Leute widmen möchten, die aus Mangel an Talent und Verbindungen nicht als Beamte, als Soldaten, als National-Oekonomen u. s. w. ihrem Lande nützlichere Dienste leisten können. Ob der Entrüstung gegen die, welche er die Peiniger des Menschengeschlechtes nennt, verliert er den Sinn für die großen Gestalten der Geschichte. „Man liebt es, die Römer und Griechen zu citiren. So oft ein Mörder oder ein Ehrgeiziger in den Himmel erhoben werden soll, werden immer die Gracchen und die Brutus und Cassius vorangestellt."

Eine so enge, beschränkte, kleinliche Auffassung der Welt und der Geschichte erklärt sich nicht allein durch die geringe historische und philosophische Bildung des Verfassers.

Wir dürften uns billig wundern, wie ein Mann, der solche Anschauungen mit dem ersten besten Handschuhmacher theilt, eine so große und so würdige Rolle in den gewaltigen Ereignissen ausfüllen konnte, die vor der staunenden Mitwelt vorübergegangen sind. Und in der That glauben wir, daß der Massimo d'Azeglio, der uns hier sein Leben erzählt, nicht völlig derselbe Massimo d'Azeglio ist, der dieses Leben gelebt hat. Wir haben oben gesagt, daß dieser Mann keiner von denen ist, welche ihre Vergangenheit vertheidigen und beschönigen mögen. Er ist keiner Lüge fähig, haben wir gesagt. Keiner geflissentlichen Lüge, fügen wir jetzt verbessernd hinzu. Aber keine noch so redliche Wahrheitsliebe ist vor dem Schicksal bewahrt, unwissentlich falsches Zeugniß abzulegen, und des Menschen Gebrechlichkeit geht, ach! so weit, daß die wandelnde Zeit ihr Spiel mit ihm treibt, und er merkt es nicht, daß er ein Andrer wird, und wähnt, er sei immer gewesen, was er jetzt ist. An d'Azeglio, dem fast siebzigjährigen Greis, waren die Jahre, die Enttäuschungen, die Verbitterungen nicht spurlos vorübergegangen. Er war alt geworden und erkannte seine Jugend, die stolze Hoffnung, die frohe Zuversicht, den leichten Muth, das hohe Gefühl der früheren Jahre nicht mehr. Gerade in dem Augenblicke, da das Vaterland, das Ziel all seines Strebens und Schaffens, mit fast märchenhafter Raschheit sich vor ihm aufbaute, wußte er nicht ganz zu verwinden, was Schmerzliches in der Erkenntniß lag, daß das Ziel in andrer Weise erreicht worden, als er selbst sonst geglaubt und gewünscht hatte. Und doppelt stark machte sich neben der Freude über ein so unverhofftes Gelingen die Besorgniß geltend, daß, was die Begeisterung der Nation so schnell geschaffen hatte, durch die Begeisterung allein nicht erhalten werden möchte.

Im Gegensatz zu den Anhängern Mazzini's, welche, zugleich Träumer und Verschwörer, mit dem Dolch antiker Tyrannenmörder bewaffnet, einen mystischen, nebelhaften italienischen Einheitsstaat herstellen wollten, hatte Massimo d'Azeglio gelehrt, wolle die Nation dem heiligen Ziele ihrer Unabhängigkeit sich nähern, so müsse sie langsam aber sicher auf offenen geraden Wegen fortzuschreiten bestrebt sein. Die Nation müsse erst innerlich sich befreien, das war der Sinn aller seiner Reden und Schriften gewesen, sonst hoffe sie vergebens auf Befreiung von dem äußeren Feinde. Und nur an diese Befreiung, an die Unabhängigkeit von fremder Herrschaft dachte er. Wie das einmal unabhängige Italien zu ordnen sei, ob die einzelnen Staaten fortzudauern, ob sie eine Conföderation zu bilden, ob sie, was ihm kaum wahrscheinlich dünkte, in einem Einheitsstaat aufzugehen hätten, welche Verfassung, welches Maß innerer Freiheit walten solle, — alles das waren Fragen, die hinter der einzigen Frage der Unabhängigkeit zurückstehen mußten, für deren Lösung er die Zeit nicht gekommen, das Volk nicht reif sah. Da plötzlich erschien die Unabhängigkeit und nicht nur die Unabhängigkeit, sondern auch die Einheit und eine so freisinnige Verfassung, wie sie bislang kaum ein andrer europäischer Staat besessen. Das Alles erschien, nicht weil das Volk sich über Nacht die ihm fehlende Reife angeeignet hätte — das wäre ja ein wirkliches Wunder gewesen, — wohl aber, weil es aus Begeisterung und politischem Instinct einen günstigen Augenblick zu benutzen verstand. Was also dem Volke abging, war nicht Begeisterung, Schwung, große aber unbestimmte Gedanken, eine gewaltige aber nicht nachhaltige Spannung aller Kräfte und Fähigkeiten. Nicht an poetischer Empfänglichkeit gebrach es ihm, — die tragischen

Helden, die Brutus und Cassius bewunderte es nur zu sehr, aus ihren stolzen bilderreichen Reden schöpfte es nur zu ausschließlich seine Weisheit. Aber die Weisheit aller Tage, die verständige Lebensklugheit, die Tugend aller Tage, die schlichte redliche Arbeit, die Opferwilligkeit, die sich nicht nur zu opfern weiß, wenn es einen Tyrannen zu ermorden gilt, die Ausdauer, welche sich nicht nur in der Gründung stets neuer Geheimbünde bewährt, — wo blieben sie, die dunkeln, unscheinbaren spießbürgerlichen Eigenschaften, die doch so unentbehrlich sind für das Gedeihen eines jeden Gemeinwesens? Wir glauben, daß Massimo d'Azeglio, gedrückt von der Schwermuth des Alters, geirrt hat, wenn er das Heil seines Volkes von der Annahme und Befolgung einer engherzigen Moral, einer kurzsichtigen Theorie der Nützlichkeit abhängig machte. Daraus allein kann gewiß das Heil nicht entspringen, und überdies sind Moralpredigten schwerlich das sicherste Mittel, Moralität zu verbreiten. Aber ein Schriftsteller, der überreden, belehren, eine praktische Wirkung üben will, kann sich nicht vor Uebertreibungen bewahren, die er in seinem feurigen Eifer für das richtige Maß ansieht. Massimo d'Azeglio's Erinnerungen sind ein Tendenzbuch; genug, daß ihre Tendenz zwar keine allgemeine, keine ausschließliche, aber immerhin eine große Berechtigung für das heutige Italien — und an die heutigen Italiener ist es gerichtet — beanspruchen darf.

Zum Glück hat aber das Buch noch einen andern Werth als den einer löblichen Absicht und einer zeitlich und räumlich engbegrenzten Nützlichkeit. Wie das Leben des Erzählers, der Künstler und Romanschreiber war, ehe er ein, die Kunst und die Schriftstellerei über die Achsel ansehender Moralist geworden ist, wie dieses oft recht un-

gebundene Künstlerleben einen seltsamen Gegensatz bildet zu der in seiner Beschreibung niedergelegten Weisheit, so befindet sich auch diese Weisheit, die lehrhafte Absicht nicht völlig in Einklang mit dem Ton und der Form der Erzählung. Trotz alledem und alledem ist d'Azeglio doch Künstler und Schriftsteller geblieben, und wie um seine spießbürgerliche Philosophie Lügen zu strafen, hat die Beschreibung seines Lebens ihren vorzüglichsten, ihren bleibenden Werth in ihrer künstlerischen Form, in dem Reiz der Sprache, in der Meisterschaft der Schilderungen, in der heiteren, farbenreichen Lebendigkeit der Darstellung erhalten. Mehr als einmal widerspricht der engherzigen Pedanterie einer allgemeinen Bemerkung das Ereigniß, an welches sie angeknüpft ist; dieses Ereigniß ist von keinem mürrischen Schulfuchs erlebt worden, und Einer, der nichts als ein Schulfuchs ist, wüßte uns davon nicht so anmuthigen und lustigen Bericht zu geben. Wie klar und treu und bunt zeichnet sich in diesen Blättern das Italien, das vor dreißig, vierzig, fünfzig Jahren gewesen ist. Der sechzehnjährige Offizier, der unter dem patriarchalischen Regiment des ersten Victor Emanuel in dem bigotten Turin seine tollen Jugendstreiche beging, der in dem leichtfertig lüsternen Rom des Cardinals Consalvi die langen Jahre seines Cicisbeats abdiente, er hat diese Vergangenheit zu nahe gesehen, zu tief ergründet, zu warm geliebt, zu bitter gehaßt, als daß er sie mit der Gegenwart, mit dem Italien des zweiten Victor Emanuel verwechseln dürfte. Wo so Vieles sich geändert hat, wo so viele Schäden geheilt worden sind, da darf man hoffen, daß noch Vieles sich ändern, daß die Besserung völlig werde. Das neue Italien, das innerlich verjüngte und befreite Italien wird auch dann noch die „Erinnerungen“ Massimo d'Azeglio's

lesen — nicht um darin gute Lehren, Sprüche einer wohlgemeinten, aber engen und kurzsichtigen Weisheit zu finden, wohl aber um sich zu erfreuen und zu bilden an der Kunst eines Schriftstellers, der, wenn er die geistigen und sittlichen Bedürfnisse seines Vaterlandes nicht immer ganz und sicher zu messen verstanden hat, ohne Zweifel dessen Sprache meistert wie kaum ein Anderer. D'Azeglio, der die Nützlichkeit götzendienerisch verehrt, wird vergessen werden; aber d'Azeglio, der den Zauber der schönen Form besitzt, wird dauern. (Internationale Revue 1867.)

II. Briefe an seine Frau und an Giuseppe Torelli.

1.

Lettere di Massimo d'Azeglio a sua moglie Luisa Blondel.
Per cura di Giulio Carcano. Milano, 1870.

Diese Briefe bilden eine werthvolle Ergänzung der „Erinnerungen" und des von Rendu herausgegebenen „politischen Briefwechsels". Sie vervollständigen das Bild des trefflichen Mannes, der durch die Gesundheit seines Charakters und Verstandes, durch die Vielseitigkeit und den zweckdienlichen und glücklichen Gebrauch seiner Gaben sich eine Bedeutung erworben hat, welche beinahe Größe genannt werden dürfte, wenn das Attribut der Größe nicht dem schöpferischen Genie vorbehalten bleiben müßte. Massimo d'Azeglio hat nichts vom Genie gehabt und hat keine Schöpfungen hinterlassen. Der Hauptwerth seiner Bilder und Romane bestand in ihrer patriotischen Tendenz, und den haben sie einbüßen müssen, als, was sie erstrebten, zur Erfüllung gelangte. Auch als Staatsmann hat Azeglio

nur vorbereitet, nicht geschaffen: er hat einem Anderen die Baustätte geebnet, aber dieser Andere ist der große Baumeister geworden, der das neue Italien aufrichtete. Allein wenn Massimo d'Azeglio nichts schuf, so that er doch viel, und sein Thun verdient um so mehr in dankbarem Gedächtniß bewahrt zu bleiben, als er eben keine Werke hinterlassen hat, welche dauernd von ihm zeugen werden. Das Leben solcher Männer, deren Bedeutung in ihrer Persönlichkeit besteht, kann nicht genau genug gekannt werden. Das Genie lebt sein wahres Leben in seinen unvergänglichen Werken fort, und die Kenntniß seiner wirklichen Lebensumstände, so wichtig sie ist für die Lösung des psychologischen Räthsels, erscheint im Uebrigen doch neben dem idealen Eindruck der Werke als realistischer Kleinkram. Deshalb gewährt das Ausschütteln des Schlafrocks eines großen Mannes meist ein so unerquickliches Schauspiel: wir sehen den Staub auffliegen, welcher seinem Kammerdiener die Größe seiner Gestalt verhüllte. Anders ist es bei einem Manne wie Azeglio. Er hat nicht aus dem Vollen herausgearbeitet und seine Arbeiten sind nicht selbständige Creaturen geworden, über denen man den Arbeiter vergessen mag. Was er geleistet hat, ist von ihm untrennbar und besteht eben in seinem Thun und Treiben von Tag zu Tag. Da wird denn nicht das Ganze, wohl aber Tag für Tag wichtig, und wer immer einen Beitrag bringt zu dieser Kenntniß im Einzelnen, den heißen wir willkommen. Die Herausgabe der Tagebücher und Correspondenzen solcher Männer ist also ein sehr verdienstliches Unternehmen, ein um so verdienstlicheres, wenn, wie dies bei Azeglio der Fall, ihre Bedeutung nirgends klarer hervortritt, ihr Talent sich nirgends erfreulicher darstellt, als in diesen allerindividuellsten Erzeugnissen des Augenblicks.

Massimo d'Azeglio war kein gewaltiger Romandichter oder Publicist; aber er war ein vortrefflicher Skizzenzeichner und ein höchst glücklicher Pamphletär, letzteres Wort im besten Sinne gebraucht. Einzelne Seiten in seinen „Erinnerungen", wo er das Leben in Piemont und Rom schildert, wiegen an künstlerischem Werthe lange Kapitel seines „Niccolò de' Lapi" auf; und manche Briefe bei Rendu, kleine Gelegenheitsschriften wie die Ansprache „An seine Wähler von Strambino" sind wahre Cabinetsstücke, während sein langathmiges Buch „Von der christlichen Politik und Gerechtigkeit bezüglich der italienischen Frage" durch seine Mattheit ermüdet. Azeglio war nur für das Improvisiren, für das Detail geeignet; das Componiren, welches Tiefe der geistigen Anlagen und nachhaltige Kraft erfordert, gelang ihm nicht, weder wenn er dichtete noch wenn er malte noch wenn er regierte. Ein mittelmäßiger Maler und Dichter und ein — auf die Dauer wenigstens — mittelmäßiger Minister, ist er dagegen ein ganz reizender Briefschreiber, und dies hat er in dieser Correspondenz noch besser bewährt als in seinen Briefen an Rendu.

In dem Briefwechsel mit Rendu verfolgte Azeglio den Zweck, gewisse Pariser Kreise über die italienischen Dinge aufzuklären und dieselben für die Sache Italiens günstig zu stimmen. Daher läßt sich darin oft eine gewisse Absichtlichkeit nicht verkennen. Dagegen die an seine Frau gerichteten Briefe schrieb er nur für diese und höchstens noch dann und wann für deren nächste Freunde. Hier erscheint er ganz im Négligé und keine andere Kleidung steht ihm so gut.

Darum muß man aber nicht meinen, daß in diesen Briefen eheliche Heimlichkeiten vor der Welt offen gelegt

würden. Eben daß uns ein Band von Briefen mitgetheilt werden kann wie der vorliegende, beweist, wie wenig Massimo d'Azeligo zur Schaar der gewöhnlichen Ehemänner gehörte. Mann und Frau pflegen nicht viele Jahre hindurch ihre Gedanken brieflich auszutauschen. Was sie sich zu sagen haben, sagen sie sich mündlich, — und wer wäre so indiscret, dies bedauern zu wollen? Aber Massimo d'Azeglio diente nicht als ordentlicher Soldat in der großen Armee Hymens; er gehörte ihr nur, so zu sagen, als Freiwilliger an — à la suite —, und solchen Mitstreitern aus Laune will bekanntlich das tägliche Exercitium und das Wohnen in der Kaserne nicht auf die Länge behagen. Für den Stand der Ehe muß man den Beruf mitbringen wie für jeden anderen. Azeglio war Dilettant in der Ehe wie in Allem, was er trieb. Zwar vermählte er sich zweimal. Aber seine erste Heirath mit einer Tochter Manzoni's wurde früh durch deren Tod getrennt; und seine zweite Ehe mit Luise Blondel, einer Verwandten seiner ersten Frau, verwandelte sich nach wenigen Jahren in ein sehr herzliches Freundschaftsverhältniß, welches — wie gerade die vorliegenden Briefe darthun — bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens ungestört, ungetrübt fortdauerte, ohne daß die beiden Gatten für nöthig befunden hätten, die Wärme ihrer Beziehungen durch häufige persönliche Begegnungen zu unterhalten. Schon in jenen Jahren, als Malerei und Romanschriftstellerei seine ganze Beschäftigung bildeten, zogen ihn seine landschaftlichen und sonstigen Studien öfter und öfter von dem häuslichen Herde in Mailand ab. Um 1844 aber schlug er, wie er selbst sagt, „seine Wohnung auf der Heerstraße“ auf, und wohin immer ihn von da an sein Wandertrieb und seine mannichfache Thätigkeit führten, durch die Häufigkeit und Herzlich-

keit seiner Briefe bewies er seiner Frau, daß sie, wenn auch nicht thatsächlich, doch in seiner Anschauung die Gefährtin seines Lebens geblieben sei.

Die ersten Briefe sind aus dem Jahre 1838, den letzten schrieb er im Herbste 1865, wenige Monate vor seinem Tode. Sie geleiten uns also durch die ganze zweite und wichtigere Hälfte seines Lebens, von welcher die „Erinnerungen", die er nur bis zum Jahre 1845 geführt hat, fast gänzlich schweigen. In den früheren Briefen von 1838 bis 1843 beschreibt er wie in den „Erinnerungen" seine Künstlerfahrten durch die Alpenthäler der Lombardei und Piemonts und bis nach Sicilien: er zeichnet da mit leichter Feder mehr als ein köstliches Genrebild, und man liest die Briefe mit um so größerem Vergnügen, als er beim Schreiben an seine Frau das Moralisiren sein läßt, welches in den „Einnerungen", gleich grauem Löschpapier zwischen reizenden Miniaturen, so häufig stört.

Wenige Züge malen das Italien von vor dreißig Jahren. Piemont, heute der fortgeschrittenste und rührigste Theil der Halbinsel, schien ihm damals ein unerträglicher Aufenthalt. „Der Teufel weiß, was ich vor meiner Geburt verbrochen habe, daß ich zur Strafe in diesem Lande habe geboren werden müssen!" so ruft er im Jahre 1839 aus. Die Frömmigkeit der Regierung erlaubte damals nicht, daß an Sonn- und Feiertagen Briefe ausgegeben wurden. Zwischen Turin und Mailand ging eine einzige Post; wenn die Plätze genommen waren, mußte man oft Tage lang warten. Dennoch ließ sich in der stockenden Luft der sardinischen Hauptstadt und selbst in der von den jesuitischen Rathgebern des Königs ängstlich verschlossen gehaltenen Burg bereits das Wehen der kommenden Zeiten verspüren. Um in einer Privatangelegenheit, welche durch die Lässig-

keit der Beamten hingeschleppt wurde, zu seinem Rechte zu kommen, mußte Azeglio sich an den König selbst wenden. Karl Albert empfing ihn sehr freundlich, ließ sich von den verschiedenen Städten Italiens erzählen und fragte ihn dann, was die Oesterreicher von Piemont dächten. „Ich antwortete ihm, sie dächten „que nous faisions la cour à la même maîtresse““. Dem König schien die Antwort nicht zu mißfallen; aber es sollte fast noch ein Jahrzehnt dauern, ehe Karl Albert nach peinlichen Zweifeln sich entschloß, mit den Fremden um die Braut Italien zu ringen.

In Rom stand Alles noch viel schlimmer als in Turin. Im Winter kam dort oft eine Woche lang kein Brief an. Und während unter dem piemontesischen Adel Männer wie eben Azeglio, wie dessen Vetter Balbo, wie Cavour und viele andere für den geistigen, politischen, nationalen Fortschritt zu wirken suchten, heißt es in einem römischen Briefe von 1845: „Die römischen Signori schlafen auf ihren dürren Lorbeeren, jeder im Schatten des Papstes aus seinem Hause; sie haben fürstliche Paläste und Titel, aber gemeine Seelen. . . . Uebrigens muß man wissen, daß die meisten von diesen Sforza, Colonna, Barberini u. s. w. die Söhne von Stallknechten sind und nicht von jenen Altvordern abstammen, deren Namen sie tragen, und welche, obgleich oft Bösewichter, doch wenigstens manchmal Männer waren“. Es ist bekannt, daß Rom allein unter allen italienischen Städten zu den Trägern und Führern der italienischen Bewegung in Politik und Literatur nicht einen einzigen Mann geliefert hat. So völlig ist es der Priesterherrschaft gelungen, jede Spur von Geist und Charakter aus der selbst im Mittelalter noch so kräftigen Bevölkerung auszutreiben. Und Rom hat denn auch allein keinen Theil gehabt an dem ungeheuren Fortschritt, welchen Italien

in den letzten dreißig Jahren gemacht. Als Azeglio im Jahre 1859 die ewige Stadt wiedersah, fand er sie dieselbe wieder, als welche er sie zwanzig Jahre früher gekannt hatte.

Aus den Briefen erfahren wir, daß Azeglio im Jahre 1843, bald nach Vollendung seines zweiten Romanes „Niccolò de' Lapi", den Plan zu einem dritten entwarf, welcher „Der Lombardische Bund" heißen und wie seine Vorgänger durch die Erzählung einer ruhmvollen Episode aus der vaterländischen Geschichte den Patriotismus der Nation anfachen sollte. Von dem „Lombardischen Bund" sind nur die ersten sieben Kapitel geschrieben worden; doch brauchen wir seine Nichtvollendung nicht zu beklagen. Schon „Niccolò de' Lapi" erreicht an Frische der Darstellung bei weitem nicht den ersten Roman „Ettore Fieramosca". Eine breite Erzählung, tiefe Charaktere gelangen nun einmal dem Genremaler nicht, und Genremaler blieb Azeglio auch in seinen historischen Bildern und Romanen. Er war ganz der Mann, den äußeren Putz und Prunk des Mittelalters und der Renaissance halb treu, halb phantastisch auf der Leinwand oder auf dem Papiere vorzuführen, aber um den Geist einer Epoche darzustellen, fehlte ihm sowohl das Studium als die dichterische Intuition. Wie er es mit den Vorarbeiten für seine historischen Arbeiten hielt, darüber spricht er selbst sich naiv genug aus in den Briefen vom Jahre 1845. Er erzählt seiner damals in Pisa weilenden Frau von den Schwierigkeiten, welche ihm „der lombardische Bund" bereite — nicht von wegen des Stils oder der Fabel: „aber es laufen dabei nothwendiger Weise historische Fragen unter, welche von denen, die sich damit beschäftigt, verschiedene Lösungen erhalten haben, unter denen man wählen muß; so daß manchmal ein Satz, den man in zwei Zeilen niederschreibt, Einen aufhält und

man nicht weiß, wie man vorwärts kommen soll. Du, die du nunmehr eine Art Mitglieds der Universität Pisa bist, könntest mir helfen: wenn sich unter deinen Freunden Jemand finden sollte, der für gründlich gilt in geschichtlichen Dingen, so könntest du erfragen, was derselbe von zwei Punkten denkt, über welche ich mir keine genügende Rechenschaft zu geben vermag. Erstlich ob die Sklaven besser daran gewesen sind unter den Barbaren als unter den Römern. Balbo sagt Nein, Troya sagt Ja, und beide sind sehr gewichtige Autoritäten. Zweitens ob in dem Theile Italiens, der erst von den Herulern und Gothen, dann von den Longobarden eingenommen wurde, sich immer das antike Municipium erhalten hat oder doch eine Nachbildung oder eine Erinnerung daran, wie es zweifelsohne im Exarchat und im ganzen griechischen Herrschaftsgebiet der Fall gewesen. Auch dies ist eine große Frage. Pagnoncelli sagt Ja, und Cantu und Balbo Nein.... Uebrigens sei nicht allzu besorgt, eine Antwort auf diese Fragen zu erlangen; denn gerade in dem gegenwärtigen Augenblick brauche ich sie nicht, und nöthigenfalls lasse ich eine Lücke."

Daß Azeglio in seiner Arbeit und in seinen geschichtlichen Anschauungen eine Lücke zu lassen vermochte, bis ihm seine Frau die erbetene Auskunft über die größten Fragen der mittelalterlichen Geschichte sendete, beweist recht klar, wie äußerlich er das Historische an das Romanhafte und Tendenziöse anzukleben pflegte — zum großen Unterschiede von seinem Schwiegervater Manzoni, in dessen Roman und Tragödien der Dichter und der Historiker zu einer so wundervollen Einheit zusammengeschmolzen sind. Azeglio war weder Historiker noch Dichter; die patriotische Wirkung aber, welche er sich von seinem „Lombardischen

Bunde" versprach, erzielte er bald auf anderen, besser für ihn passenden Wegen.

Im Jahre 1844 schrieb Balbo, an Gioberti's „Primat" anknüpfend, seine „Hoffnungen Italiens". Azeglio, der sich weder durch wahre noch falsche historische Theorien seinen nüchternen Verstand umnebeln ließ, theilte Balbo's „Giobertismus" nicht; und er dachte von dem Berufe des Papstes, die italienische Nation wiederherzustellen, ziemlich kühl, selbst als Pius IX. gekommen schien, die Giobertischen Visionen zu verwirklichen. Indessen verließ sich Balbo in seinen „Speranze" nicht allein auf das Papstthum, sondern lehrte die Italiener, daß ihr Eines und Alles die Erringung der Unabhängigkeit sein müsse und daß dem König von Sardinien die Führerschaft im Befreiungskriege gebühre. Diese Idee begriff Azeglio besser als Gioberti's Guelfenthum. Er nannte die „Speranze" „das verständigste, logischste, nationalste Buch, das seit dreißig Jahren geschrieben worden", und freute sich, zu dessen Entstehung beigetragen zu haben. „Im verflossenen Jahre", so schrieb er 1844, „las er (d. h. Balbo) auf seiner Villa den Gioberti und sprach mit mir davon, indem er allerlei Bemerkungen machte: es ließe sich dazu dieses sagen und jenes, meinte er und fertigte eine Art von Inhaltsverzeichniß zu einem neuen Buch; ich sagte ihm: Schreib es; und wiederholte es ihm so oft, daß er es endlich anfing und mir an jedem Tag das Geschriebene vorlas. Wenn ich noch länger mit ihm zusammengeblieben wäre, so hätte ich die Zueignung an Gioberti nicht zugegeben; denn die gehörte sich nicht: doch nun ist's zu spät." In einem anderen Briefe belobte er den König Karl Albert, die Veröffentlichung des Buches in Piemont gestattet zu haben. Das Verdienst sei zwar nicht groß,

da das Buch ja seinen Vortheil bezwecke; aber man solle an die schimpfliche Abhängigkeit von Oesterreich denken, zu der sich noch mehr aus Dummheit als aus Feigheit die andern italienischen Fürsten hergäben.

Die Bewegung, zu welcher die Schriften Gioberti's und Balbo's den hauptsächlichsten Anstoß gegeben hatten, wuchs an Macht und Ausdehnung. Azeglio verbrachte das Jahr 1845 in Rom bis zu Anfang des September, in welchem Monat er eine Apostelfahrt durch die Städte der Marken und der Romagna unternahm, um die Liberalen derselben, welche bisher in den republikanischen Geheimbünden conspirirt hatten, für eine Politik verständiger Mäßigung und — was dasselbe war — für die piemontesische Idee zu gewinnen. Seiner Frau erzählte er aber von dieser Reise nur, er habe sie angestellt, um historisches Material für seinen Roman zu sammeln. Im Oktober langte er in Turin an und hatte da jene in den „Erinnerungen" geschilderte Unterredung mit Karl Albert, worin dieser ihm sagte: „Wenn die Gelegenheit sich bietet, so wird mein Leben, das Leben meiner Kinder, meine Waffen, meine Schätze, mein Heer — Alles wird für die italienische Sache hingegeben werden!"

Trotz der Mahnungen Azeglio's zur Geduld und Mäßigung brach im Herbste 1845 der Aufstand in der Romagna aus. Azeglio verfaßte sofort seine „Ultimi casi di Romagna", die erste seiner politischen Schriften, an Wirksamkeit die bedeutendste. Mit solcher Kenntniß der Thatsachen, mit so edler Unbefangenheit und sittlichem Ernste, ohne Parteihaß, ohne Uebertreibung war von der Verderbniß der Priesterherrschaft noch nicht geredet worden. Am Weihnachtsabend las Azeglio sein Manuscript den Turiner Freunden vor. „Sie haben Manches zu bemerken

gehabt, aber im Ganzen finden sie, daß es angeht.“ Er hätte es gern in Turin drucken lassen, aber er vermochte die Erlaubniß nicht zu erwirken, und reiste deshalb Anfangs 1846 nach Toscana, wo die Censur eine stumpfere Scheere handhabte. In Florenz las er die Schrift seinem Freunde Gino Capponi vor: „Ich habe wahrhaftig Grund zufrieden zu sein, denn er sagte mir mit seiner Stentorstimme: „Das ist der Weg, der eingehalten werden muß, das der rechte Ton, diese Dinge müssen gesagt werden, Gott segne euch!“ Capponi rieth freilich einige Aenderungen; so wollte er nach seiner behutsamen Weise, daß statt des Ausdruckes „schuldbar“ der andere „tadelnswerth“ gesetzt würde. Allein jenes „Gott segne euch!“ klang dem Ohre Azeglio's süßer als irgend ein Wort, das er je vernommen. Azeglio wurde wegen seiner „Casi di Romagna“ aus Toscana ausgewiesen, aber selbst bei diesem Akt der Strenge verleugnete sich nicht die gewohnte Schlaffheit der toscanischen Regierung: die Briefe erzählen, wie er noch vor seiner Abreise die geflissentlich lauten Huldigungen der Liberalen entgegennehmen konnte.

Nach seiner Rückkehr nach Piemont hätte sich die reactionäre Partei gern seiner entledigt. „In diesen Tagen“, so schrieb er Ende Mai an seine Frau, „ist meinethalben und auch um Balbo's willen eine Schlacht geschlagen worden: die Partei La Margherita, Latour, Saluzzo u. s. w. hat in einer nahen Villa eine Versammlung abgehalten; auch Maistre soll dabei gewesen sein; und darauf haben sie den König bestürmt, daß er mich wegschicke. Die Form sollte artig sein — ein Auftrag für eine große Landschaft, ich weiß nicht wo. Der König hat auf's Entschiedenste geantwortet, daß er sich nimmermehr zu einer solchen Gemeinheit verstehen würde. Was

mich angeht, so hatte ich die Antwort bereit, daß ich gegenwärtig nicht in der Lage wäre, als Maler zu arbeiten. Wenn es zum Fortschicken kam, so sollte es wenigstens nicht auf Jesuitenart geschehen."

Die reactionäre Partei und ihr Führer, der Ministerpräsident La Margherita, verloren täglich an Boden. Immer zahlreichere Zeichen kündigten eine neue Zeit an. Bald hatte Azeglio die Genugthuung zu sehen, daß seine „Casi di Romagna" im rechten Augenblick herausgekommen waren. Gregor XVI. starb, Pius IX. bestieg den päpstlichen Stuhl: dasselbe Rom, dessen verrottete Zustände Azeglio so treffend geschildert hatte, schien die Wiege der neuen Freiheit werden zu sollen. Im Februar 1847 ging Azeglio nach Rom, wo er am nützlichsten wirken zu können hoffte. Schon am Tage nach seiner Ankunft beschied ihn der Papst zu sich. „Im Vorzimmer angelangt, sollte ich sofort vorgelassen werden, da kam der Cardinal Lambruschini (der reactionäre Staatssecretär Gregor's) und blieb bei dem Papste anderthalb Stunden. Ich glaube, er that es absichtlich .... Ich trat endlich ein. Der Papst war weiß gekleidet und saß vor einem Schreibtisch auf einem Sessel von rothem Leder. Ich küßte ihm den Fuß, dann die Hand. Er empfing mich aufs Beste. Er ist ausgezeichnet durch Einsicht, Herz und Manieren vom besten Tone; er hat, in seiner Art, Tournure — ein vornehmes, redliches, sanftes Aussehen und einen unbeschreiblichen Ausdruck von Aufrichtigkeit. Bezüglich meiner Schrift sagte er: ich sei ein bischen streng mit seinem Vorgänger gewesen. Ich antwortete, daß, wenn ich ihm mißfallen hätte, es mir leid thäte; aber er möge glauben, daß ich gewissenhaft aus Ueberzeugung gehandelt zu gutem Zwecke und in der Entrüstung über die in der Romagna

gesehenen Dinge. Er erwiderte mit einem halben Seufzer: „Gewiß, die Dinge konnten nicht länger so weitergehen; übrigens weiß ich, daß Sie ein Mann von redlichen Absichten sind.“ Er sprach mir von vielerlei und sagte, er habe bereits gethan und werde fortan thun, was er nur vermöchte, aber die Sache sei schwer und langwierig.“ — Azeglio verwendete in jener Zeit sein großes Ansehen, um das gute Verhältniß zwischen dem Papste und den Römern nicht durch die Ränke der Jesuiten und die Ausschreitungen der Radicalen stören zu lassen; er schrieb zugleich mehrere Flugschriften und namentlich seine „Vorschläge zu einem italienischen Nationalprogramm.“ Bald kam der Augenblick, wo er nicht mehr blos in Worten, sondern durch die That sein Programm lehren konnte. Als im August 1847 Oesterreich sein Besatzungsrecht in Ferrara in einer Weise ausüben wollte, die dem Papst als eine Beeinträchtigung seiner Souveränetät erschien, begehrte Azeglio sofort den Truppen zugetheilt zu werden, welche man zur Abwehr des befürchteten Einfalls zusammenzog. „Du weißt, wo mein Platz ist“, schrieb er an seine Frau, „und mit Gottes Hülfe hoffe ich, dem Andenken meines Vaters keine Schande zu machen .... Ich glaubte nicht, daß mir noch vor meinem Tod der Trost beschieden sein würde, mich in Marsch zu setzen mit der Möglichkeit, daß es gegen die Tedeschi gehe.“ Auch der achtundfünfzigjährige Balbo wollte von Azeglio gerufen sein, sobald es ans Losschlagen ging. Doch in diesem Jahre kam es noch nicht zum Kriege. Um so höher ging die innere Bewegung in den einzelnen italienischen Staaten während der letzten Monate von 1847. Die Fürsten gaben und versprachen Reformen, aber die Radicalen waren nicht zu befriedigen. In den Radicalen begann Azeglio das gefährlichste Hinderniß des

Befreiungswerkes zu erblicken. Am 4. Januar 1848 schrieb er: „Ihr sagt, ich werde ein Anhänger der Monarchie. Aber ich habe stets gewirkt und geschrieben, auf daß Italien unabhängig würde unter möglichst wenigen constitutionellen Königen. Indessen einen habe ich immer gewollt. Und dasselbe wolltet ihr alle und hättet die Hand geküßt. Wenn es euch nun nicht mehr genügt, so findet etwas Besseres; ich meinestheils erkläre mich befriedigt. Wohl sagt man, daß die Zeiten sich ändern; aber ich schaue zu, ob die Menschen geändert sind, welche immer den Rohstoff darstellen, womit man zu arbeiten hat; und ich behaupte, mit so und so beschaffenen Menschen läßt sich ein so und so beschaffener Staat herstellen, und will man einen anderen, so geht Alles drunter und drüber. Um das Ding in eine Formel zu kleiden, sage ich, daß zu jedem gesellschaftlichen Zustand als dessen nothwendige Folge ein politischer Zustand gehört. Dreißig Jahre lang haben die Fürsten diese Wahrheit nicht eingesehen. Wer weiß, wie lange die Völker sie nicht einsehen werden! Glaube mir, die Lösung des großen Räthsels ist diese: den politischen Zustand dem gesellschaftlichen anpassen, fortschreitend, ohne Sprünge, wie die Natur thut; andernfalls treibt man es mit den Völkern wie gewisse Eltern aus Gründen der Sparsamkeit mit ihren Kindern, denen sie Röcke und Hosen zum Wachsen machen lassen."

Endlich schlug die große Stunde. Am 22. März 1848 mußten die Oesterreicher sich vor dem siegreichen Aufstande aus Mailand und Venedig flüchten; die sardinische Armee rückte in die Lombardei ein. Azeglio hatte den Winter über der in Rom herrschenden Verwirrung zu steuern gesucht, hatte sich herumgezerrt mit Pfaffen und Pöbel; nach langen Wehen kam es zur Bildung eines liberalen

Ministeriums und dem Beschlusse, ein Armeecorps unter dem General Durando nach der Romagna zu senden zur Deckung des rechten Flügels der sardinischen Armee. Azeglio wurde zum Adjutanten Durando's ernannt.

In den Briefen, welche er während des Feldzuges an seine Frau richtete, glüht der edelste Patriotismus; zugleich aber zeigen sie die klarste Einsicht in die Lage der Dinge, das nüchternste Urtheil über Mögliches und Nothwendiges. Seine Ausrüstung für den Krieg bestritt er aus eignen Mitteln und mußte deshalb in Mailand durch seine Frau sich leihweise zehntausend Franken verschaffen, aber, so rief er aus, „in diesem Augenblick darf man sich nicht kümmern um Gesundheit oder Geld oder Leben .... Gott sei gelobt, daß er mich würdig geachtet hat, den italienischen Unabhängigkeitskrieg zu schauen! Ich hatte es nicht gehofft .... Das heißt leben. Ich befinde mich, als hätte ich fünfundzwanzig Jahre, fühle weder Hunger noch Müdigkeit." Aber zwischen diesen Ausbrüchen der Begeisterung finden sich andere des bittersten Zornes über die verhängnißvollen Irrthümer, welche der Municipalismus (zu deutsch: Particularismus) der Venezianer und Mailänder beging. Jene hatten in thörichter Romantik ihre Republik wiederhergestellt; in Mailand wollte die provisorische Regierung ihre Souveränetätsspielerei nicht aufgeben. „Sage der provisorischen Regierung", so trug Azeglio seiner in Mailand weilenden Frau auf, „was ich den Venezianern gesagt habe und sagen werde: eine Gelegenheit wie die gegenwärtige zur Befreiung Italiens hat sich nicht seit Jahrhunderten dargeboten und wird sich nicht wieder darbieten; Italien befreien, heißt ihm Kraft verschaffen, und zu Kraft kommt es, indem es nach Möglichkeit geeinigt wird. Wenn sich nicht am Po ein starker Staat bildet,

so werden wir niemals Oesterreich oder Andern widerstehen. Die provisorischen Regierungen und Republiken gehen nachgerade über den Scherz. Sie sagen, daß sie, weil provisorisch, kein Recht haben zu entscheiden. Es handelt sich darum, Italien zu retten, und dazu hat man immer das Recht .... Für die Weigerung, einen einzigen Staat mit Piemont zu bilden, welcher seine Hauptstadt nach Mailand übertrüge (und dazu rathe ich, ein Turiner, am allerersten), sehe ich keine andere Gründe als niedrige und lächerliche Eitelkeiten. Wenn die Lombardei und Piemont sich vereinigen, so können wir uns wehren; wenn nicht, nicht. Der König ist sich der Sache Italiens schuldig, und nicht den wenigen Ehrgeizigen, welche sie verrathen. Er ist allein vorangegangen und hat Alles aufs Spiel gesetzt; jetzt muß er sehen, daß die, welche sich sammt und sonders erheben und ihn unterstützen sollten, ihn fürchten und eifersüchtig auf ihn sind. Nur er hat ein Heer, welches der Schutz Italiens und Piemonts ist. Geht es zu Grunde, so geht Alles zu Grunde. Und daß man sich keiner Täuschung hingebe: mit den besten Anstalten kann eine Schlacht verloren werden. Ich hatte gewähnt, Thor! der ich war, daß die ganze Lombardei der italienischen Sache ergeben wäre, daß Patriotismus herrschte und nicht kindische Eitelkeit, daß die Frage für Alle entschieden wäre und Alle einig über die Herstellung eines mächtigen Staates. Nun, da ich gesehen habe, wie die Dinge liegen, habe ich, Massimo Azeglio, dem König gesagt: daß, falls die Lombardei und Venedig sich nicht anschließen, seine Pflicht, das Wohl Italiens, das Heil unserer Sache verlangen, daß er zurückkehre zur Vertheidigung Piemonts, wo wenigstens ein italienisches Heer erhalten bleiben wird für eine bessere Gelegenheit. Eine

Niederlage würde dieselbe für Jahrhunderte unwahrscheinlich machen, und wenn man eine einzige Armee hat, muß man sie nicht aufs Spiel setzen; da Mailand und Venedig für sich vorgehen wollen, so beweist das, daß sie Kräfte und Mittel zur Vertheidigung besitzen, die wir nicht kennen. So mögen sie sich denn vertheidigen. Aber ich schwöre dir, Luise, daß ich so viel Tollheit, so viel Niederträchtigkeit, so viel Albernheit nicht für möglich gehalten hätte .... Gott schütze Italien, nicht vor den Fremden, sondern vor den Italienern!" Azeglio überzeugte seine Mailänder Freunde nicht; sie konnten nicht den Gedanken ertragen, daß die Lombardei dem König von Sardinien unterthan werden solle; sie fanden aus, daß die Bildung eines starken oberitalienischen Staates die italienische Einheit nicht fördere, sondern verhindere; sie glaubten, auch ohne die Piemontesen, mit bloßen Freischaaren, sich der Oesterreicher erwehren zu können. Azeglio's Zorn wächst in jedem Briefe: „So haben sieben Jahrhunderte des Unglücks Italien nicht gelehrt, einig zu sein! Nach so vielem Gerede von der Nothwendigkeit der Einigung, nun, da es drauf und dran kommt, wie einigen sie sich! ... Es handelt sich nicht darum, sich dem König Karl Albert oder irgend sonst wem zu unterwerfen. Es handelt sich darum, daß Alle sich unter einer und derselben Verfassung vereinigen und einen kräftigen Staat bilden; denn die Kraft ist das einzig Ernsthafte und Wahre in dieser Welt .... Ich begreife nicht den ***, welcher die, die für einen starken Staat sind, beschuldigt, sie vergäßen die Einheit Italiens. Aber, um des Himmels willen, wie wird die Einheit hergestellt? Indem man sich einigt. Und weil sich nicht Alles auf einen Schlag einigen läßt, soll man einstweilen sich nicht soweit einigen als man kann? Ist

etwa die Einheit Frankreichs oder Englands in einem Nu durch Zauberei hergestellt worden? Ich bin immer erstaunt zu sehen, wie die Anschauungen derer, welche nicht viel herumkommen, nicht viel sehen, nicht mit Vielen reden, niemals das Gepräge des Möglichen tragen, welches doch der einzig angemessene Gesichtspunkt für politische Fragen ist, wie die Macht deren einzige reale Lösung.“ Allein in Mailand meinten sie, sich nicht mit Piemont verbinden zu können, ohne erst das Volk zu befragen. Und die piemontesische Verfassung schien ihnen nicht liberal genug und sie wollten vor Allem eine constituirende Versammlung berufen. Wie Azeglio von Plebisciten dachte, erhellt aus folgender Stelle: „Auch hier (im Venezianischen) sagten Einige wie in Mailand, daß man das Volk befragen müsse in allgemeiner Versammlung. Doch jetzt sehen die verständigen Leute ein, welch seltsame Idee es ist, sich einzubilden, daß das Volk in Wirklichkeit befragbar sei; und wie man vielmehr mit ihm verfahren muß wie mit den Kindern, welche man nicht befragt, ob sie geimpft sein wollen, und die, wenn sie groß sind, dafür danken. Befragt ein Volk, ob es in Stücke gespalten sein will, das hätte noch Sinn. Aber die Anfrage für nöthig zu halten, wenn es seine Einigung gilt, und unterdessen die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, das ist lächerlich über die Maßen.“ Ebenso wenig als von einem Plebiscit wollte Azeglio von einer constituirenden Versammlung hören.

Unterdessen nahmen die kriegerischen Operationen nicht den gehofften Fortgang. Azeglio hatte volle Gelegenheit wahrzunehmen, daß die bloße Begeisterung keine Schlachten gewinnt. „Alle Bürgerwehren der Welt dienen zu nichts,“ schrieb er, „nur die Linie taugt. . . . Ich denke mir, daß Montanelli (der bekannte toscanische Demokrat) nun zum

guten Theil seinen Glauben an die Befreiung Italiens durch den Enthusiasmus von Freischaaren verloren hat. Ich lebe inmitten des Enthusiasmus und sehe, was er leistet bei Regen und Sonnenschein und Wachtfeuer."

Am 10. Juni wurde Azeglio bei der Vertheidigung von Vicenza verwundet. Um seine Wunde zu pflegen, mußte er sich nach Florenz zurückziehen; an den weiteren Ereignissen von 1848 nahm er nur noch schreibend Theil, indem er fortfuhr, in Zeitungen und Flugschriften die Tollheiten und Schlechtigkeiten der Demagogen zu bekämpfen. Zweimal sollte er Minister werden, erst in Florenz, dann in Turin, schlug aber aus. Unterdessen trieb's der radicale Hexensabbat immer ärger — bis zur Niederlage von Novara im März 1849. Die Briefe, welche Azeglio nach der Schlacht an seine Frau richtete, sind furchtbar beredt in ihrem Schmerz über dieses Ende so großer Hoffnungen, in ihrem Ingrimm gegen die, welche Italien so weit gebracht hatten. „Was mich angeht, so bin ich vollkommen ruhig. Ich verehrte, was ich hätte verachten sollen. Es ist ein Irrthum gewesen — nichts weiter." Indessen diese verbitterte Stimmung hielt nicht an. Die Unabhängigkeit Italiens war abermals verloren worden; aber die Freiheit Piemonts konnte noch gerettet werden. Es bedurfte dazu eines Mannes, der den Muth besaß, dem Volke die Wahrheit zu sagen, und Ansehen genug, daß das Volk ihm glaubte. Dieser Mann war Azeglio und er rettete die piemontesische Verfassung vor den unsinnigen Streichen der Radicalen. Die letzteren überwogen in der Kammer und wollten, nachdem sie das furchtbare Verderben über das Land gebracht, den freilich nicht populären, aber unvermeidlichen Frieden mit Oesterreich nicht genehmigen. Azeglio, welcher Oesterreich muthvoll auf dem Schlacht-

selbe bekämpft, hatte nun den schwereren Muth, den Frieden mit Oesterreich den patriotischen Schreiern zum Trotz zu Stande zu bringen. Doch vergab er der Ehre Piemonts nichts. „So lange ich befehle, wird Piemont, klein und zu Grunde gerichtet wie es ist, sicherlich keine Verrücktheiten begehen — aber ich will, daß es den Kamm aufrecht trage, wie jene Hähne, welche im Hofe auf der Spitze der Deichsel stehen, und deren Haltung zu sagen scheint: Ich gebe nach, denn ich bin klein; aber ich bitte nicht um Verzeihung, denn ich habe Recht." Azeglio hätte den Frieden nicht unterschrieben, wenn derselbe nicht eine Bestimmung enthielt zu Gunsten der Lombarden, welche sich an der Revolution betheiligt hatten; nach langen Verhandlungen gewährte Oesterreich die Amnestie, wenn auch nicht für alle. Als nun aber nach der Erledigung dieser Schwierigkeiten die Kammer deren neue schuf, da war Azeglio nicht im Zweifel, was zu geschehen hatte: „die Kammer muß dem Lande, nicht das Land der Kammer geopfert werden." Er löste die im Laufe eines Jahres bereits zweimal erneuerte Kammer nochmals auf und zögerte nicht, den König einen Aufruf unterzeichnen zu lassen, in welchem dem Volke die Verantwortlichkeit aufgebürdet wurde, falls die Wiederwahl derselben Männer das constitutionelle System unmöglich machte. Dieses von Azeglio verfaßte Schriftstück, bekannt unter dem Namen der Proclamation von Moncalieri, wurde von der Opposition für einen Staatsstreich ausgeschrieen, aber sie rettete die Verfassung: in der neuen Kammer bestand die Mehrheit aus verständigen Leuten.

Ueber die weitere ministerielle Thätigkeit Azeglios enthalten die Briefe wenig. Im Jahre 1852 räumte er den Platz einem Nachfolger, der besser als er dafür paßte. Was ein Mann von Verstand, Herz und Charakter für

sein Land zu leisten vermag, das hatte Azeglio geleistet. Aber er konnte nicht Eigenschaften bethätigen, die er nicht besaß. Der gewöhnliche Staatsmann folgt den Ereignissen und sucht sie im besten Fall zu beherrschen. Der große Staatsmann kommt denselben zuvor und weiß sie manchmal zu schaffen. Azeglio hätte sich schwerlich (— obwohl er hinterdrein damit einverstanden war —) zur Betheiligung am Krimkriege entschlossen, wie sein Nachfolger Cavour, der dadurch mit dem glücklichen Griffe des Genies die Grundlage jener Politik gewann, welche wenige Jahre später zur Herstellung des italienischen Nationalstaats geführt hat. Und wie Azeglio nicht Cavours schöpferische Intuition besaß, so auch nicht dessen Lust und Geschick zur diplomatischen, administrativen, parlamentarischen Tagesarbeit. Azeglio vertrug keine Langeweile und er langweilte sich leicht. „Mi secco — mi secco molto — mi secco troppo!“ waren bei ihm stehende Aeußerungen. Wenn er beim Superlativ, bei der übergroßen Langweile angelangt war, dann hielt er schlechterdings nicht mehr Stich. Wer sich aber nicht zu langweilen vermag, ist nicht zum parlamentarischen Minister gemacht.

Nach seinem Rücktritt lebte Azeglio wieder von dem Ertrag seines Pinsels wie ehedem. Auch während er erster Minister war, hatte er im Restaurant gespeist. Nun da er wieder einfacher Maler geworden, verkaufte er seine Pferde, für die er „das Heu nicht mehr erschwingen konnte“. Die freigebigen Anerbietungen des Königs schlug er aus; nur den unbezahlten Posten eines königlichen Ehrenadjutanten nahm er an. „Sie wollten mich zum General ernennen; darauf habe ich geantwortet, daß ich die Achselschnüre eines Obersten trage, weil ich sie, wenn nicht verdient, doch im Feuer anbehalten habe, während Andere sie

ablegten, damit ihr Funkeln nicht die Kaffeebohnen herbeiriefe. Falls es Krieg geben und ich Gelegenheit haben sollte, die Generaltreffen im Pulverdampf zu schwärzen, werde ich sie tragen, früher nicht. Zuletzt wollten sie mir gar das Halsband geben und mich zum Vetter des Königs machen*)! Da habe ich denn gesagt, es scheine mir unpassend, daß seine Verwandten Bilder verkauften."

Um recht viele Bilder zu verkaufen und sich für seine alten Tage ein Kapital zu sammeln, ging er 1853 nach London, wo er als eine bekannte Persönlichkeit zahlreiche Bestellungen zu finden hoffte. Allein er hatte falsch gerechnet. Man empfing höchst ehrenvoll den gewesenen Premierminister des Königs von Sardinien und dies beeinträchtigte den Maler. Er speiste bei der Königin und bei Lord John Russell und verkaufte wenig. „Viele Leute," so schrieb er nach seiner Rückkehr an seine Frau, „die mich bei Hof und in Gesellschaft mit Großkreuzen behängt sahen, zitterten bei dem Gedanken, mir einen Auftrag für ein Bild zu geben. Ich komme mir vor wie jene große Dame, welche gewünscht hätte, etwas weniger Ehrfurcht einzuflößen."

In den späteren Jahren werden die Briefe spärlicher und gewähren geringeres Interesse. Sie bestätigen den Eindruck, den man schon aus den Briefen an Rendu empfangen: sie zeigen, daß Azeglio bis zu seinem letzten Athemzug erfüllt war von dem edelsten Patriotismus, aber auch, daß er den Ereignissen, welche sich mit solcher Schnelligkeit folgten und in so ungehofft, unerhört glücklichem Ver-

*) Die Verleihung des Halsbandes des Annunziaten-Ordens, des höchsten sardinischen, heute italienischen Ordens, erhebt den Betreffenden zum Range eines Vetters des Königs. Es giebt heute Ritter des Annunziatenordens, die weniger bedenklich gewesen sind als Azeglio.

laufe ein neues Italien schufen, nicht mehr mit derselben Unbefangenheit gegenüberstand wie ehedem. Oder, wie es vielleicht besser und wahrer ausgedrückt wird, Massimo d'Azeglio blieb derselbe, aber die Ereignisse wuchsen über ihn hinaus. Wie so viele treffliche Männer am Abend ihres Lebens, verstand auch er die Zeit nicht mehr.

Nach seinem Rücktritt vom Ministerium im Jahre 1852 hatte er an seine Frau geschrieben: „Der König hat Cavour definitiv beauftragt, die neue Administration zu bilden, und die Dinge werden gut gehen. Was mich angeht, so werde ich ihn nach Kräften unterstützen, und so bin ich denn aufs Neue ein einfacher Sterblicher geworden, und das habe ich vor Allem gewünscht."

Azeglio war von der Aufrichtigkeit dieses Wunsches gewiß überzeugt. Aber kein noch so einfacher Sterblicher ist so frei von Selbstgefühl, daß er sich nicht erinnerte, einmal der erste Minister seines Landes gewesen zu sein. Und selbst wenn die Eitelkeit völlig außer Spiel bleibt, welcher tüchtige Mann, der einen Einfluß auf die Geschicke seiner Natur gehabt, möchte sich leicht in den Verlust dieses Einflusses finden? Azeglio war wieder ein bloßer Maler, aber er behielt seine eigne Meinung über die Staatsgeschäfte; er wünschte, daß man ihn über seine Meinung befragte, und daß sie berücksichtigt würde. Nun war er aber durchaus nicht einverstanden mit der Politik des Grafen Cavour. Im Jahre 1855 meinte er, Cavour arbeite mit mehr Talent als Kriterium und Takt. Im Jahre 1858 fand er es unmöglicher denn je, einer der bestehenden Parteien anzugehören. Im März 1859, wenige Wochen vor dem Ausbruch des Kriegs, schreibt er an seine Frau: „Ich rede dir nicht von Politik, da ich davon nichts mehr verstehe. Je me fais vieux und sage wie Don

Bartolo: Die Musik zu meiner Zeit war etwas Anderes! Irgend etwas Großes wird losgehen: das allein begreife ich."

Was Azeglio von Cavour trennte, war nicht die Verschiedenheit der Ideen über das Ziel. Beide sahen die sardinische constitutionelle Monarchie als berufen an zur Herstellung Italiens. Aber nicht die Idee macht den Staatsmann aus, sondern die Fähigkeit, die Idee zu verwirklichen. Diese Fähigkeit, welche aus zwei Dingen besteht, aus der Erkenntniß der geeigneten Mittel und aus dem Muth, sie anzuwenden, besaß Cavour, nicht Azeglio. Neben dem Staatsmann Cavour, dem Schöpfer des neuen Italiens, ist Azeglio nur ein Vorläufer, ein Vorbereiter — gleich Mazzini, gleich so vielen anderen minder bedeutenden Persönlichkeiten, welche in ihrem Volke das nationale Bewußtsein wieder erweckt haben.

2.

Vorstehendes war geschrieben, als in Mailand ein anderer Band, großentheils Briefe Azeglios enthaltend, veröffentlicht wurde: „Lettere di Massimo d'Azeglio a Giuseppe Torelli con frammenti di questo in continuazione dei Miei Ricordi. Pubblicate per cura di Cesare Paoli. Milano, 1870."

Giuseppe Torelli, ein meist unter dem Pseudonym „Ciro d'Arco" schreibender piemontesischer Literat, stand seit dem Anfang der fünfziger Jahre mit Azeglio in besonders naher Beziehung. Allein trotz der Vertrautheit, die zwischen ihnen geherrscht hat, bieten die Nachträge, welche Torelli zu den „Erinnerungen" hat liefern wollen, kaum ein Interesse. Die Briefe aber ausschließlich politischen Inhaltes, welche zumal zahlreich aus den Jahren 1860 bis 1865 vorliegen, können nur abermals in der

Anschauung bestätigen, welche man aus den andern Veröffentlichungen über Azeglio's letzte Lebensjahre gewonnen hat. Er, der sich sonst so liebenswürdig über den Lauf der Welt und über sich selbst lustig zu machen gewußt, zeigt sich jetzt als verdrießlichen, krittlichen Greis. Immer und mit allen unzufrieden, hört er nicht auf, Moral zu predigen und von seiner eignen Offenheit und Geradheit zu sprechen, die so sehr absticht von den Kniffen und Ränken der Andern.

Azeglio konnte nicht begreifen, warum Graf Cavour, der monarchische Minister, auch die revolutionären Geister, Garibaldi, die Mazzinianer, zur Mitwirkung an der Befreiung Italiens herbeigerufen hatte. Azeglio konnte zumal nicht verzeihen, daß, während der König von Sardinien einen Gesandten bei dem König von Neapel unterhielt, sein Minister im geheimen den Zug Garibaldis nach Sicilien und die neapolitanische Revolution förderte. Azeglio nannte dies ein doppeltes Spiel, eine Politik „mit mehreren Böden“, und damit war alles für ihn gesagt. Er ließ nur eine Politik gelten, die der Ehrlichkeit, und er war überzeugt, daß nur diese Politik dauernde Erfolge zu erzielen vermöge. In dieser Gesinnung zeigt sich die Biederkeit seines Charakters, die Unbestechlichkeit seiner Intelligenz, aber sie offenbart auch die Grenzen seiner Intelligenz und seines Charakters. Es versteht sich von selbst, daß die Begriffe der Sittlichkeit und Unsittlichkeit auf die Politik anwendbar sind wie auf das ganze Bereich menschlicher Handlungen; aber daraus folgt keineswegs, daß, wie Azeglio fortwährend meint, die Principien der landläufigen Hausvatermoral auf die Thätigkeit des Staatsmannes anwendbar seien. Wohl steckt in jedem Staatsmann auch ein Privatmann und als solcher ist er natürlich nicht von den

Pflichten der individuellen Sittlichkeit entbunden: wann immer er das Interesse der Andern — und zumal das Wohl des Staats — seinem persönlichen Vortheil oder dem seiner Familie, seiner Freunde, seiner Günstlinge opfert, begeht er eine Unsittlichkeit wie jeder andere Egoist. Aber eben weil der Staatsmann noch etwas mehr ist als ein Privatmann, weil er nicht blos über sich selbst und seine Angehörigen, sondern über eine ganze Nation verfügt, so muß an seine Handlungen noch ein anderer Maßstab als der der individuellen Sittlichkeit gelegt werden. Der Einzelne darf als höchstes Gebot der Sittlichkeit den Satz anerkennen, daß er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun soll. Wie könnte dies für den Staatsmann gelten? er ist nicht befugt, lieber den Staat Schaden leiden zu lassen als Andere zu schädigen. Die, welche da sagen, das Moralgesetz gilt auch für die Politik, sagen eine Trivialität. Es fragt sich, welche Politik ist moralisch? Und darauf läßt sich nur antworten, daß das Gewissen die Quelle aller Moralität ist für den Staatsmann so gut als für den Einzelnen, daß aber das Gewissen des Staatsmannes nicht wie das individuelle Gewissen ein absolutes Ideal zu seinem obersten sittlichen Kriterium machen kann. Das Individuum kann und soll in seiner Brust ein Ideal sittlicher Vollkommenheit tragen und an dessen Verwirklichung seine reale Existenz, das Leben selbst, setzen. Auch der Staatsmann hat nach den Geboten seines Gewissens zu handeln, aber diese Gebote können nicht durch das ideale Bedürfniß seiner individuellen sittlichen Vollkommenheit dictirt werden. Das Individuum hat sittlich zu sein, unbekümmert darum, ob es die Andern seien oder nicht. Aber der Staatsmann gehört der realen Welt an und muß diese Welt behandeln wie sie ihn behandelt. „E se gli uomini fussero tutti

buoni, questo precetto non sarebbe buono; ma perchè sono tristi, e non l'osserverebbero a te, tu ancora non l'hai da osservare a loro." Dieser Satz Machiavellis wird für den Staatsmann wahr bleiben, so lange nicht sämmtliche Menschen Engel geworden sind. Bis dahin soll die politische Sittlichkeit wohl suchen, sich immer mehr dem absoluten Sittlichkeitsideal zu nähern, aber sie wird es nur vermögen in dem Maße, als dieses Ideal sich überhaupt in der Welt verwirklicht. Mit andern Worten: die Sittlichkeit des Staatsmanns kann nur der allgemeinen, realen Sittlichkeit seiner Zeit entsprechen. Dies besagt keineswegs, daß die realistische Thätigkeit des Staatsmanns nicht auch von idealen Triebfedern gelenkt werden könne, gelenkt werden müsse. Aber diese liegen für ihn nicht in dem Vollkommenheitstrieb seines individuellen Gewissens, sondern in den Empfindungen und Ueberzeugungen des nationalen Gewissens. Sobald der Staatsmann das Bewußtsein hat, für die dauernden Ziele seiner Nation zu handeln, sobald handelt er sittlich. (Doch muß er auch für eine wirkliche Nation, einen wirklichen Staat handeln! Ein Schein- und Spottstaat, ein Großherzogthum Geroldstein, welches nicht in sich selbst die Nothwendigkeit seiner Existenz trägt, hat keine Ziele zu erreichen.) Wer nicht vermag, das ideale Princip seiner Handlungen statt in der eignen sittlichen Vollkommenheit in der Größe und Wohlfahrt seiner Nation zu finden, der paßt nicht zum Staatsmann. Das höchste sittliche Zartgefühl ist nur dem gestattet, der allein für sich selbst verantwortlich ist.

Wenn Graf Cavour im Jahre 1859 sich nicht allein auf die auswärtige Hülfe stützte, sondern auch Garibaldi und die revolutionäre Jugend bewaffnete, so handelte er also nicht aus Schwäche, wie Azeglio, oder aus Skepticis-

mus, wie Andere meinten, sondern weil er den weiten Blick, die hohe Unbefangenheit, die mächtige Hand des Staatsmanns besaß, der das Getriebe der in verschiedenen Richtungen wirkenden Kräfte versteht und sie alle verwendet, alle beherrscht, indem er durch ihren Druck und Gegendruck das Schiff im Gleichgewicht hält und durch ihre combinirte Bewegung es vorwärts führt. Daß Cavour im Jahre 1860 ein doppeltes Spiel trieb gegenüber den neapolitanischen Bourbonen, darum wird die Geschichte weniger streng mit ihm ins Gericht gehen als Massimo d'Azeglio gethan hat. Azeglio war zur Zeit der Garibaldischen Expedition Gouverneur von Mailand und legte diese Stelle nieder, um nichts gemein zu haben mit einer Politik, die er verwarf: nachdem er sich — so schrieb er damals an Torelli — durch sein ganzes Leben den Ruf eines treuen und ehrlichen Burschen in Europa erworben, wolle er nicht, nun da er alt geworden, seine Vergangenheit verleugnen und seinen guten Namen verlieren. Als Cavour von dem Entschlusse hörte, rief er aus: „E io, che non so, se, per fare l'Italia, non ho cessato d'essere un gentiluomo!“ Wer zeigt sich hier als den größeren Charakter? Derjenige, welcher so besorgt war um seinen redlichen Namen, oder der andere, dem weniger am Herzen lag, ein Gentleman zu bleiben als Italien zu schaffen? Im Evangelium heißt es, daß, wer seine Seele liebt, sie verscherzt. Der feinste Egoismus kleidet sich in die Form der Liebe zur eignen Tugend.

Uebrigens, daß Graf Cavour Italien geschaffen hatte, erkannte Azeglio zuletzt selbst an. Der Brief, welchen er wenige Tage nach dem Tode des großen Ministers an Torelli richtete, ist einer der bemerkenswerthesten der Sammlung und namentlich die folgenden Sätze enthalten

ein charakteristisches Zeugniß seiner Denkweise. „Ich kann Dir nicht sagen," so schrieb er am 14. Juni 1861, „wie sehr mich das Geschick Cavours erschüttert und geschmerzt hat, zumal weil ich ihm so zugethan war. Was die politische Frage angeht, so halte ich es für schwer, schon jetzt alle Folgen einer so großen Krisis voraussehen zu wollen. Wir glauben an Gott und seine Vorsehung. Aber obwohl wir überzeugt sein mögen, daß er uns seine Hülfe noch weiter gewähren wird — kennen wir seine Absichten? wissen wir, ob das System des Ungestüms und sein kecker Vertreter nicht ihr Stadium vollendet haben? Tausend derartige Fragen werfen sich dem Geiste auf, wie jedes Mal, wenn ähnliche Fälle in der Weltgeschichte vorkommen. Aber sie lassen sich nicht beantworten und wären eitel und leer, wenn sie nicht dazu dienten, übermäßige Besorgniß und Entmuthigung zu beruhigen. Ein bedeutsames und oft wahres Sprichwort sagt, daß nicht alles Uebel eintrifft, um zu schaden; darum warten wir ab, ehe wir urtheilen, und es genüge uns, zu trauern und eine große Leere zu empfinden ob des Verschwindens eines Mannes, der Italien zu dem gemacht hat, was es ist, und neben welchem wir alle so gut wie nichts gethan haben."

Es gereicht Azeglio zur Ehre, daß die Empfindung der Eifersucht, welche er sonst offenbar nicht ganz hatte verwinden können, nun sein Urtheil über die Leistungen seines Nachgängers nicht mehr zu trüben vermochte. Dennoch erkannte er dessen ganze Bedeutung auch jetzt nicht; sonst hätte er sich über die politischen Folgen des Todes des Grafen Cavour minder leicht beruhigt. Der Zug philisterhafter Nüchternheit, der trotz chevaleresken Wesens und Abenteuerlust, trotz Malerei und Romandichterei durch den Geist Azeglios hindurchgeht und in seinen letzten

Jahren immer mehr zur verklingenden Saite wird, hinderte ihn, die Wirksamkeit genialer Individualitäten nach ihrem vollen Werthe anzuschlagen. Aber er überlebte den Grafen Cavour noch eben lange genug, um einzusehen, daß dessen Platz nicht wieder ausgefüllt wurde, weder durch einen Einzelnen, noch durch die ganze Menge der Minister, welche sich seitdem in der Regierung Italiens folgten. Nachdem auch Azeglio zu Grabe gegangen, leben von den Männern, die in hervorragender Weise an der Wiederherstellung Italiens mitgeholfen haben, nur noch der Agitator Mazzini und der Freischarenheld Garibaldi. Die Schriftsteller und Staatsmänner der italienischen Wiedergeburt, die Gioberti, Balbo, Cavour, Azeglio, Farini sind sämmtlich todt — wie zum Beweise, daß in Verschwörungen und auf dem Schlachtfelde das Leben minder abgenutzt wird als am Schreibtisch und auf der Ministerbank. Italien leidet heute völligen Mangel an mächtigen Intelligenzen und Charakteren, und dafür würde, selbst wenn das allgemeine geistige und sittliche Niveau der Nation höher wäre, die Masse der Mittelmäßigkeiten nicht entschädigen. Und doch macht die Anpreisung der Mittelmäßigkeit den Grundgedanken aus der letzten politischen Schrift Azeglios, des im Sommer 1865, wenige Monate vor seinem Tode veröffentlichten „Briefes an die Wähler." Diese kleinliche Anschauung des Greises hatte er selbst zum Voraus widerlegt durch sein vergangenes Leben. Hätte Azeglio immer nur den gewöhnlichen Hausmannsverstand und die gewöhnliche Hausmannsmoral besessen, er hätte nie die Proclamation von Moncalieri geschrieben.

(Preußische Jahrbücher 1870.)

Der realistische Roman.

L'Éducation sentimentale — Histoire d'un jeune homme. Par Gustave Flaubert. 2 Vol. Paris, 1870.

I.

Ein berühmtes Bild von Rembrandt stellt einen Anatomen vor, wie er vor seinen Zuhörern, jungen ernstblickenden Aerzten, den Leib einer Leiche geöffnet hat und die Eingeweide vorweist. Der Beschauer fühlt sich von dem Bilde zugleich gefesselt und abgestoßen; nachdem er es lange betrachtet hat, wendet er den Blick hinweg und athmet auf.

Das ist der Eindruck, mit welchem man das neueste Buch des Verfassers der „Madame Bovary" liest und aus der Hand legt.

Ob in Deutschland wohl je ein Roman wird geschrieben werden wie „Frau Bovary" oder wie „Die empfindsame Erziehung"? Schwerlich! Gott sei Dank! wird mancher hinzusetzen. Doch eben weil durchaus nicht zu befürchten steht, daß unsere deutschen Dichter in realistischer Darstellung zu weit gehen möchten, so hat es keine Gefahr, sich klar zu machen, was Büchern wie den Flaubert'schen ihren eigenthümlichen Werth und peinlichen Reiz verleiht. Mag dies immerhin nur Werth und Reiz einer anatomischen Lection sein. Die Anatomie gehört allerdings nicht in die Kunst. Aber es hat noch keinem

Künstler geschadet, sich einmal in einem Sectionssaal umgesehen zu haben. Und so ist wohl auch etwas zu lernen bei einem Schriftsteller, welcher die menschliche Seele präparirt wie einen Leichnam, sie mit schonungsloser Hand bloßlegt, mit scharfem Messer in Stücke schneidet, ihre innersten Windungen durchwühlt, ihre feinsten Fasern unter das Mikroskop bringt. Lebendige Wesen zu schaffen, das freilich wird der Anatom uns nicht lehren; aber wir können bei ihm etwas erfahren über die Knochen und Muskeln und Nerven, ohne welche kein lebendiges Wesen zu existiren vermag. Das ist schon der Mühe werth.

Unter unsern deutschen Romanschreibern giebt es sehr talentvolle Männer, welche viel studirt, viel gelesen haben und zu hoch denken von dem schriftstellerischen Beruf, als daß sie nicht gewissenhaft bemüht wären, bedeutsame, würdige Werke zu schaffen. Und in der That werden bei uns fortwährend Romane geschrieben, welche uns Achtung, Sympathie, ja Bewunderung einflößen durch den Ernst der Arbeit, durch die Tiefe der Gedanken, durch den Adel der Gesinnung, durch würdevollen, an den höchsten Mustern der Weltliteratur geschulten Stil — Werke, die jeden Vorzug aufweisen, welchen Begabung, Bildung und Fleiß zu geben vermögen. Aber nur eines fehlt unsern meisten Romanen: sie überzeugen nicht. Den erzählten Begebenheiten merkt man an, daß sie sich nur im Kopfe des Erzählers zugetragen haben; angesichts der geschilderten Gestalten werden wir nie die Physiognomie des Verfassers los. Gewiß, ein gebildeter, denkender deutscher Autor, auch wenn er nie außerhalb seiner Studierstube geathmet haben sollte, ist eine viel reichere, gehaltvollere Persönlichkeit als ein ganzes Schock von Pariser Weltmännern, Weltdamen, Bohémiens und Loretten — von der Ver-

schiedenheit des moralischen Werthes ganz zu schweigen. Aber der Roman soll uns nicht die Innerlichkeit eines einzigen — und sei es auch des tiefstangelegten — Individuums vorführen, noch soll er eine Thesis darthun, und sei sie auch die Essenz aller Weltweisheit. Der Roman hat heute zu leisten, was das Drama auf seinem engen Brettergerüste nicht mehr völlig zu leisten vermag: „Der Natur den Spiegel vorzuhalten — dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Unsere deutschen Romanschreiber halten gewöhnlich nicht der Natur, sondern ihrer eigenen Person den Spiegel vor; sie sind entweder Lyriker, und wollen sich von einer sie quälenden Stimmung durch ein Gedicht befreien, oder sie sind Professoren und verkünden die Ergebnisse ihrer Studien. Daher kommt es, daß deutsche Schriftsteller — doch sonst die bescheidensten Geschöpfe dieser Erde — uns in ihren Romanen oft so unleidlich prätenziös erscheinen. Der eine ignorirt ganz die Welt außer ihm, der andere schaut in ihr nichts als den Beleg einer ihm theuren Theorie. Statt uns die Menschen und Dinge zu malen, malen sie uns ihre Vorstellungen von Menschen und Dingen. Sie sind Pantheisten, und alle ihre Helden, Bürger und Bauern sprechen die Sprache Spinozas. Sie sind Demokraten, und ihre Edelleute müssen sich als lauter Schurken und Schelme präsentiren. Am wunderlichsten wird es, wenn sie ausdrücklich jede Theorie abschwören und Realisten sein wollen; sofort finden sie wieder heraus, daß der realistische Roman das deutsche Volk in seiner Tüchtigkeit, bei seiner Arbeit zu suchen habe. Als ob nur die Tüchtigkeit, als ob nur die Arbeit für Realismus gelten könnte!

Einem Franzosen, einem Pariser kann es nicht wohl

einfallen, seinem Realismus ein Scheuleder vorzubinden, das kecke Füllen durch einen kategorischen Imperativ zu zähmen. Dem Auge des Pariser Romanschreibers drängen sich die Erscheinungen zu gewaltig, zu bunt, zu eng gepaart auf, als daß er zu den einen sagen könnte: euch will ich sehen und zu den andern: von euch nehme ich keine Notiz. Wo das Leben, ein bewegtes Meer, in so mächtigen Wogen rollt, wie möchte da der Dichter abseits auf einem Isolirstühlchen sitzen und sich eine Weltanschauung aus dem Finger saugen? Wie hätte er so verschlossene Sinne, daß ihm diese Fülle der Gestalten nicht interessanter däuchte als die blassen Geburten des eigenen Gehirns? Wen ließe es am Ufer, wen zöge es nicht in den verführerischen Strudel, daß er alles aus nächster Nähe sehe und höre und erfahre? Doch freilich, wenn keiner ungestraft unter Palmen wandelt, so schwimmt auch keiner ungestraft im Strome des Lebens. Wer den Dingen zu nahe steht, verliert das Gefühl der Verhältnisse, das Bewußtsein der Entfernungen. Wessen Sinne allzu sehr von der reizenden Flucht der Erscheinungen bedrängt sind, dessen Aufmerksamkeit bleibt leicht an der Oberfläche der Dinge hängen, und er versäumt darüber ihre dauernde Bedeutung zu ergründen. Und wen die Welt rings in unaufhörlichem Wirbel umkreist, der habe Acht, daß er nicht schwindlig werde und den Spruch der Hexen für wahr halte: fair is foul, and foul is fair — daß sich seinem Auge nicht Schön und Häßlich, Gut und Böse ununterscheidbar mischen und mengen, gleichwie die Farben einer rasch schwingenden Scheibe zu einem einzigen unterschiedlosen Grau gerinnen.

Das sind die Gefahren, welche den Realisten bedrohen; gerade je näher er an die Dinge herantritt, je schärfer er

sie beobachtet, je unbefangener und vorurtheilsloser er sie in sich aufzunehmen sucht, desto bedenklichern optischen Täuschungen ist er ausgesetzt — und so kann es kommen, daß, während wir in jeder Einzelheit seiner so genauen Schilderungen eine bewundernswerthe Bestimmtheit der Umrisse und Gluth der Farben finden, doch das Ganze uns den Eindruck macht eines eintönigen, licht- und schattenlosen Gemäldes ohne Vordergrund und ohne Ferne, ohne Mittelpunkt und ohne Rahmen.

Es existirt kein zweiter so entschlossener, rücksichtsloser, unerbittlicher Realist wie Gustave Flaubert, jedenfalls seit Balzac der bedeutendste französische Romanschreiber. Im J. 1857 veröffentlichte Flaubert seinen ersten Roman und begründete damit sofort seinen Ruf. „Madame Bovary“, die Geschichte einer Ehebrecherin, war geschrieben, wie ein Arzt einen Krankheitsbericht schreibt — ohne irgend ersichtliche Theilnahme an dem Leidenden, nur um des wissenschaftlichen Interesses willen: der Beobachter, kalt, geduldig und neugierig, verzeichnet jedes Symptom, jede kleinste Aenderung, unbekümmert ob zum Guten oder Schlimmen; es ist ihm nur darum zu thun, daß Entstehung und Verlauf des pathologischen Processes völlig klar werde, und es fällt ihm nicht ein, mit der Natur zu rechten, weil sie Erscheinungen darbietet, welche die Menschen Krankheit nennen. Die Leser dieser pathologischen Studie wunderten sich nicht, als sie vernahmen, daß der Verfasser früher Arzt gewesen.

Als ob Flaubert so recht hätte zeigen wollen, daß ihm wie dem Naturforscher alle Dinge dasselbe rein objective Interesse einflößen, unternahm er es in seinem zweiten Werke „Salammbô“, das Carthago der Barkiden mit derselben ins einzelste gehenden gleichgültigen Genauigkeit

zu schildern, wie er in „Madame Bovary“ das gegenwärtige Leben eines Landstädtchens der Normandie geschildert hatte.

Flaubert schafft langsam. Er hat jetzt erst seinen dritten Roman veröffentlicht. Die „empfindsame Erziehung“ erzählt uns die Geschichte eines jungen Mannes, Namens Frédéric Moreau. Doch verweilen wir einen Augenblick bei dem Titel. Auch der objectivste Schriftsteller tritt im Titel seines Buchs mit seiner subjectiven Persönlichkeit hervor. Selbst wenn z. B. ein Romanschreiber den bloßen Namen einer seiner Gestalten oder gar nur den Namen einer Oertlichkeit zum Titel seines Werks wählt, so zeigt er immerhin damit an, daß er, Verfasser, diese Gestalt als die wichtigste, als die Trägerin der Handlung, daß er die Oertlichkeit als den Schauplatz der bedeutsamsten der erzählten Ereignisse betrachte. Durch die einfache Hervorhebung eines Namens tritt der Verfasser aus der bloßen Erzählerrolle heraus und ergreift einen Standpunkt, nimmt Partei. Noch viel deutlicher zeigt sich aber dieser subjective Charakter des Buchtitels, wenn der Verfasser sich nicht mit der Unterstreichung eines Namens begnügt, sondern im Titel den Inhalt des Buchs andeutet. Er berechtigt uns dann, im Titel einen Hinweis auf die vorzüglichste Thatsache oder den leitenden Gedanken seines Buchs zu suchen. Was hat nun Flaubert damit gemeint, daß er seinem Roman den Titel „Eine empfindsame Erziehung“ gegeben hat? Einem Schriftsteller gegenüber, von dessen eigener Person wir in dem ganzen Buch kaum noch eine Spur entdecken, ist die Frage interessant genug.

Frédéric Moreau, der Held, zählt bereits achtzehn Jahre, wenn wir ihn kennen lernen. Die sentimentale Erziehung — fällt sie etwa in die ersten achtzehn Jahre, welche uns nicht

geschildert werden, und ist der Held nur eben das Product dieser früheren Erziehung? oder wohnen wir vielmehr seiner sentimentalen Erziehung erst bei, wie er sie in der Folgezeit empfängt? Das zu entscheiden wird dem Leser überlassen. Von der früheren Jugend Frédérics erfahren wir nichts, als daß sein Vater früh starb, daß er von der Mutter in einer kleinen Stadt der Provinz, in Nogent, erzogen wurde und daß er seine Schulbildung im Lyceum zu Sens erhielt. Die Mutter wird uns nicht eben als sentimental geschildert; um der künftigen Laufbahn ihres Sohnes nicht zu schaden, „liebte sie es nicht, daß man in ihrer Gegenwart die Regierung tadelte.“ Auch dem Lyceum werden keine sentimentalen Einflüsse nachgesagt. Aber Frédéric hat sich früh an den Dichtern der Liebe und Leidenschaft berauscht, und im Alter von achtzehn Jahren hält er bereits sein Leben für verfehlt und verloren. „Ich würde etwas geleistet haben mit einer Frau, die mich liebte . . . Was lachst du? Die Liebe ist die Nahrung und gleichsam die Atmosphäre des Genies. Außerordentliche Gemüthsbewegungen bringen erhabene Werke hervor. Doch ich verzichte darauf, die zu suchen, welche mir fehlt. Uebrigens, wenn ich sie je finden sollte, würde sie mich von sich stoßen. Ich gehöre zu den Enterbten und werde zu Grab gehen mit einem Schatz, der Glas war oder Diamant — ich weiß es nicht.“ Die Geschichte dieses unglückseligen Genies dreht sich natürlich hauptsächlich um seine Liebeserlebnisse, und allerdings erziehen sie ihn: während er sich uns bei Beginn seiner Liebeslaufbahn als neugierig-lüsternen und täppisch-schüchternen Jungen vorgestellt hat, verlassen wir ihn als müden, gesättigten Fünfziger. Aber als Fünfziger findet er bestätigt, was er als Jüngling vorausgesehen. Das letzte Capitel des

Romans erzählt uns ein Gespräch zwischen Frédéric und Deslauriers, seinem einstigen Schulgefährten. War der Lebenszweck Frédérics die Liebe gewesen, so hatte Deslauriers von Macht und Größe geträumt. Aber da sie als gealterte Männer ihr Leben überschauen, finden sie, daß sie es beide verfehlt haben. Warum?

„Vielleicht wegen Nichteinhaltung der geraden Linie," sagte Frédéric.

„Für dich mag das gelten. Ich im Gegentheil habe gesündigt durch Uebermaß an Geradheit und berücksichtigte nicht tausend untergeordnete Dinge, welche mächtiger sind als alles. Ich hatte zu viel Logik und du zu viel Gefühl."

Und beide kommen bei dieser Rückschau auf ihre Vergangenheit zu demselben Ergebniß, wie unser deutscher Dichter: daß das beste, was sie im Leben gehabt, die blöde Jugendeselei ihrer Knabenjahre gewesen. Frédéric ist durch seine „Sentimentalität" nicht nur abgehalten worden, ein „positiver" Mensch zu werden, er hat nicht nur die Ergreifung einer Thätigkeit, die Erringung einer Stellung, den Erwerb von Geld und Ehre versäumt, nein, das Gefühl selbst, dessen er nach der Ansicht seines Freundes zu viel besessen, hat sich aufgebraucht, ist bis zur Asche ausgebrannt.

Das Gefühl? Bleiben wir lieber bei dem Wort Empfindung. Wir können hier den Unterschied zwischen beiden kennen lernen. An einer der seltenen Stellen, wo in zwei Worten das eigene Urtheil des Dichters laut wird, nennt er seinen Helden „den Mann aller Schwächen." Auch das Gefühl ist schwach in Frédéric. Empfindsamkeit ist das Gegentheil von Gefühlsstärke. Frédéric thut dar, daß das Uebermaß an Empfindung charakterlos macht, und

daß aus Mangel an einem Charakter, der sie zusammenhält, die Empfindung selbst schließlich zerfällt und zerstiebt. Frédérics Empfindsamkeit kommt nicht von der Zartheit seines Gemüths, sondern von der Erregbarkeit seiner Nerven; nicht weichherzig ist er, sondern mattherzig — reizbar, aber fühllos: er verfällt jedem Eindruck und hält keinen fest; er hegt eine hohe Meinung von der eigenen Vortrefflichkeit und ist jeder Gemeinheit fähig; er kann auch großmüthig sein, wenn ihn die augenblickliche Erschütterung seiner Nerven fortreißt. Eine aufgeregte Zeit, eine unbefriedigte Gesellschaft, welche die Erde unter sich wanken fühlt und im Himmel keinen Gott mehr findet, welche mit skeptischen Dichtern am Weltschmerz krankt, und mit optimistischen Weltverbesserern für die Herrschaft des Proletariats und die Emancipation des Fleisches schwärmt, welche täglich neue Rechte entdeckt und an keine einzige alte Pflicht mehr glaubt, welche sich in eine unendliche Genußfähigkeit träumt und nichts zu genießen vermag, welche, von der Wirklichkeit angeekelt, sich in den Roman flüchtet und von dem Roman die Lösung der großen sie drückenden Probleme erwartet — eine solche Zeit muß neben ihren aus poetischer Lasterhaftigkeit und hohler Großmannssucht, naivem Egoismus und affectirtem Martyrthum zusammengesetzten Romanhelden wirkliche Menschen hervorbringen wie Frédéric Moreau. Frédéric ist ein Exempel, welch erbärmliche Wichte die Schule des romantisch-demokratischen Sentimentalismus großgezogen hat.

Hiernach stünde also der Held des Flaubertschen Buches zu den Lieblingsgestalten des französischen Romantismus in demselben Verhältniß wie Don Quixote zu den Heroen der Rittergedichte. Aber diese Erklärung des Buches und seines Titels, so zwanglos sie sich von selbst

bietet, darf doch eigentlich nur als Vermuthung ausgesprochen werden. Der Realist Flaubert will uns nun einmal nicht das Recht geben zu behaupten, daß sich bei ihm hinter der Schilderung der Wirklichkeit eine Idee verberge.

Mit geschichtschreiberischem Ernst und umständlichster Genauigkeit, als handle es sich um die wichtigsten Angelegenheiten, erzählt uns Flaubert Frédérics verschiedene Amours (die deutsche Sprache, welche zwischen empfindsamen und gefühlvollen Menschen unterscheidet und für die gemüthvollen noch eine besondere Rubrik eröffnet, kennt die Liebe nur im Singular). Frédéric nennt zwar seine vorzüglichste, seine „große" Liebe, die zu Madame Arnoux, der bürgerlich-tugendhaften Gattin und Mutter, zu deren Besitz er nicht gelangt. Aber diese große Liebe hindert ihn nicht, daß er mit Rosanette, der Lorette, lebt, daß er dem leidenschaftlichen Nachbarkinde Louise die Ehe verspricht, und daß er der Geliebte und dann der Bräutigam wird von Madame Dambreuse, der herzlosen großen Dame. Alle diese Liebesverhältnisse bestehen nebeneinander, und damit wir ja nicht glauben, daß der Dichter für eine dieser weiblichen Gestalten etwas wie eine idealisirende Schwäche empfinde, versäumt er nicht, uns zu unterrichten, daß auch die vermeintlich tugendhaften unter ihnen gebrechlich sind. Louise, das von Frédéric betrogene junge Mädchen, heirathet dessen Freund Deslauriers, um später mit einem Schauspieler durchzugehen. Madame Arnoux, deren Bescheidenheit und Reinheit uns eine tiefe Sympathie einflößten, muß zuletzt, da sie bereits, eine bejahrte Frau, weiße Haare hat, noch in sehr zweideutiger Absicht ihrem einstigen Anbeter einen Besuch abstatten, und ihre Tugend geht aus diesem Besuche nur darum unversehrt hervor,

weil Frédéric, „sowohl aus Klugheit als um sein Ideal nicht zu erniedrigen“, es vorzieht, sich auf dem Absatz umzudrehen und sich eine Cigarette zu wickeln.

II.

Die Erzählung spielt natürlich nicht, wie die meisten unserer deutschen Romane, in einer namenlosen Stadt und einer Zeit ohne Kalenderjahr. Die Ereignisse tragen sich in Paris und in Frédérics Geburtsort Nogent zu, und zwar in der Periode von 1840 bis 1868. Wir bleiben auch nicht einen Augenblick außer Zusammenhang mit den Zeitereignissen, mit dem socialen und dem politischen Leben Frankreichs und seiner Hauptstadt. Liebesabenteuer in Paris haben nicht leicht den Charakter von Idyllen, in denen zwei Seelen die Welt da draußen vergessen. Die Frauen, welche Frédéric liebt, sind Gattinnen, Loretten, Töchter. Der Realist kann ihre Gatten, Liebhaber, Väter nicht unbeachtet lassen. Diese Männer haben andere geschäftliche, freundschaftliche, zärtliche Beziehungen, über welche wir auch wieder unterrichtet werden. So erweitert sich die Zahl der Personen, deren nähere oder entferntere Bekanntschaft wir machen, beinahe ins Endlose. Alle Classen der Gesellschaft, welche in Paris sich so enge berühren und mischen und kennen, werden uns vorgeführt; das ganze Volk tritt als Chor auf. Was in der Zeit aufeinander folgt, im Raum nebeneinander liegt, steht in einem Zusammenhang. So dürfen wir uns nicht wundern, daß, wenn der Realist uns Liebesgeschichten aus der Zeit von 1840 bis 1868 erzählt, wir auch von dem Ministerium Guizot, von der radicalen Opposition, von Schutzzöllnern und Socialisten, von der Februar-Revolution, von Lamartine, Ledru-Rollin, Cavaignac, von der Juni-

Schlacht, vom 2. December hören. Was irgend in den Horizont Frédéric Moreaus hereinschaut, wird erwähnt und womöglich beschrieben. Und immer mit derselben gleichgültigen Unparteilichkeit. Wie der Dichter mit keinem Worte Partei nimmt für die tugendhafte Frau gegen die lockere Dirne, so auch nicht für die Revolution gegen die Ordnung, oder für die Ordnung gegen die Revolution. Er beobachtet, er schildert beide — scharf aber theilnahmlos. Er gehört keiner Partei an, ihn besticht kein Stichwort, ihn blendet keine Begeisterung. Er kennt seine Männer der Ordnung, die befriedigten Vertheidiger des Bestehenden, die hoffenden Schmeichler der Macht: den nur für seine Millionen lebenden Bankier, den zimperlichen Vicomte des Faubourg St. Germain, den ehrgeizigen jungen Staatsprocurator; es sind Egoisten, Heuchler, Feiglinge, Intriganten. Doch nicht mehr und nicht weniger taugen andererseits die uns geschilderten Männer der Freiheit. Der Demokrat Deslauriers, welcher um jeden Preis sich Bahn brechen will, bringt es zum Delegirten der Republik, dann zum Präfecten des Kaiserreichs und wird wegen gouvernementalen Uebereifers abgesetzt: deshalb zeiht er sich seiner „Geradheit".

Der Socialist Senecal sieht sich im Jahre 1848 in seinen Hoffnungen auf das Proletariat getäuscht und schlägt am 2. December als Polizeiagent die Republikaner nieder. Ein anderer, der Citoyen Regimbart, verbringt sein Leben in den Cafés und wartet auf die Wiederkehr von 1793; um seinen Absynth bezahlen zu können, läßt er seine Frau arbeiten. Arnoux, der nie um einen Ausweg verlegene Herausgeber des „Art Industriel", Kunstmäcen, Kunsthändler, Häuserspeculant, Porzellanfabrikant, kämpft am 24. Februar auf den Barricaden und sucht

sich später aus seinem ökonomischen Ruin durch einen Handel mit Heiligenbildern und geweihten Kerzen zu retten. Der einzige redliche Republikaner, ja der einzige biedere Mensch, der im Buche vorkommt, ist ein Handlungsgehülfe Namens Dussardier, ein Bursche voll aufrichtiger Begeisterung, uneigennützig, tapfer, zartfühlend, doch gar beschränkten Geistes; er ist der einzige, der ein tragisches Ende nimmt. Die Schärfe, mit welcher alle diese Gestalten gezeichnet sind, läßt sich nur vergleichen der Deutlichkeit, mit welcher jedes Stück auf einer gedeckten Tafel in der Maison d'Or geschildert wird, oder der Genauigkeit in der Unterscheidung der mannichfachen Laub- und Nadelhölzer im Walde von Fontainebleau. Ein schimmernder Armleuchter, eine vom Wind bewegte Fichte, ein cynischer Journalist — alles das sind Objecte, welche in gleichem Maß Anspruch haben auf die treue Beobachtung des Realisten, und welche ihm gleich geringen menschlichen Antheil abgewinnen. Dieselbe Sorgfalt, mit welcher ein Maskenball im Hause der Lorette, ein Wettrennen auf dem Marsfeld, das Begräbniß des Millionärs Dambreuse geschildert wird, verwendet der Realist, auch wenn er die Plünderung der Tuilerien oder eine Sitzung des „Club de l'Intelligence" beschreibt — nicht mehr und nicht weniger.

Aber dies ist die Klippe, an welcher der Realist scheitert. Was heißt es, daß der Dichter der Natur den Spiegel vorhalten soll? Welcher Spiegel vermag die Natur wiederzugeben? Und welche Natur vermag wiedergegeben zu werden?

Die Wirklichkeit ist endlos in Zeit und Raum, Erscheinung folgt auf Erscheinung; ihr grenzenloses Nebeneinander und Nacheinander — wie kann es in ein Bild

gefaßt werden? Das Unternehmen wäre hoffnungslos, wenn der Spiegel, welcher die Natur abbilden soll, ein todter Körper wäre, gleichsam eine Glas- oder Metallfläche, worauf die Erscheinungen im Vorüberhuschen sich abzeichneten. In ihrer Unbegrenztheit, in ihrem wirren Gedränge, in ihrer unstäten Flucht — wie vermöchten sie ein klares und bleibendes Bild zu hinterlassen? Aber nicht auf einer todten Fläche, sondern in dem lebendigen Geiste des Dichters malen sich die Dinge, und dieser lebendige Geist, nachdem er die Eindrücke leidend empfangen, gestaltet sie thätig zum dauernden Bilde. Er gestaltet sie zum Bilde, nicht indem er die Erscheinungen alle abzubilden sucht, sondern indem er das Wesentliche in ihnen, das Bedeutende, das Dauernde, das Nothwendige festhält — mit einem Wort: er giebt statt des Zufälligen das Gesetz, statt der Wirklichkeit die Wahrheit, aber — denn er ist ja Dichter, nicht Philosoph — das Gesetz in der Form des Zufälligen, die Wahrheit im Kleide der Wirklichkeit.

Es ist also vergebens, daß der Dichter uns glauben machen will: er verhalte sich nur empfindend und schaffe nicht, er gebe nur die Natur wieder und thue nichts von sich selber hinzu. Indem er die Natur wiedergiebt, schafft er: er schafft mit geringerem oder größerem Bewußtsein, naiv oder reflectirend, er läßt sein eigenes Ich hervortreten oder verbirgt es und ist subjectiv oder objectiv, aber immer ist er es, welcher dem von der Außenwelt gelieferten Stoffe die Gestalt giebt, und immer thut er dies, indem er von der realen Welt deren ideales Bild zeichnet. Darum wäre es falsch, wollte man den Unterschied zwischen realistischen und idealistischen Dichtern so auffassen, als stellten jene das Wirkliche dar, diese die Idee. Das dichterische Schaffen setzt sich nothwendig aus beiden Elementen zu-

sammen, und jene Bezeichnungen gehen nur auf die Unterschiede des Verhältnisses des einen zum andern. Jeder Dichter ist zugleich Idealist und Realist, aber nur der große Dichter ist das eine so sehr als das andere. Nur der Dichter, in welchem sich Idealismus und Realismus das Gleichgewicht halten, ist wahr — unwahr nicht allein derjenige, welcher, statt die Natur abzubilden, seine eigenen Einbildungen schildert, sondern auch der, welcher die Erscheinungen selbst giebt, statt ihres Wesens. Der Idealist giebt die Willkür seines Gehirns, der Realist die Willkür, nämlich den Zufall, in der Außenwelt.

Der Realist glaubt, um die Natur wahr zu schildern, sie sich selbst schildern lassen zu müssen. Doch das ist ein verhängnißvoller Irrthum. Die Natur schildert sich nicht selbst. Ein Maler muß, um eine Landschaft zu malen, einen Standpunkt wählen und sie aufnehmen, nicht wie sie ist, sondern wie sie von diesem Standpunkt aus sich ihm vorstellt. Er kann nicht, um von einem Baum ein recht treues Bild zu geben, um den Baum herumgehen und neben die Vorderseite auch die Rückseite stellen, noch wird er die einzelnen Blätter zu zählen suchen, noch wird er durch ein Fernrohr erkunden, ob auf dem Gebirge, dessen blaue Wand durch die Zweige des Baumes durchschimmert, Häuser stehen. Die Dinge an sich lassen sich nicht abbilden. Sonnen- und Wetterseite eines Baumes neben einander gestellt, geben nicht einen um so wahreren Baum, sondern eine Ungestalt, welche nie existirt hat. Es ist unmöglich, die Blätter eines Baumes zu zählen, und wäre es möglich, so vermögen sie doch nicht alle, jedes in seiner besonderen Individualität, mit allen seinen Zacken und Fasern und Aederchen, dem Auge vorgeführt zu werden. Es ist unmöglich, zugleich den nahen Baum und

den fernen Berg mit derselben Deutlichkeit des Einzelnen zu sehen. Wer die Natur wiedergeben will, muß sie wiedergeben, wie sie dem Auge sich darstellt. Das Nahe nah, groß, deutlich, das Ferne fern, klein, undeutlich. Es hilft nichts zu sagen, daß ja in Wirklichkeit der ferne Berg größer sei als der nahe Baum. Das ist wirklich, aber wahr für die Anschauung wird es nur durch Beobachtung des Gesetzes der Perspective. Das Auge kann nun einmal nicht an zwei Orten zugleich sein. Einer, der, um recht treu zu sein, das Ferne so deutlich darstellen wollte wie das Nahe, würde sich eben gegen die Treue der Natur versündigen, denn er würde das Ferne nicht so schildern, wie er es sieht, sondern wie er es nicht sieht.

Was von dem Landschaftsmaler gilt, das gilt von jedem, der es unternimmt, „der Natur den Spiegel vorzuhalten“. Kein Künstler kann mit Mikroskop oder Teleskop hantiren; ein jeder muß das Gesetz der Perspective befolgen. Dieses Gesetz aber, kraft dessen allein sich die Körperwelt anschauen läßt, ist ein ideales, eine nur im menschlichen Auge oder Geist existirende Nothwendigkeit. Es giebt andere solche Gesetze, durch welche die Anschauung der moralischen Welt bedingt ist. Das Ideal ist das einzige Mittel der Erkenntniß des Realen. Das Ideal bringt Ordnung in die Wirrniß der Erscheinungen, macht das Große zum Großen, das Kleine zum Kleinen, verbindet das Zusammenhanglose und setzt dem Schrankenlosen Schranken. Wie die Bedeutung des Verses keineswegs bloß in der äußerlichen Harmonie für das Ohr besteht, sondern in der inneren, weil er den Dichter zwingt, nur das Zweckmäßige, das Bedeutende, das wahrhaft Nothwendige zu sagen, so ist das Ideal nicht etwa, wie manche wähnen, ein geheimes Toilettenmittel, ein Schönheits-

wasser, womit der Dichter die Flecken und Runzeln der Wirklichkeit zu verbergen und ihr eine rosige Jugendblüthe anzumalen versteht, sondern es ist vielmehr der wunderthätige Quell', der sein blödes Auge hell macht und ihm Wesen und Wahrheit der Natur offenbart. Durch das Ideal wird der Dichter frei von Unklarheit und Unordnung, frei von blindem Zufall und gesetzloser Willkür, — und so sind auch hier Freiheit und Gesetz unzertrennlich.

Wie der Idealismus, welcher den Boden der realen Welt verläßt, zu luftiger Phantasterei wird, so sinkt der Realismus, welcher die Wirklichkeit, den Stoff, nicht durch das Ideal vergeistigt, zum plumpen Materialismus herab. Der Verfasser der „Madame Bovary" und „der empfindsamen Erziehung" scheint uns interessant eben als vollendetes Muster eines materialistischen Dichters.

In der scharfen Beobachtung der sinnlichen Natur kann Flaubert nicht wohl übertroffen werden: kein feinster Unterschied der Farbe, des Geschmacks, der Härte, der Wärme, der elektrischen Spannung entgeht ihm. Und er ist keineswegs bloß Naturbeschreiber, er ist Chemiker, Anatom, Physiolog und unterzieht seiner Analyse, seinem Mikroskop nicht bloß die physische, sondern auch die psychische Natur. Aber überall sieht er nur Atome, nicht Organismen — Kräfte, nicht Gesetze — von außen stoßende Mechanik, nicht innere Spontaneität. Er behandelt die lebendige Seele ganz so, wie er den todten Leichnam behandelt. Im Sturme der Revolution gewahrt er nur die Explosion des eingezwängten Dampfes, in der ersten Liebe eines jungen Mädchens nur das dunkle Suchen der sinnlichen Begier. Diese Gleichstellung des Druckes und des Triebes, des Triebes und der Empfindung, der Empfindung und der

bewußten Handlung — was ist sie anderes als Mangel an moralischer Perspective? Alles, Steine, Pflanzen, Möbel, Kunstwerke, Menschenherzen liegen für den Dichter neben einander auf gleicher Fläche, und darum beschreibt er sie alle gleich sorgsam, gleich treu und gleich theilnahmlos. Es giebt nichts Wichtiges in dieser unaufhörlichen Schilderung, welche sich immer auf demselben Plane fortbewegt, und nichts bleibt als zu unwichtig ungeschildert; der Spiegel, welcher der Natur vorgehalten wird, hat keinen Brennpunkt, das Bild, welches er spiegelt, keinen Abschluß. Denn wo will der Realist Grenzen finden, wenn das Ideal sie ihm nicht zieht? Und während das Ganze unbegrenzt bleibt, fehlt zwischen dem Einzelnen Zusammenhang und Verhältniß. Denn nur der Geist verbindet die Dinge und weist jedem seine Stelle an. Wo der Geist sich seiner gesetzmäßigen Führung begiebt, da wandern wir aufs Gerathewohl durch die Unendlichkeit der Erscheinungen; der Zufall läßt uns der einen näher treten und entzieht uns die andere. Diesen Eindruck des Zufälligen werden wir bei Flaubert nicht los. Wenn er diesen Gegenstand beschreibt, warum beschreibt er nicht auch jenen? Und wenn er uns ein Ding von der einen Seite zeigt, warum nicht auch von der andern? Nun ist es aber nur die Nothwendigkeit, welche die Gewißheit der Wahrheit giebt. Und so vermag Flaubert bei aller Genauigkeit des Einzelnen uns nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit des Ganzen einzuflößen.

Es wäre auffallend, wenn der Welt des Realisten nicht auch sein Stil entspräche. Und in der That, wie seiner in Atome aufgelösten Welt, so fehlt auch seinem Stil „leider nur das geistige Band". Flauberts Stil ist im Einzelnen stets klar, scharf, farbenreich, plastisch, strotzend

von Sinnlichkeit — reich an Substantiven und Adjectiven, welche eben das Stoffliche der Sprache ausmachen, aber im Ganzen eintönig, kalt, ungegliedert, arm an Conjunctionen, welche den Stoff ordnen, in Beziehungen bringen, ihm das Gesetz dictiren. Und wie der Dichter seines Realismus kein Ende findet in dem was er sagt, so auch in der Form, in welcher er es sagt. Wie alles Wirkliche, eben weil es wirklich ist, genannt, beschrieben, geschildert werden muß, so muß dies auch geschehen in den wirklichsten Ausdrücken. Der Dichter will ja Realität, keine Abstraction geben. Könnte er, statt der Namen der Dinge, die Dinge selber vorführen, so wäre das ohne Zweifel noch viel besser. Doch da er sich nun einmal mit Namen behelfen muß, so seien es wenigstens die rechten, die eigentlichen, die wirklichen. Also kein Name, der das Ding nur von weitem andeutete, der es verschönte oder verhüllte. Nein, je deutlicher, je rückhaltloser, je nackter das Wort ist, desto näher kommen wir dem Dinge selbst. So wird denn das nackteste Wort uns das Ding geradezu mit Händen fassen lassen? Nein, es wird uns nur daran erinnern, daß sich doch noch ein nackteres finden ließe. Die Worte sind eben nicht die Dinge selbst, sondern deren ideale Bilder. Vergebens sucht das Bild die Wirklichkeit zu erreichen, die Kluft zwischen beiden ist unüberbrückbar. Indem das Bild so zu sagen der Wirklichkeit nachläuft, ohne doch je Wirklichkeit werden zu können, werden wir nur an die Ohnmacht des Bildes erinnert; über dem eitlen Bemühen wirklich zu werden, wird es nur wirkungslos, während es, wenn es in seiner idealen Sphäre bliebe, wahr und deshalb wirksam zu sein vermöchte.

Diese Unwahrheit des Realismus ist es, welche demselben mit Recht den Vorwurf der Unsittlichkeit zuzieht.

Andernfalls verstünde sich nicht, warum ein Dichter wie Flaubert unsittlich genannt zu werden verdiente, ein Dichter, welcher keine unsittlichen Grundsätze aufstellt — denn er stellt überhaupt keine Grundsätze auf — der nicht das Laster preist und die Tugend verhöhnt — denn er hat sich alles Urtheils begeben — der nicht geflissentlich das Edle für gemein und das Gemeine für edel ausgiebt, der aber in der Welt, welche er schildert, mehr Gemeines als Edles findet, und das Gemeine, statt es zu verschleiern, nackt und kahl vor Augen stellt. In der Welt mehr Gemeinheit als Adel zu finden, ist Pessimismus, allein der Pessimismus ist an sich so wenig sittlich oder unsittlich als der Optimismus. Gerade sehr frommen und reinen Seelen scheint die Erde ein Jammerthal. Wenn solche Seelen sich inmitten des Jammers der Erde durch den Glauben an eine überirdische Herrlichkeit trösten, so mag das für ihre Glückseligkeit sehr viel bedeuten, aber sittlich ist daran nichts. Und wer diesen Trost nicht findet, ist darum nicht unsittlich. Eine Ueberzeugung hegen und aufrichtig bekennen, kann nie und nimmer für eine Unsittlichkeit gelten, so verkehrt auch die Ueberzeugung sein mag. Unsittlich ist: eine Ueberzeugung vorzugeben, welche man nicht hegt. Und dies eben thut der Realist, welcher uns eine von ihm selbst verstümmelte Natur als die ganze Natur darstellt, eine Natur, aus der er den Geist gebannt hat, — als gäbe es eine Natur ohne Geist und als ob der Geist nicht auch Natur wäre.

In einer verfeinerten Gesellschaft pflegen gewisse Dinge nicht genannt zu werden, von welchen eine rohe Gesellschaft ohne Bedenken redet. Wenn ein Dichter, der einer verfeinerten Gesellschaft angehört und zu einer solchen spricht, derartige Dinge nennt, als ob er zu rohen Hörern

spräche, so ist das unsittlich. Vergebens giebt der Dichter vor: er schildere die Wirklichkeit und schildere sie unverschleiert, um wahr zu schildern; Niemand glaubt an diese Wahrhaftigkeit. Der Dichter kann nicht den Geisteszustand seiner Hörer und mindestens nicht seinen eigenen ignoriren. Er, der Sohn einer verfeinerten Welt, muß wissen, daß, wenn er unverschleierte Wirklichkeit schildert, er in seinen Hörern etwas mehr als das Bild dieser Wirklichkeit, nämlich den Gedanken wachruft, daß man von dieser Wirklichkeit nicht zu reden pflegt. Die Nacktheit ist an sich nichts Unsittliches. Die ersten Menschen, so lange sie ihrer Nacktheit unbewußt waren, schämten sich nicht. Erst als sie wußten, daß sie nackt waren, wurde die Bekleidung ein Gebot der Sittlichkeit. Damit die Nacktheit in einer bekleideten Zeit nicht unsittlich sei, darf sie den Menschen nicht an den Stand der Thierheit erinnern, aus welchem er herausgetreten. Die Nacktheit der Venus von Milo ist nicht unsittlich, weil sie, als eine der innern Geistigkeit des Menschen entsprechende Idealisirung der äußern Gestalt, nicht an den rohen thierischen Trieb erinnert. Aber der Realist, welcher die reale Nacktheit und nicht das Ideal darstellt, ist unsittlich, weil er zu einer Gesellschaft, deren Bewußtsein sich im Gegensatz zur Thierheit befindet, so spricht, als ob sie noch unbewußt innerhalb der Thierheit stünde.

Vergebens beruft sich der Realist auf sein Recht der Objectivität. Die echte Objectivität ist die, welche nicht Grillen für allgemeine Wahrheit, Einbildungen für Gegenstände ausgiebt. Aber eine Objectivität, welche sich stellt, als sei die ganze geistige und moralische Bildung der Menschheit nur Einbildung, ist eine Maske. Wohl preist Flaubert nicht das Laster und verhöhnt nicht die Tugend,

aber er preist auch nicht die Tugend und verdammt nicht das Laster. Wohl giebt er nicht das Gemeine für edel, aber er giebt auch nicht das Edle für edel, sondern gebärdet sich, als verstehe er überhaupt nicht was diese Ausdrücke bedeuten. Diese Gleichgültigkeit ist unwahr, denn sie ist unmenschlich. „An sich ist nichts weder gut noch böse, erst das Denken macht's dazu," sagt Hamlet. Ja wohl! wenn nur der arme Grübler sich des Denkens überheben könnte. Flaubert will die Dinge an sich darstellen. Unmöglich! Er ist Mensch, und als Mensch denkt er, als Mensch muß er gut gut und böse böse nennen; andernfalls ist er außerhalb der menschlichen Wahrheit, und außerhalb der menschlichen Wahrheit zu sein ist keinem Menschen gegeben. Nur Gott schwebt über den Gewässern.

Und in der That täuscht der Realist mit seiner scheinbaren Objectivität nur sich selbst. Er glaubt parteilos zu sein, und ergreift Partei für die Sinnlichkeit gegen den Geist, für den Zufall gegen das Gesetz, für das Verhängniß gegen die Freiheit. Er zeigt keine Theilnahme an seinen Geschöpfen; gleichgültig läßt er Madame Bovary, Salammbô, Frédéric Moreau die widerstandlosen Opfer der Umstände und ihrer Nerven werden; doch es ist kein Zufall, daß er immer nur solche lediglich leidende, receptive, jeder Selbstthätigkeit unfähige Charaktere schafft — er zeigt dadurch, daß er nur solche Charaktere zu schaffen weiß. Er selbst ist ein dichterischer Frédéric Moreau von unendlich feiner Sinnlichkeit, der aber über die Reproduction des Sinnlichen nicht hinausgelangt. Gesetzt auch er überredete uns, daß es in der wirklichen Welt nur solche Charaktere gebe, so löst er doch nicht das Räthsel, warum unserm Geist noch ganz andere Gestalten vorschweben, Gestalten, die uns um ihrer Thätigkeit, Kraft

und Freiheit willen so sehr viel interessanter dünken. Er will uns volle Wirklichkeit geben, und wir fühlen, daß er uns nur die halbe Wahrheit giebt, daß seine Welt nur eine Welt niedern Grades ist und daß ihn die Schwäche seiner Augen hindert eine höhere Welt wahrzunehmen. So wird der des Ideals bare Realismus subjectiv beschränkt und dadurch unwahr, gerade wie der die Wirklichkeit verachtende Idealismus. Dieser verzerrt die Natur, und jener zerstückt sie. Der eine sinnt Mißbildungen aus, welche nicht lebensfähig sind, der andere zerschneidet Leichen, und wähnt so das Geheimniß des Lebens zu ergründen; der eine giebt die Fratze, der andere den formlosen Stoff für das wahre Abbild der Natur aus.

(Allgemeine Zeitung 1870.)

Octave Feuillet: Le journal d'une femme.

Feuillets neuster Roman hat in Frankreich und anderwärts viel Aufsehen erregt und großen Beifall gefunden. Französische Kritiker bezeichneten „das Tagebuch einer Frau" als das Meisterwerk des gefeierten Verfassers. Auch wir kennen keinen anderen Roman Feuillets, welchen wir diesem letzten vorzuziehen hätten; er behagt uns immerhin besser als der seiner Zeit vielgerühmte „Monsieur de Camors". Dennoch haben wir nicht den Eindruck eines Meisterwerks, sondern bestenfalls eines Meisterstücks bekommen. „Le journal d'une femme" verdient gelobt zu werden als ein in manchem Betracht ausgezeichnetes Stück erzählerischer Technik: die Erfindung ist zwar nicht originell, doch geschickt; die Ereignisse ziehen klar und rasch an uns vorüber; wir bleiben bis zum Schluß gespannt und werden mehr als einmal gepackt, ja gerührt; die Figuren erregen unser Interesse, die Schilderungen unsere Aufmerksamkeit; in einigen Episoden weht wirklich ein poetischer Hauch; die Behandlung der äußeren Form und namentlich auch der Sprache, soweit dem Ausländer darüber eine Meinung zusteht, zeigt im Ganzen wie in der kleinsten Einzelheit jene gewissenhafte Sorgfalt und Tüchtigkeit, jenen erlesenen Geschmack und jene vollendete Feinheit, welche jeder Art französischer Arbeit zu so hoher Ehre gereichen. Es

ist fast unmöglich, daß der Roman bei einer ersten Lectüre nicht interessire und gefalle. Aber nachdem man ihn zu Ende gelesen und gar wenn man ihn wiederliest, gewahrt man, daß die Vorzüge mehr an der Oberfläche liegen, als in den Kern hinabreichen, daß sie blenden und reizen, aber keine dauernde Befriedigung gewähren, daß das Ganze, trotz der technischen Vollendung im Einzelnen, der kritischen Prüfung nicht Stich hält, daß dem Romane abgeht, was den eigentlichen Werth einer künstlerischen Erzählung ausmacht, die Wahrheit nämlich, und zwar sowohl die reale als die ideale Wahrheit. Um dieses Urtheil zu erhärten, müssen wir den stofflichen Inhalt mit einiger Ausführlichkeit angeben.

„Das Tagebuch einer Frau" zerfällt in zwei Theile. Wir befinden uns zuerst auf dem Schloß Louvercy im Jahre 1872. Die Herrin des Schlosses hat einen Sohn, Roger de Louvercy, welcher, seitdem er im Kriege von 1870 zum Krüppel geschossen worden, mit sich selbst, mit Gott und der Welt zerfallen, ein trauriges Dasein fristet. Nur im Verkehr mit seinem geliebten Jugendfreund und Kriegsgefährten, dem Commandanten d'Eblis, entzieht er sich manchmal seiner düsteren Stimmung. Verschiedene Gäste wohnen im Schloß, darunter zwei junge Mädchen. Das eine, Cécile de Stèle, eine Nichte der Frau de Louvercy, gewinnt unsere Gunst als ein liebenswürdiges, gutgeartetes, wenn auch muthwilliges und ziemlich leichtherzigs Geschöpf. Ein tieferes Interesse flößt uns Charlotte d'Erra, Céciles Freundin, ein. Charlotte selbst sagt uns — ihr Tagebuch ist es nämlich, welches wir lesen — daß sie romantisch und leidenschaftlich sei; aber wir glauben bald noch mehr zu ihrem Vortheil zu gewahren: sie erscheint auch verständig und gut, zartfühlend, tapfer und großmüthig. Der

Commandant d'Eblis giebt eine Zeit lang Charlotten so sichtlich den Vorzug vor den übrigen Damen, daß, indem sie eine raschwachsende Leidenschaft für ihn empfindet, sie nur Neigung mit Neigung zu erwidern glaubt und erwarten darf, er werde sich demnächst erklären. Aber plötzlich ändert sich sein Benehmen ihr gegenüber; er wird förmlich und zurückhaltend und beschäftigt sich mehr mit Cécile. Endlich eines Tags bittet er Charlotte um ein Zwiegespräch — zu keinem andern Zwecke als weil er ihre Meinung über Céciles Charakter erfahren will, ehe er derselben seine Hand anbietet. Charlotte ist innerlich vernichtet; doch obwohl sie nicht bezweifelt, daß zwischen dem ernsten Commandanten und ihrer munteren Freundin eine große Verschiedenheit des Charakters besteht, ist sie zugleich zu stolz und zu großmüthig, um nicht alles mögliche Gute von Cécile zu sagen. Der Commandant und Cécile verloben sich. Charlotte ist ungeduldig das Schloß zu verlassen; da, in der Nacht vor ihrer Abreise, wird sie unfreiwillige Zeugin eines erschütternden Auftrittes zwischen Madame de Loubercy und ihrem Sohne. Sie erfährt daraus, daß Roger de Loubercy sie liebt, hoffnungslos liebt, er ist ja ein Krüppel, und daß er soeben einen Selbstmordversuch gemacht hat. Sofort faßt sie den großen Entschluß, da ihr eignes Glück zertrümmert ist, sich dem Glücke Anderer zu opfern. Sie selbst spricht zuerst mit der Mutter, dann mit dem Sohne, und Roger läßt sich nach einigem Sträuben ihr großmüthiges Anerbieten gefallen.

Damit schließt der erste Theil ihres Tagebuchs und der Geschichte.

Im Jahre 1878 nimmt Charlotte von Loubercy ihr Tagebuch wieder vor. Ihre Ehe, nach einiger Zeit durch den Tod ihres Gatten gelöst, hatte sie, wenn nicht be-

glückt, doch befriedigt. Es war ihr gelungen, die letzten Jahre ihres Mannes zu erheitern, und die Geburt eines Kindes ersetzte ihr Vieles. Einen minder erfreulichen Verlauf nahm die Ehe des Commandanten d'Eblis. Zwischen ihm und Cécile, seiner Frau, bestand kein inneres Verhältniß. Er, der ernste, arbeitsame Mann, übersah die bewegliche, unbedachte, dem Augenblick lebende, junge Frau. Er theilte nicht ihren Hang für die zerstreuenden und berauschenden Freuden der Pariser Geselligkeit; anfänglich begleitete er sie widerwillig, bald ließ er sie allein die Bälle und Soiréen besuchen, und natürlich, je weniger er sich um sie kümmerte, je kühler es im Hause wurde, desto eifriger suchte sie draußen eine Zerstreuung und Entschädigung. Charlotte merkte, daß die Beiden nicht glücklich waren, und obwohl sie an unzweideutigen Zeichen errathen konnte, daß d'Eblis für sie selbst etwas Anderes empfand als die gemessene Freundschaft, die allein er ihr zu zeigen suchte, so beschloß sie doch das Ihrige zu thun, um eine Annäherung zwischen den entfremdeten Gatten herbeizuführen. Eines Tags, da sie sich mit dem Commandanten allein fand, erklärte sie ihm ihren Wunsch, zur Herstellung der Harmonie zwischen ihm und seiner Frau beizutragen, und hielt ihm vor, es sei unmöglich, daß Cécile sich glücklich fühle, wenn sie beide getrennte Wege gingen u. s. w. Indem Madame de Louvercy sich so zur Mittlerin zwischen den Gatten d'Eblis machte, veranlaßte sie eine Eröffnung, welche sie mit einiger Behutsamkeit hätte voraussehen können. Der Commandant erwiderte, daß zwischen ihm und seiner Frau keine innere Gemeinschaft denkbar sei; er vermöge auf Cécile keinen Einfluß zu üben und gestehe, daß er es nie versucht habe, denn — er liebe sie nicht.

— „Wie! als Sie Cécile heiratheten, liebten Sie sie nicht!"

„Nie!" sagte er mit Nachdruck und fügte dann leiser hinzu: „Ach, ich habe sie nicht getäuscht — Gott ist mein Zeuge! Ich habe nur mich getäuscht — und Sie!"

Bei diesem Worte ward mir die ganze Wahrheit offenbar; ich erhob mich ganz fassungslos — schrie auf: „Unglücklicher! was haben Sie gethan!"

„Ich habe gethan", sagte er zu mir, „was Sie besser als irgendwer verstehen werden — ich habe mich geopfert! — Ach, Madame, ich habe nicht diese Unterhaltung begehrt; ich hätte sie vielmehr vermieden, denn sie wird uns ohne Zweifel für immer trennen. Doch weil es dazu gekommen ist, soll mein Herz sich endlich aufthun. Ich rede zu Ihnen, Sie sehen es, voll Ehrfurcht. — Wohl, rufen Sie sich Ihre Erinnerungen zurück. — Als Roger mir seine verhängnißvolle Leidenschaft für Sie vertraute, als ich begriff, daß ich zwischen Ihnen und ihm zu wählen hätte, daß ich Sie nicht länger lieben könnte, ohne ihn zur Verzweiflung — vielleicht zum Selbstmord — zu verdammen — da opferte ich mich — und mit einer Anspannung meines Muthes, die ich möglich, die ich aufrichtig wähnte, versuchte ich meine Liebe von Ihnen zu übertragen auf dieses Mädchen, das Sie liebten, das wie getaucht war in Ihren Abglanz, Ihren Reiz, Ihre Zärtlichkeit — ja, ich glaubte Cécile zu lieben, aber immer noch waren Sie es, die ich in ihr liebte — und wenn dies das letzte Wort sein sollte, das ich vor Ihnen ausspräche — heute wie damals sind Sie es, Sie allein, die ich liebe!" —

Madame de Louvercy ist durch sein Geständniß erst bestürzt, dann bei dem Gedanken an das verlorene Glück bricht sie in Thränen aus und bekennt, daß auch sie ihn

geliebt habe, ihn liebe. Aber sie fährt dann fort, daß sie beide nicht das Spielzeug ihrer Leidenschaft werden dürften, daß sie vielmehr ihrer gegenseitigen Zuneigung einen neuen, fast heiligen Charakter geben wollten, indem sie sich so zu sagen verschwüren, Cécile zu beglücken. Nur wenn d'Eblis ihr verspricht, sich die Liebe seiner Frau zu gewinnen, soll ihm gestattet sein, sie, Charlotte, noch ferner zu sehen; dagegen will sie sich bemühen, Cécile zu ihm zurückzuführen. D'Eblis verspricht zu thun, was sie begehrt. Unglücklicher Weise muß er gerade am darauffolgenden Tage eine längere amtliche Reise unternehmen, und unglücklicher Weise muß auch Madame de Louvercy, nachdem sie ihrer Freundin eindringliche, aber leider vergebliche Vorstellungen gemacht, sich von Paris entfernen. In dieser Zeit, da der Gatte und die Freundin fern sind, wird Cécile ein Opfer ihrer Einsamkeit, ihrer Unbesonnenheit, ihres mit leeren Vergnügungen ausgefüllten Lebens. Eines Abends, mitten im Winter, kommt sie plötzlich zu Charlotte nach Schloß Louvercy, wirft sich verzweiflungsvoll in die Arme der Freundin, eröffnet ihr, daß sie verloren sei, daß sie sich einen Augenblick vergessen habe, daß sie ihren Gatten, der am nächsten Tage wieder in Paris eintreffe, nicht wiederzusehen vermöge. Charlotte, aufs Tiefste erschreckt und von Mitleid ergriffen mit der Unglücklichen, sucht sie zu beruhigen — glaubt, sie beruhigt zu haben und läßt sie allein, damit sie im Schlafe Ruhe finde. Aber am nächsten Morgen wird Cécile vergebens in ihrem Zimmer gesucht; sie hat in der Nacht das Schloß verlassen und, indem sie in leichter Kleidung sich geflissentlich der Kälte der Winternacht aussetzte, den Tod gesucht und gefunden. Charlotte will dem Commandanten den Selbstmord seiner Frau verbergen, aber er erräth ihn und

dringt in sie, damit sie ihm den Grund der verzweifelten That offenbare. Das kann sie nicht; Niemand weiß von Céciles Schuld als sie und Cécile hat ihre Schuld zu furchtbar gebüßt, als daß sie, die Freundin, das reine Andenken der Todten zu schädigen vermöchte. Charlotte begnügt sich, dem Commandanten einen Brief seiner Frau zu zeigen, der in ihm den Glauben erregen muß, daß Cécile sich einzig darum den Tod gegeben habe, weil sie es nicht länger ertrug, seine Liebe zu entbehren. Durch diese edelmüthige Verschweigung opfert Charlotte das Glück, das für sie selbst aus dem Tode der Freundin erstehen konnte. D'Eblis ist tief erschüttert, da er erkennt, wie er an seiner Frau gesündigt, und um dies zu büßen, beschließt er sein Leben in selbstgewollter Vereinsamung zu verbringen. Obwohl er und Charlotte jetzt frei sind, bleiben sie getrennt. Die letzten Worte in Charlottens Tagebuch lauten: „Ich habe Herrn D'Eblis geschrieben, daß ich ihn bäte, mir sein letztes Lebewohl zu ersparen. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Ich bin allein — doch du bleibst mir, meine Tochter — ich schreibe diese letzten Zeilen neben deiner Wiege. Ich hoffe sie dir dereinst, wenn du eine junge Frau bist, mitzugeben; sie werden dir Liebe einflößen für deine arme romantische Mutter; du wirst daraus vielleicht lernen, daß die Leidenschaft und der Roman zuweilen mit Gottes Hülfe gut sind, daß sie die Herzen erheben, daß sie sie die höheren Pflichten, die großen Opfer, die erhabenen Freuden des Lebens lehren — ich weine zwar, indem ich so zu dir spreche, aber es giebt, glaube mir, Thränen, um welche uns die Engel beneiden.“

In diesen Schlußworten offenbart sich die Absicht des Dichters. Sein Werk soll zeigen, daß der Roman „bis-

weilen mit Gottes Hülfe gut sein kann," daß derselbe nicht bloß verwerfliche, sondern auch edle Leidenschaften zu schildern, daß er nicht nur gemeine, sondern auch erhabene Bilder zu zeigen und die Seele des Lesers, statt herabzuziehen, mit hoher Rührung und Begeisterung zu erfüllen vermag. Wie in seinen früheren Werken so auch in diesem letzten befindet sich Feuillet im bewußten und gewollten Gegensatz zu den Dichtern, welche das Häßliche und Niedrige, die Herrschaft der Selbstsucht, den Sieg der Sinnenlust zum Gegenstande ihrer Darstellung machen. Feuillet will Spiritualist und Idealist sein, wie Andere Materialisten und Realisten sein wollen. Allein nicht auf das, was der Dichter sein will, nicht auf den Glauben, den er bekennt, und die Parteifahne, die er aufhißt, kommt es an, sondern auf das, was er wirklich ist, was er leistet und ausführt. Wie sehr man auch den idealistischen Dichter dem realistischen vorziehen mag, so leuchtet es doch ein, daß der Idealismus so gut als der Realismus wahr sein muß. Ein Idealismus, welcher im Widerspruch steht mit Erfahrung, Empfindung und Vernunft, hat im besten Fall den Werth einer schillernden Seifenblase, die einen Augenblick ergötzen kann, bis ihr rasches und spurloses Zergehen ihre Hohlheit darthut. Wir fürchten, der Feuilletsche Idealismus ist von dieser hohlen, unechten, unwahren Art, ein Schein-Idealismus, welchem eine vorübergehende Wirkung auf den oberflächlichen Beschauer gelingt, der aber bei näherer Prüfung sich als eitel Blend- und Gaukelwerk ausweist.

Den Mittel- und Schwerpunkt des „Journal d'une femme" bildet das Opfer, welches der Commandant d'Eblis seinem Freunde Roger bringt. Ein Mann, welcher auf den Besitz des von ihm geliebten Mädchens

verzichtet, um seinen bereits hinlänglich unglücklichen Freund nicht noch unglücklicher zu machen, scheint in der That ein würdiger Gegenstand für einen Dichter, welcher die Herzen erheben, die höheren Pflichten, die großen Opfer, die erhabenen Freuden des Lebens lehren will. Und wirklich, so lange als die erste Ueberraschung über die anfänglich mehr geahnte als deutlich erkannte That des Commandanten dauert, sind wir geneigt, ihm unsere Sympathie und Bewunderung zuzuwenden. Handelt er nicht schön, selbstlos, großmüthig? Den höchsten Adel, dessen die menschliche Seele fähig ist, erweist ihn nicht der Mann, der eignes Glück einem andern zu lieb dahin giebt? Unser Herz, das so ungeduldig nach der Betrachtung sittlicher Schönheit begehrt als unser Auge nach dem Schauspiel der Körperschönheit, ist rasch gewonnen und genießt sich selbst, indem es dem Dichter zu danken eilt, welcher uns einen trefflichen Menschen, einen hohen Entschluß, eine wackere That mit der überzeugenden Kraft der Wahrheit zu schildern unternommen und — verstanden hat. Ja, verstanden hat! Denn mit dem Unternehmen allein ist nichts gethan. Darum gemach! lassen wir die erste Ueberraschung vorübergehen, lassen wir die im Dunkel gebliebenen Beweggründe der großmüthigen Handlung ans Licht treten, ihre Folgen sich entwickeln, bis wir den ganzen Zusammenhang der Ereignisse übersehen und ein deutlicheres Bild von dem Charakter des Mannes gewinnen, dem wir so raschen Beifall gezollt haben. Ach, was gewahren wir nun? Daß d'Eblis allerdings dem Freunde zulieb sein eignes Glück opfert, daß er aber zu gleicher Zeit das Glück einer andern, zwei anderer Personen opfert — daß er dem Freunde ein Opfer bringt, zu welchem er nicht verpflichtet ist, während er gegen jene beiden andern

Pflichten hat, die er verletzt. In dem Augenblicke, in welchem d'Eblis auf Charlotte verzichtet, ist er nicht mehr frei, denn bereits hat er durch sein bisheriges Verhalten die Gegenliebe des Mädchens geweckt. Und damit nicht zufrieden, während er Charlotte liebt, heirathet er Cécile, ohne sie zu lieben, heirathet sie, weil sie ihm „wie in den Wiederschein des Reizes der Geliebten getaucht" erscheint: noch mehr, nachdem d'Eblis so ohne alle äußere oder innere Nöthigung, bloß um sich für das, was er aufgegeben, schadlos zu halten, Cécile geheirathet hat, bezeigt er ihr, die nichts verbricht, als daß sie an oberflächlichen Zerstreuungen Freude findet, nicht einmal die Zärtlichkeit und Fürsorge, welche jeder Mann einem schwachen, seiner Obhut anvertrauten Geschöpfe, welche vollends jeder Mann seiner Gattin schuldet — und die Folge ist, daß die arme, hülflose, nur unbesonnene und erregbare, nicht verderbte Frau, welche, mit einiger Rücksicht behandelt, mit einiger Aufmerksamkeit geleitet, tüchtig und rein geblieben wäre, durch die Kälte und Gleichgültigkeit ihres pflichtvergessenen Gatten zu Grunde geht. So sehen wir, daß d'Eblis zwar einmal großmüthig gehandelt hat, daß er aber weder gut noch gerecht noch gewissenhaft ist, und so sehr es uns widerstrebt, ihm unsere anfängliche Theilnahme und Bewunderung, die uns selbst so sehr befriedigte, entziehen zu müssen, wir müssen es, sobald wir uns klar gemacht haben, daß der Mensch erst dann das Recht hat, großmüthig zu sein, wenn er seine Pflichten erfüllt hat*). Weil der Commandant seine Pflichten nicht erfüllt, geht aus seiner Großmuth nur Unsegen hervor. Unsere ersten Empfin-

*) „Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkür des Subjects weit mehr anheimstellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit

dungen verkehren sich in das Gegentheil. Wir grollen, wir zürnen ihm, ja wir verabscheuen ihn, wenn wir uns nun erinnern, wie er mit durchaus überflüssiger Grausamkeit (in der That nur des größeren Contrastes und Effectes halber, den der Dichter sucht) Charlotte selbst um Rath anging, ob er Cécile heirathen sollte, und zum Abscheu gewinnt er sich endlich gar unsere Geringschätzung, weil er schwach genug ist, auch noch seine Großmuth zu nichte zu machen, indem er der Frau, welche er in seiner Opferlaune aufgegeben, hinterher doch wieder eröffnet, daß er nicht seine Gattin, sondern sie liebe, sie immer geliebt habe.

Leider empfindet Charlotte selbst nichts von diesem Abscheu, von dieser Geringschätzung; sie fährt fort, den Mann zu lieben, der drei Menschen elend gemacht, der an ihr selbst so grausam, an ihrer Freundin so gewissenlos gehandelt hat. Also entweder bleibt sie im Unklaren über ihn und sein Handeln und gewahrt nicht, wie wenig echte Menschlichkeit, wie wenig einfache Redlichkeit und gesunder Sinn hinter seinem Ernst, seiner Tugend, seiner Großmuth verborgen ist — oder sie liebt etwas anderes an ihm als seinen Verstand, sein Herz, seinen Charakter. Aber im einen und anderen Fall hören wir auf, sie so hoch zu stellen, wie der Dichter sie stellt. Unsere Theilnahme für sie verwandelt sich zwar nicht in Abneigung und Widerwillen, aber wir können sie nicht für die verständige, starke, reine und vornehme Frau halten, für welche der Dichter sie ausgiebt. Von einem Manne wie dem Commandanten zu lassen, dürfte, scheint uns, kein so

von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht ungerecht zu sein, um großmüthig sein zu können!" u. s. w. (Schiller: Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen).

großer Schmerz für sie sein. Ihre Empfindung für ihn wird von unserer Empfindung nicht gebilligt; ihre Liebe dünkt uns verkehrt und alltäglich, ihr Loos nicht so bedauernswerth als sie meint.

So finden wir, daß weder d'Eblis noch Charlotte, die beiden Idealfiguren des Feuilletschen Romanes, wahr sind; richtiger gesagt: was an ihnen wahr ist, ist nicht ideal. Dadurch wird aber der ganze Roman unwahr. Bei diesem Urtheil sehen wir ganz ab von den mancherlei äußeren Unwahrscheinlichkeiten, z. B. von der Art, wie Cécile den Tod sucht und findet. Auch daraus soll dem Dichter kein Vorwurf gemacht sein, daß die von ihm gewählte Darstellungsweise, die Einkleidung in die Form eines Tagebuchs, sich sofort als eine bloße Mummerei erkennen läßt, daß dieses „Tagebuch einer Frau" keinem Tagebuch gleicht. Der idealistische Dichter hat Recht gegen den Realisten, wenn es ihm auf solche bloß äußere Ungenauigkeiten und Widersprüche nicht ankommt. Aber dem Idealisten so wenig als dem Realisten ist gestattet, daß seine Figuren seiner eignen Aussage über sie widersprechen. Und vollends ist es tausendmal besser, sich mit bloßem Realismus zu begnügen und die Dinge zu schildern, wie sie sind, ohne höhere Ansicht und Absicht, ohne Idee und ohne Ideal, als daß man wahre Ideen falsch vorträgt und falsche Ideale für wahre ausgiebt. Gemeines Kupfer ist immerhin ein richtiges Geld; aber unechtes Gold ist gar kein Geld. Daß Feuillet auch wahre Gestalten zu schaffen vermag, beweisen die Nebenpersonen, die in dem Romane auftreten, beweist von den Hauptpersonen die arme Cécile, welche in der Sphäre der gemeinen Wirklichkeit gehalten ist: an ihren Uebermuth, an ihre Gedankenlosigkeit, an ihre Schwäche

glauben wir, und obwohl das alles keine idealen Eigenschaften sind, so bleibt sie doch schließlich die einzige Figur, die, weil sie ein echter Mensch ist, uns wirkliche, dauernde, ungemischte Sympathie und Mitleid einflößt — dem Dichter zum Trotz, der die kleine Frau, die keine heroischen Opfer bringt, ziemlich geringschätzig behandelt.

Heutzutage wie immer soll der Dichter willkommen sein, der uns Helden vor Augen stellt. Heute wie zur Zeit des tapfern Achill und des klugen Odysseus ist der Held etwas Besseres als der Knecht — vorausgesetzt, daß sein Heldenthum echt ist. Aber ein Held, dessen Größe und Erhabenheit nur darin besteht, daß sie ihm nachgesagt wird, während das, was wir von ihm sehen, klein und gemein ist, kann nicht verlangen, daß wir ihn für etwas Besseres halten als den Troß. Der Dichter, dem es nur gegeben ist, den Troß zu schildern, muß nicht Helden schildern wollen. Feuillet weiß sich etwas damit, keiner von den Romanschreibern zu sein, welche die Alltäglichkeit abbilden. Aber in Wahrheit dichtet er nicht eine über die Alltäglichkeit erhabene Welt, sondern er dichtet der alltäglichen Welt eine Erhabenheit an, welche sie nicht besitzt. Sein Idealismus unterscheidet sich von dem Realismus jener andern weniger, als er meint, und das, worin er sich unterscheidet, gereicht ihm nicht zum Lobe, sondern zum Tadel. Jene behaupten zum wenigsten nicht, mehr zu geben als sie haben. Gewiß, der Roman kann bisweilen mit Gottes Hülfe gut sein, aber er wird es nicht dadurch, daß er statt gemeiner Wahrheit ideale Unwahrheit schildert. Frommer Betrug ist auch Betrug und sollte, gerade weil er vielleicht im Leben unentbehrlich ist, um so mehr aus der Kunst verbannt bleiben. (Magazin für die Literatur des Auslandes 1879.)

William Dean Howells Bühnenspiel ohne Coulissen.

Der amerikanische Erzähler William Dean Howells ist in Deutschland nicht mehr unbekannt, wenn auch bei weitem nicht nach Verdienst gekannt. Heute liegt uns eine neue, unter dem Titel „Bühnenspiel ohne Coulissen" von Heichen-Abenheim ins Deutsche übersetzte Erzählung vor. Der Übersetzer verdient schon Lob dafür, eine so gute Wahl getroffen zu haben. Leider können wir seine Arbeit nicht mit dem englichen Original vergleichen; doch läßt sich auch ohne das erkennen, daß sie im Ganzen mit Sorgfalt und Verständniß gemacht ist*).

Der Übersetzer nennt das einen mäßigen Band füllende Werk einen „Roman". Ebenso gut dürfte man, wenn es überhaupt auf derartige Terminologien ankäme, das „Bühnenspiel ohne Coulissen" als eine „Novelle" — gerade im

*) Allerdings nicht immer mit Geschmack! Nimmermehr darf z. B. der nur dem niedrigsten Kneipendeutsch angehörige Ausdruck „Dechtelmechtel" in der guten Gesellschaft gehört werden, in welche uns das Buch versetzt. Auch die deutschen Verse auf S. 347 sind unglücklich gewählt. Nicht dem Übersetzer, aber dem Setzer fällt zur Last, daß auf S. 386 „Abschied" statt des durch den Sinn erforderten Wortes „Absicht" steht, daß in dem Gespräch auf S. 396 eine ganze Zwischenrede ausgelassen ist. Die Übersetzung eines Howells'schen Buches verträgt solche Mängel um so weniger, da sie nicht für Leser bestimmt ist, die leicht vorlieb nehmen.

deutschen Sinn des Wortes — bezeichnen. Das Richtigste aber wäre, man hätte für die Gattung der Erzählung, in welcher Howells Meister ist, einen besonderen Namen, welcher von vornherein darüber belehrte, daß das, was wohl eigentlich zum Begriff und Wesen sowohl des Romans als der Novelle gehört — wenigstens früher dazu gehörte, — eine Darstellung merkwürdiger Begebenheiten und ungewöhnlicher Schicksale — hier nicht zu finden ist.

In dem „Bühnenspiel ohne Coulissen“ gehen keine Ereignisse vor, die sich leicht zusammenfassen ließen, oder vielmehr die Zusammenfassung würde dem, der das Buch nicht kennt, keinen Begriff von demselben geben. Es ist wenig damit gesagt, wenn man sagt, daß in einer von New-Yorkern und Bostonern besuchten Sommerfrische eine junge Witwe, Frau Farrell, durch den Zauber ihrer Schönheit und ihres Wesens Alle, Alle, die in ihre Nähe kommen, die Alten wie die Jungen, die Klugen wie die Einfältigen, ja die Frauen wie die Männer, entzückt und berückt; daß zumal zwei, durch die innigste und edelste Freundschaft verbundene junge Männer, Herr Gilbert und Her Easton, sich in Frau Farrell verlieben; daß, obwohl die beiden wacker, redlich, großmüthig sind und uns den höchsten Begriff von amerikanischen Gentlemen geben, es der schönen Frau doch halb mit halb ohne ihre Absicht gelingt, jeden der beiden sich selbst und dem Freunde untreu zu machen; daß aber, wie sich zu ihrer aller, auch Frau Farrells, Strafe herausstellt, sie keinen liebt, keinen lieben kann; daß sie zuletzt aufs Theater geht und eine mittelmäßige Schauspielerin wird und es zweifelhaft gelassen ist, ob sie nicht später doch noch Herrn Easton heiraten werde.

Das ist Alles, was in diesem sogenannten Romane

geschieht. Es ist sehr wenig und das Wenige durchaus nicht romantisch oder romanhaft. Aber die heutige Romandichtung betrachtet es ja kaum noch als ihre Aufgabe, eine unwirkliche Welt zu erfinden; sie will vielmehr die wirkliche Welt schildern; am meisten wirklich ist aber das Gewöhnliche; darum kehrt sie sich mehr und mehr ab von dem Außerordentlichen, dem Seltenen und Seltsamen, obschon dessen in der wirklichen Welt, selbst in der heutigen, kein Mangel ist, und wendet sich mit Vorliebe dem täglichen Gang der Dinge, den immer wiederkehrenden, überall greifbaren Erscheinungen des Menschenlebens zu. Sie erleichtert sich dadurch keineswegs ihre Aufgabe. Ganz im Gegentheil! Es ist viel schwieriger, das Alltägliche interessant zu machen als das Abenteuerliche. In die Sprache der künstlerischen Technik übersetzt, heißt dies: es ist schwieriger, dem Allgemeinen Gestalt zu geben als dem Besonderen. Auch einem mittelmäßigen Dichter wird es gelingen, eine ungewöhnliche Begebenheit so zu erzählen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers erregt, einen seltsamen Kauz so zu schildern, daß man sich für ihn interessirt. Aber der Dichter, der es unternimmt gewöhnlichen Ereignissen und Menschen Bedeutung zu verleihen, darf nicht mittelmäßig sein. Gerade die beiden Erzähler, auf welche Nordamerika heute mit Grund stolz ist, Howells und Bret Harte, eignen sich dazu, unsere Ansicht zu verdeutlichen. Zwar sind wir weit entfernt, Bret Harte für einen mittelmäßigen Dichter zu halten. Aber obschon er der berühmtere der beiden ist, so zweifeln wir doch nicht, daß die Howellsschen Schöpfungen einer höheren künstlerischen Kraft verdankt werden. Bret Harte scheint auf den ersten Blick der originellere zu sein, aber er scheint es nur. Von der großen Wirkung, die er, zumal mit seinen Erstlingen, hervor-

gebracht hat, wird man ein erhebliches Maß dem von ihm behandelten Stoff anzurechnen haben. Dieser Stoff, daß halb primitive halb raffinirte Leben im amerikanischen Westen, war so besonderer, so merkwürdiger, so neuer Art, diese Mischung roher Barbarei und reifster Lasterhaftigkeit mit aller Zartheit, aller Frische der Naivetät, diese Gesellschaft wilder Weißhäute, die mit Revolvern neusten Modells bewaffnet gehen, Wechsel fälschen und dabei doch gelegentlich ihr Leben, ihr neues Gold so großmüthig zu opfern im Stande sind — wie wenig brauchte der Dichter hinzuzuthun, um das Interesse des Lesers zu wecken für eine so ferne, so fremde, an wunderbaren Contrasten so reiche Welt. Howells dagegen führt uns in die geordneten, gebildeten, gesitteten Kreise Neuenglands ein, in Kreise, die von dem besseren europäischen Bürgerthum sich zu wenig unterscheiden, als daß sie durch ihre Besonderheiten unsere Neugier weckten, unsere Theilnahme fesselten. Wir interessiren uns für die Gestalten dieses Dichters nicht um ihrer nationalen oder socialen Eigenthümlichkeiten willen. Er verschmäht durchaus den ziemlich wohlfeilen, doch allerdings meist nicht sehr dauerhaften Reiz, den das Bizarre, das Barocke, das Groteske zu üben pflegt. Und was sich mit seinen so wenig außergewöhnlichen Menschen ereignet, ist nichts Außergewöhnliches. Es sind die Schicksale, welche Leuten, die weder Heroen noch Missethäter sind, inmitten einer durch Gesetz und Sitte geregelten Gesellschaft zu widerfahren pflegen, keine gewaltigen Glücksfälle, keine furchtbaren Heimsuchungen. Das für vulgäre Leser so wichtige Element, das stoffliche, spielt hier eine verschwindend geringe Rolle, vielleicht eine geringere als bei irgend sonst einem der bedeutenden zeitgenössischen Erzähler. Nehmen wir einen andern heutigen Dichter von

ähnlicher Vornehmheit und Feinheit — Turgenew. Seine Werke, wenigstens einige, können auch dem bloß nach stofflicher Unterhaltung begehrenden Sinne behagen. Turgenew schildert eigenthümliche Zustände, merkwürdige Menschen, außerordentliche Schicksale, furchtbare Leidenschaften. Indem Howells auf alles, was packt und verblüfft, was verführt oder abstößt, völligen Verzicht leistet, verzichtet er von vornherein darauf, den Vielen zu gefallen. Wenn dennoch der Wenigen, für die er seine Bücher bestimmt, in Amerika viele sind, wenn er nicht nur zu Ansehen, sondern auch zu Beliebtheit durchgedrungen ist, so legt diese Thatsache Zeugniß dafür ab, daß es innerhalb der Demokratie Nordamerikas an einer geistigen Aristokratie nicht fehlt, an Leuten, welche Empfänglichkeit und Verständniß besitzen für die höchsten Leistungen der zeitgenössischen Literatur. Ueberall wäre ein so vornehmes, künstlerisch und sittlich feinfühliges, aller bloß äußerlichen Wirkung abholdes Talent merkwürdig genug. Doppelt merkwürdig muß aber manchem dünken, daß ein so geartetes Talent sich gerade in einem Lande entwickeln und zur Geltung gelangen konnte, auf dessen Bildung, Sittlichkeit, Kunstsinn wir etwas vornehm herabzusehen gewohnt sind. Pflegen wir nicht die moderne Barbarei mit ihrer Verbindung scharfsinniger Maschinen und plumper Ideen, äußerer Verfeinerung und innerer Stumpfheit einfach „Amerikanismus“ zu nennen? Ein Dichter wie Howells beweist, daß es in Amerika noch etwas anderes giebt als „Amerikanismus“, beweist es vielleicht besser als die Thatsache, daß in Amerika Jahr aus Jahr ein unzählige Ausgaben von Shakespeare, Commentare zu Shakespeare, Untersuchungen über Shakespeare veröffentlicht werden. Der Amerikanismus vertrüge sich am Ende ganz wohl

mit dem Byzantinismus. Man kann die anerkannten Meisterwerke der Vergangenheit ohne Ende besprechen und beloben; betasten und beschnüffeln, ohne dazu weder viel Verständniß noch zumal viel Liebe nöthig zu haben. Aber etwas neues Treffliches gedeiht und wirkt nur, wo sich Sinn und Empfänglichkeit für das Treffliche findet. Einem längst unter die Sterne versetzten todten Dichter von höchstem Werthe göttliche Ehren erweisen, das kann am Ende auch der Barbar. Einen lebenden Dichter von hohem Werthe zu genießen, dazu gehört Geschmack und Urtheil. Auch vermag im Grunde doch nur die zeitgenössische Literatur völlig genossen zu werden, und insofern ist nur sie völlig lebendig. Sie habe noch so wenig Anspruch auf Unsterblichkeit, heute ist sie am Leben, mehr als die unsterblichsten Schöpfungen der Vergangenheit, und der im Schattenreich wandelnde Achill des Homer hat wohl auch in dieser Hinsicht Grund, einen von der Sonne beschienenen Leibeigenen Turgenews zu beneiden. Unter zeitgenössischer Literatur ist freilich nicht alles zu verstehen, was die Zeit überhaupt hervorbringt, nicht die Nachahmung und Wiederholung des Alten, nicht das Todtgeborene, das immer unzeitig ist, immer zur Unzeit kommt, sondern das Neue, Frische, aus dem Schooß der Zeit Entstandene. Und dazu gehört eine Erzählung wie die uns vorliegende des amerikanischen Dichters. Howells ist ein vollbürtiger Dichter und ein vollbürtiger Sohn dieser unserer Zeit, welche für so undichterisch gilt.

Als echter Sohn dieser realistischen Zeit behandelt er ganz realistische Stoffe, hält sich völlig fern jenem Phantasiereiche, von dem die heutige sinnlich-verständige, wissenschaftlich-gewissenhafte Menschheit nichts wissen mag. Aber als echter Dichter ist er durchaus Künstler, bewältigt er

seinen Stoff so, daß nichts Stoffliches zurückbleibt, verwandelt er ihn ganz und gar in die freie Schöpfung seiner Phantasie, denn — ob der Künstler einen der realen Welt entnommenen oder einen phantastisch erfundenen Stoff behandele — immer ist es die Phantasie, welcher es obliegt den Stoff zu gestalten. Darum eben zieht uns Howells so besonders an, daß er zeigt, was aus dem allerrealsten Stoff, dem modernen Leben, unter der Hand eines echten Dichters werden kann. Andere das heutige Leben behandelnde Erzähler besitzen mehr sinnliche Kraft oder mehr Leidenschaft oder mehr Humor oder eine größere Gedankenfülle, aber wir wüßten keinen, der mehr Künstler wäre.

Diese hohe Künstlerschaft fällt doppelt auf, weil sie einen Erzähler englischer Zunge auszeichnet, während bekanntlich das eigentlich Künstlerische nicht eben die starke Seite der sonst so bewundernswerthen englischen Romandichtung bildet. Bei den englischen Erzählern, auch bei den besten, pflegen wir allzusehr an die robuste Verdauungsfähigkeit englischer Magen erinnert zu werden: welch endlose Mahlzeit dürfen sie ihren Lesern vorsetzen! welche Anzahl umfangreicher Gerichte stellen die vielen langen Kapitel dar, die sich langsam und dabei doch mehr neben als nach einander zu einem Bankette häufen! Die einzelnen Gänge sind kräftig, gesund, vom besten Rohstoff, dessen natürliche Beschaffenheit durch die einfache, zwar nicht leckere, doch nicht unschmackhafte Zubereitung nicht verdeckt wird! Aber der unenglische Gast, so gut er sich genährt fühlt, denkt mit einiger Sehnsucht an die kleinen, feinen, wunderbar zusammengesetzten, reizend verzierten, leicht auf der Zunge zerschmelzenden Schüsseln der Pariser Küche; es heißt, der Pariser Kochkünstler verwende manchmal eine Katze zu einem Hasenpfeffer, aber Katze oder

Hase, wie gleitet sein transsubstanziirtes Lock- und Gaukelwerk die Zunge hinunter! Wenn die englischen Erzähler dadurch zu fehlen pflegen, daß sie ihren Stoff zu unvermittelt, zu unverarbeitet darbieten, daß sie zuviel geben, neben dem Nothwendigen auch das Unnothwendige, neben dem Mark auch die Hülse, worin dasselbe draußen auf dem Felde gewachsen ist, so opfern andererseits die Franzosen um der Zubereitung willen allzuleicht etwas von dem Stoffe selbst und erzielen die gefälligere Wirkung auf Kosten der Gediegenheit. Die Stärke der englischen Erzähler liegt in der Beobachtung der Welt, ihre Schwäche in der künstlerischen Composition; allzu gerne meinen sie, nichts von dem, was sie beobachtet haben, dürfe aus der Composition wegbleiben. Die Franzosen dagegen verstehen sich vortrefflich auf das Componiren, aber, um den einheitlichen Gesichtspunkt zu gewinnen, von welchem aus die Composition geschehen muß, verschließen sie oft die Augen willkürlich vor dem, was ihnen gerade nicht paßt, auch wenn es untrennbar zu dem von ihnen behandelten Stoffe gehört. So machen sich zum Beispiel einige zeitgenössische französische Romandichter die Darstellung der sinnlichen Seite der menschlichen Natur sehr viel leichter, indem sie die sittliche Seite kurzweg außer Acht lassen; die Flaubert und Genossen werden wegen ihrer wunderbar anschaulichen Schilderung der sinnlichen Welt vorzugsweise Realisten genannt; als ob die sittliche Welt nicht auch Wirklichkeit wäre und man die Wirklichkeit darstellte, wenn man einen wesentlichen Theil derselben von der Darstellung ausschließt!

Howells, als Künstler den besten Franzosen ebenbürtig, opfert der Kunst nicht ein Tüttelchen der Wahrheit. Er häuft nicht das endlose Detail, das uns so oft in englischen Romanen die Uebersicht erschwert, er verliert sich nicht in

Abschweifungen, welche zerstreuen und ermüden, er mißbraucht nie jene freie Form der prosaischen Erzählung, welche bei minder künstlerisch empfindenden Schriftstellern zur Formlosigkeit wird. Dabei aber besitzt er im höchsten Maße den höchsten Vorzug der englischen Erzähler: den Sinn für Wahrheit, welcher sich ebenso sehr in der Richtigkeit der Einzelbeobachtung als in der sittlichen Gesammtauffassung der menschlichen Verhältnisse kundgiebt. Man könnte meinen, dieser Realist schreibe seine Erzählungen in der Absicht, den Leser für eine idealistische Anschauung der Welt zu gewinnen; doch bei näherem Zusehen erkennt man, daß er sittlich wirkt, weil er wahr ist, weil die sittliche Anschauung ebenso sehr zum richtigen Sehen und Verstehen des menschlichen Lebens gehört, als die Wahrnehmung der körperlichen Proportionen zum richtigen Sehen der physischen Welt. Pascal sagt einmal: „Il n'y a qu'un point indivisible qui soit le véritable lieu de voir les tableaux. Les autres sont trop près, trop loin, trop haut, trop bas. La perspective l'assigne dans l'art de la peinture. Mais dans la vérité et dans la morale, qui l'assignera?" Der große Zweifler und große Gläubige meinte, das menschliche Auge könne den richtigen Punkt für die moralische Perspective nicht finden, wenn ihm nicht die göttliche Offenbarung mit ihrem überirdischen Lichte zu Hülfe komme. Aber dem leidenschaftlichen Glaubenwollen eines Pascal zum Trotz leuchtet das Himmelslicht der geoffenbarten Religion schwächer und schwächer. Wäre es wahr, daß es keine andere Sonne gäbe zur Erhellung der sittlichen Welt? Sollen wir glauben, daß, während das körperliche Auge der Menschheit immerfort schärfer wird, der seelische Gesichtssinn bestimmt sei, sich mehr und mehr zu trüben? Das moderne Denken will diesen Gegensatz

zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit nicht zugeben; ihm dünkt, die Wahrheit könne nur eine sein, und der richtigen Erkenntniß der äußeren Welt müsse die der inneren entsprechen. Unser amerikanischer Dichter trägt zumal auch darin so charakteristisch das Gepräge dieser unserer Zeit — einer anscheinend dem Ideale feindlichen, in der That das Ideale im Realen selbst suchenden Zeit — daß er die sittliche Wahrheit in der psychologischen Wahrheit sucht, das sittliche Gesetz in dem Gesetz der Triebe und Kräfte, welche in der menschlichen Seele unbewußt-bewußt thätig sind. Selbstverständlich ist wie bei allen echten Dichtern so auch bei Howells die Kunst nicht die Magd der Moral; die Dichtung wandelt selbstherrlich ihre eignen Wege; aber indem dieser realistische Erzähler der ganzen Wahrheit Gestalt giebt, der niederen sinnlichen und der höheren sittlichen, verkündigt er, nicht ausdrücklich und in abstracten Lehren, aber in concreten Bildern und darum nur um so eindrucksvoller, jenen modernen sittlichen Idealismus, welcher das Ideal nicht jenseits, sondern diesseits finden will, welcher nicht die Sinnenwelt verneint, sondern sie zu einer höheren Welt erhebt, welcher das sittliche Gebot nicht dem Menschen von außen offenbart, sondern als sein eignes innerstes Wesen enthüllt. Und so finden wir, nachdem wir eine solche Erzählung von Howells gelesen haben, uns durch seinen „Realismus“ erschüttert, erhoben, geadelt, wie wir es nur durch die alleridealistischste Dichtung sein könnten.

Die zugleich psychologische und sittliche Wahrheit dieses Romanschreibers müßte ihn auch dem romanehassenden Moralisten und Utilitarier empfehlen — wenn anders der moralisirende Nützlichkeitsmensch nicht nothwendig an der zugleich bildlichen und unverhüllten Wahrheit des Dichters

Anstoß nähme! Und ebenso sollten alle lernbegierigen Leute, deren ja heute die Welt voll ist, bei solchem Dichter Belehrung suchen über den interessantesten aller Gegenstände, über die menschliche Seele; aber leider sitzt ja in unserer positiven wissenschaftlichen Epoche kein Phantasma tiefer, als daß man nur aus der Wissenschaft etwas Positives lernen könne. Und doch haben gerade hervorragende wissenschaftliche Psychologen unserer Zeit, zum Beispiel Buckle und Taine, bekennen müssen, daß man bis heute die tiefsten und richtigsten Einblicke in jenes räthselvolle Ding, welches man die menschliche Seele nennt, einigen großen Dichtern verdanke. Vielleicht wird daran auch die Zukunft nicht viel ändern. Es ist sehr fraglich, ob die subtilsten Untersuchungen der wissenschaftlichen Psychologie je dazu gelangen werden, die Gesetze festzustellen, nach denen das einfachste individuelle Gemüth empfindet, begehrt, beschließt. Solche Gesetze als Gesetze zu formuliren, ist allerdings nicht Sache der Poesie. Aber sie thut etwas Besseres: sie schafft diesen Gesetzen gemäß und überzeugt uns von deren Dasein, indem sie uns nicht bloß von ganz einfachen, sondern von höchst verwickelten seelischen Individualitäten eine Anschauung giebt, welche klar genug ist, daß wir mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, wie ein so beschaffener Mensch unter so beschaffenen Umständen empfinden, begehren, beschließen müsse, und mit noch viel größerer Bestimmtheit, wie er nicht empfinden, nicht begehren, nicht beschließen könne. Gewiß ist die menschliche Psyche nicht erst in neuerer Zeit Gegenstand der dichterischen Behandlung geworden; aber sie wird es mehr und mehr, und wenn es nicht etwas Lächerliches hätte, auf die Entwicklung der Poesie das beliebte Wort Fortschritt anzuwenden, so dürfte man wohl sagen, die Poesie schreite heute fort durch

zunehmende psychologische Vertiefung. Während neuerdings zahlreiche Leute, welche über die Zunahme des wissenschaftlichen Erkennens erfreut oder erschreckt sind, bald stolz triumphirend, bald zu Tode betrübt das Ende der Poesie herannahen sehen, haben einige moderne Romandichter in der psychologischen Schilderung Leistungen vollbracht, wie sie selbst den größten Dichtern früherer Zeit nicht gelungen sind. Dabei ist zuzugeben, daß sehr häufig der Werth dieser Leistungen mehr noch eben ein psychologischer als ein dichterischer ist. Es wird dies immer dann der Fall sein, wenn die Kraft der Beobachtung, der Analyse, die eigentliche künstlerische Kraft, die gestaltende Phantasie überwiegt, wie z. B. bei Balzac. Aber verbindet sich mit einem großen psychologischen Feinblick ein bedeutendes Maß von Gestaltungskraft wie bei Turgenew oder Howells, so kommen in der That Werke zu Stande, welche das Recht geben zu behaupten, daß die Poesie noch am Leben sei, und zu hoffen, daß sie noch nicht sobald sterben werde.

Und nun sei uns gestattet, zu diesen mehr allgemeinen Betrachtungen einige Worte über das vorliegende „Bühnenspiel ohne Coulissen" hinzuzufügen. Gestalten und Vorgänge, welche der Dichter uns darin schildert, sind den Gestalten und Vorgängen des gewöhnlichen Lebens abgesehen; aber wie sind sie ihnen abgesehen! Nichts ist oder nichts scheint erfunden, nichts ist gezwungen, nichts gewollt (während wir bei Balzac den Eindruck der Absichtlichkeit nie los werden). Alles in der Howellschen Erzählung dünkt uns gewachsen und geworden aus Keimen und Ursachen, zu welchen die Willkür des Dichters nichts dazu, von welchen sie nichts abthat. Die völlige „Natürlichkeit" alles dessen, was uns gezeigt wird, ruft zuerst in uns die Empfindung hervor, wie wenn dieser Dichter nur ein

Spiegel wäre, in welchem sich ein Stück gegenwärtigen Lebens abzeichnete. Aber wir brauchen uns blos zu erinnern, wie wirkungs- und bedeutungslos die stets wiederholten Erscheinungen der alltäglichen Wirklichkeit an unserem zerstreuten Auge vorüberziehen, und zu welcher Aufmerksamkeit, Sammlung, Theilnahme wir hier gezwungen werden durch dieses Bild des Lebens, in welchem nichts unwesentlich, nichts überflüssig, nichts bedeutungslos ist, und wir erkennen, daß das Bild nicht von einem todten Spiegel reflectirt, sondern von der lebendigen Seele eines Künstlers gestaltet ist.

Die in dem „Bühnenspiel ohne Coulissen“ auftretenden Personen sind alle eigenthümlich und interessant, während doch keiner irgend etwas Ungewöhnliches, geschweige Sonderlingartiges oder Uebertriebenes anhaftet. Jede hat für uns etwas Bekanntes und macht dabei doch den Eindruck, daß wir ihr noch nicht begegnet seien. Es geht uns mit diesen vom Dichter geschaffenen Menschen, wie es uns mit den Menschen der Wirklichkeit geht: keiner, der nicht zugleich typisch und individuell wäre; bei dem einen überwiegt der Typus, bei dem andern die Individualität, immer tritt aber sowohl jener als diese deutlich hervor. Der Typus verschwimmt nicht in Allgemeinheit, die Individualität spitzt sich nicht zur Carricatur zu, alles ist rund, deutlich, schlicht und dabei doch im Kleinsten nuancirt, verwickelt, unergründlich. Wir dürfen wohl noch einmal Pascal citiren; er sagt: „Rien n'est simple de ce qui s'offre à l'âme, et l'âme ne s'offre jamais simple à aucun sujet. De là vient qu'on pleure et qu'on rit quelquefois d'une même chose.“ So menschlich sind die Howellsschen Menschen, daß wir sie zugleich verstehen und nicht verstehen, zugleich über sie lachen und weinen, uns auch über die,

welche wir am meisten ins Herz geschlossen haben, zuweilen ärgern, und auch an den Allergewöhnlichsten einen Zug entdecken, der ergötzt oder rührt.

Die bei weitem merkwürdigste Figur ist die Heldin — wenn anders man den Ausdruck gebrauchen darf von einer solchen in unmittelbarster Nähe stehenden, nicht vergrößerten Gestalt. Diese holde unholde Frau Farrell dünkt uns ein wundervolles Kleinod psychologisch-poetischer Technik.

Ist Frau Farrell eine Kokette?

Es gab einst eine Zeit auf Erden — und vielleicht giebt es sie auch heute noch an einigen Orten — da theilte sich die Welt in zwei Hälften, in ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsterniß, und einem dieser beiden Reiche mußte jeder Mensch und jedes Adjectiv angehören. Das Adjectiv gut war Gottes und das Adjectiv bös war des Teufels und der einzelne Mensch war entweder gut oder böse. Aber heute will diese einfache Welt-, Menschen- und Wörtereintheilung nicht mehr stichhalten. Wir beginnen den Wörtern und den Menschen besser ins Herz zu sehen und wir gewahren, daß hinter dem einfachsten Wort sich ein sehr vielfacher Sinn verbirgt, und daß auch der einfachste Mensch nicht mit einem einzigen Worte bezeichnet werden kann. Gewiß werden wir zu praktischen Zwecken uns auch fernerhin solcher Ausdrücke wie gute Menschen und böse Menschen bedienen, aber wem es nicht um praktische Zwecke, sondern um Erkenntniß zu thun ist, der glaubt nicht länger, durch solch einen Ausdruck einen Menschen für des Himmels oder der Hölle würdig zu erklären. Es will uns bedünken, als ob die Eigenschaft, welche wir durch ein bestimmtes Adjectiv bezeichnen, gar verschiedenartig beschaffen sein könne. La Rochefoucauld hat eine ganze Reihe verschiedener Arten der Tapferkeit

aufgezählt, von denen einige eine merkwürdige Verwandtschaft mit der Feigheit haben. Vielleicht giebt es, wie feige Männer, welche tapfer, so auch unaufrichtige Frauen, welche wahrhaft sind, und eine solche führt uns Howells vor in Frau Farrell. Frau Farrell mag kokett genannt werden — was ist damit gesagt?

Nehmen wir das Wort „eine Kokette“ in dem einfach schlimmen Sinn, den es allerdings nicht in seiner französischen Heimath, wohl aber im Deutschen hat als Bezeichnung einer Frau, die äußerlich etwas Anderes scheint als sie im Herzen ist, die, während sie entzünden will, selbst kalt ist, einer Frau, deren Kunst des Gefallens eben darum so groß, so mächtig ist, weil sie selbst nichts empfindet, nichts als den Wunsch zu gefallen. Das Wort kokett, also abstract genommen, enthält für uns die Idee einer durchaus verwerflichen Eigenschaft. Untersuchen wir nun, ob es auf Frau Farrell paßt.

Frau Farrell ist wunderbar schön, anmuthig, geistreich, freundlich — und wer in ihre Nähe kommt, muß sie bewundern und lieben. Die sämmtlichen Damen der Pension, welche sie bewohnt, werden ihre Freundinnen und reden nur Gutes von ihr, sie allein tritt in ein näheres Verhältniß zu der sich sonst streng abgeschlossen haltenden Wirthsfamilie. Der „alte verbauerte, schrecklich trockene“ Vater Nehemias, „wenn die Dame ihm willig von einem Kartoffelhügel zum andern folgte und achtsam seinen Reden zu lauschen schien, bewunderte ihren Sinn für ernste Gespräche nnd empfand eine seltsame Rührung, für die er selbst sich keine Erklärung zu geben vermochte, darob, daß eine so glänzende Schönheit mit einer so unbedeutenden Wenigkeit gnädig fürlieb nehme.“ Der bäurische Junge Benjamin hegt eine ebenso blöde als tiefe

Leidenschaft für sie. Die sittenstrenge Rahel, in der „alles, was einst in dem neuenglischen Puritanismus Gutes gelegen, verkörpert conservirt schien“, diese fromme wahrhaft vestalische Seele, welche ihre eigne tiefe Neigung heroisch bezwingt, hegt eine aufrichtige Freundschaft für die von dem geliebten Mann geliebte Zauberin. Diesem Zauber widersteht eben Niemand. Was aber geht in ihr selbst, in Circes eignem Busen vor? „Mein Herz hängt mir wie ein Steinblock in der Brust, und blinde Wuth packt mich, daß ich es nicht zerbrechen, nicht zermalmen kann.“ So ruft sie aus in leidenschaftlichem Zorn über die Starrheit ihres eignen Herzens. Sie möchte empfinden — sie kann es nicht. Sie möchte wahr sein — sie kann es nicht. „Mir will scheinen, daß ich das, was ich sein soll oder sein möchte, immer nur spiele, nie aber wirklich bin.“ Sie leidet unter der Kälte ihres Gemüthes, unter der Unwahrheit ihres Thuns und Treibens; sie ist also nicht ganz kalt, nicht ganz unwahr — sie ist noch etwas anderes, noch etwas mehr als eine Kokette — oder vielmehr, wir ersehen aus diesem einen Fall, daß das Wort nur den Eindruck dessen spiegelt, der die schmerzliche Erfahrung macht, in einer Frau nichts zu finden, was dem Gefühle entspricht, welches sie in ihm selbst zu erregen sich bemüht hatte. Aber über Wesen und Grund der Koketterie erfahren wir durch das bloße Wort nichts. Dieses Wesen kann sehr verschieden sein, und es braucht nicht etwas schlechthin Verdammliches zu sein. Der Wunsch gefallen zu wollen ist an sich keineswegs etwas Böses; im Gegentheil, er ist etwas Gutes. Indem man den Menschen gefällt, erregt man eine Lustempfindung in ihnen, erweist ihnen also eine Wohlthat. Höflichkeit ist eine Tugend, so lange sie erfreuen will; zum Fehler wird sie erst, wenn

sie zu täuschen beabsichtigt. Ebenso wird der Wunsch zu gefallen erst zum Fehler, wenn man Hoffnungen erwecken, Begierden erregen will, denen man keine Befriedigung zu gewähren denkt. Alles das klingt sehr einfach und einleuchtend; die Grenze zwischen gut und böse liegt ganz klar. Sie liegt klar, weil wir von Abstractionen reden. In der Wirklichkeit vermischen sich immer die Grenzen. In der Wirklichkeit glaubt der eine noch bloß höflich zu sein, während er den anderen bereits täuscht, glaubt eine Frau nur gefallen zu wollen, während sie bereits Liebe weckt. Oder noch richtiger: so genau sieht Keiner in sein eignes Innere, um in jedem Augenblick zu wissen, was er von seinem eigenen Wollen zu glauben habe. Trieb und Berechnung fließen in ihm unaufhörlich in einander und außer ihm entspricht die Wirkung nie völlig seiner Absicht.

„Kannst du dir nicht den Fall denken, daß ein Weib es liebt, durch ihre Schönheit Triumphe zu feiern, und dabei doch nichts anderes als einen rein ästhetischen Triumph beabsichtigt?" Diese Frage läßt der Dichter eine seiner Personen in Bezug auf Frau Farrell stellen. Und sobald wir diese Frage mit Ja beantworten müssen, müssen wir auch zweifeln, ob Frau Farrell, die nur ästhetische Triumphe feiern will, eine so sittlich verwerfliche Person sei, wie uns die Kokette in abstracto stets zu sein scheint. Wie, wenn sie nicht weiß, daß an rein ästhetische Triumphe im Verhältniß von Frauen zu Männern nicht zu denken, daß mit der künstlerischen Freude, die sie erregt, nothwendig die Erregung der Sinne, die Erschütterung des Herzens verbunden ist? Angenommen, diese nothwendige Verbindung der sinnlichen und gemüthlichen Empfindung mit der künstlerischen läge in der männlichen Natur begründet, so ist eine Frau ja doch nicht schuldig, dies zu wissen. Im

Gegentheil, gerade die Unschuld weiß es nicht — und unser Dichter spricht einmal das tiefe Wort aus: die Unschuld ist besser als die Tugend.

Es fällt uns nicht ein und dem Dichter fiel es nicht ein, Frau Farrell von aller Schuld freisprechen zu wollen. Sie ist keineswegs unschuldig; aber sie ist nicht so schuldig als „die Kokette", wie sie der abstracte, zugleich allzu plumpe und allzu luftige Moralbegriff auffaßt. Wir sind gewohnt, die Kokette zu verdammen und ihre Opfer zu bemitleiden. Hier aber ist das eigentliche Opfer der koketten Frau sie selbst; sie selbst leidet am meisten unter dem Widerspruch, daß sie immerfort Neigungen und Leidenschaften weckt und keine erwidert. Sie ist weder herzlos noch tückisch; sie ist ein Weib, welches „wirklich zu irgend einer gegebenen Zeit alles das empfindet, was sie empfinden zu sollen vermeint", aber es hält nicht an. „Ich liebe ihn, ja — hm! so'n bischen. Aber, du lieber Himmel! daß ich ihn so liebe, wie man lieben soll oder ihn genug liebe, das glaub' ich nicht. Ich könnte mir einbilden, daß ich's thäte. Ich kann mich manchmal in Stimmungen versetzen, in denen ich ihn mit unaussprechlicher Hingebung lieben könnte. Aber es müßte schon etwas Grausiges sein, das mich bis zu diesem Grad hinreißen sollte, ein zehnpferdekräftiges Unglück beispielsweise; und dann bliebe ich vielleicht erst noch nicht in dieser neuen Verfassung. Es bringt mir Thränen in die Augen, wenn ich mir so ausmale, wie — gesetzt den Fall, er hätte beide Beine im Krieg verloren und wir wären grenzenlos arm — wie ich mich da bis aufs Blut plagen wollte, ihm zu lieb — zehn Minuten lang, heißt das! Aber ein Held in bester Gesundheit, der noch dazu ein Heiliger ist und in sehr guten Vermögensverhältnissen — das ist etwas ganz Anderes!"

So spricht Frau Farrell von sich selbst. Ist das nicht wahrhaft, aufrichtig, ehrlich gesprochen? Und sie redet nicht nur, sie handelt auch so. Sie hat den Muth, ihr unwahres Verhältniß zu Easton zu lösen, ihm seinen Wahn zu benehmen, das demüthigende Bekenntniß ihrer Schuld — ist es eine Schuld? — abzulegen.

Ist es eine Schuld, nicht lieben zu können?

„Wissen möcht' ich, Frau Gilbert“ — so ruft sie einmal aus — „ob wir Tadel verdienen, daß wir nicht so gut sind, wie wir hätten werden können?“

Wer wagt, die Frage zu beantworten? wo steht geschrieben, wie gut wir hätten werden können? ist es mit dem sittlichen Vermögen des Einzelnen anders als mit seiner körperlichen Kraft? Wenn eines Menschen Muskeln nur ausreichen, fünfzig Pfund zu heben, dürfen wir ihm vorwerfen, daß er nicht hundert heben könne? Er hätte seine Kraft üben sollen — ja! aber woher wissen wir, ob er sie nicht geübt hat?

Ihr sollt nicht richten! Das ist die alte erhabene Lehre, welche wir wieder vernehmen und besser verstehen, wenn wir das Howellssche Buch lesen. Wohl ist ein tieferes Eindringen in die menschliche Seele möglich. Wir lernen unterscheiden, wo wir bisher nicht unterschieden hatten, wir lernen den Irrthum abthun, als ob das Wort, womit wir den äußeren Eindruck einer menschlichen Handlung bezeichnen, deren inneres sittliches Wesen ausmache. Aber dieses innere sittliche Wesen — wie überhaupt das Wesen der Dinge — hüllt sich in undurchdringliches Geheimniß ein. Was in dem Leben eines Menschen „Schicksal“, was „eigne Schuld“ (und eignes Verdienst) sei, darüber ein Urtheil zu fällen, werden wir uns umsomehr hüten, je mehr wir einsehen, wie wenig einfach die menschliche Seele

ist. Jenen „einfachen“ Leuten freilich, welche Sittlichkeit und Sitte verwechseln, wird eine psychologische Erkenntniß nicht gefallen, welche verbietet, den einzelnen Menschen in eine der herkömmlichen Sittlichkeits- und Unsittlichkeitskategorien einzustellen; sie meinen, sobald man nicht mehr den einen als gut preise, den andern als böse verurtheile, habe man überhaupt den Sinn für gut und böse eingebüßt. Uns aber will es bedünken, daß eine Psychologie, welche zeigt, daß der Mensch nicht gewissenhaft genug, nicht liebevoll genug im Urtheil über die anderen Menschen sein kann, die Sittlichkeit fördern müsse.

Das Howellssche Buch ist nicht nur künstlerisch schön und psychologisch wahr, sondern auch sittlich heilsam.

(Magazin für die Litteratur des Auslandes 1878.)

Das Feuilleton.

Prolog in der Unterwelt.*)

Es war einmal ein Mann, dem war sein Seelenfrieden abhanden gekommen. Man hatte ihn nämlich betraut, den Theil einer Zeitung, welcher unter dem Striche liegt, zu leiten, und er meinte, das sei ein zwar scheinbar untergeordnetes, in Wahrheit sehr wichtiges und verantwortungsreiches Amt, und er zweifelte, ob er es gehörig zu verwalten im Stande sein werde. Zwar verfehlte er keineswegs sich selbst zuzureden, daß von allen leichten Dingen das leichteste ein Feuilleton sei — schon der Name sagt's: ein Blättchen ist es, das vom Morgenwinde aufgehoben, vom Winde des Abends verweht wird! — und leichte Dinge schwer zu nehmen, ist ja wohl ein unverzeihlicher Widerspruch. Aber das war ja eben einer der Zweifel, welche die arme Seele des Feuilleton-Redacteurs peinigten: wo steht denn geschrieben, daß leichte Dinge leicht seien? wo steht geschrieben, daß mehr dazu gehöre, in der rauhen Oberwelt der Politik gegen Wind und Wetter anzukämpfen, grimme Felsen zu erklettern und

*) Homberger übernahm im Jahre 1881 die Redaction des Feuilletons der Berliner „Tribüne", eines damals neubegründeten liberalen Tageblattes. Er eröffnete sein Regiment in dieser „Unterwelt" mit dem hier wieder abgedruckten Prolog. — Anm. d. Herausg.

wüthige Drachen in den Abgrund zu schleudern, als unten im Elysium über immergrünen Gefilden in Gesellschaft heiterer Geister leichtbeschwingt dahin zu schweben? und wo steht geschrieben, daß die dröhnenden Hiebe, die listigen Finten des männermordenden Krieges bedeutsamer seien für die Menschheit, als die vom Hauche des Zephirs getragenen zierlichen Reigen friedlicher Genien? Was fein und ungreifbar ist wie der Aether, kann dennoch der unentbehrliche Odem, kann wenigstens der eigentliche Duft des Lebens sein. Und was sich leicht und mühelos ansieht, ist möglicher Weise schwer zu machen, setzt wohl gar sehr gründliche Vorbereitung, sehr gewissenhafte Uebung voraus — eine Gründlichkeit freilich und Gewissenhaftigkeit, von welcher die Andern nichts merken, welche aber eben darum nur um so verdienstvoller sein dürfte; gewährt sie doch dem ergötzten Zuschauer noch den besonderen Genuß, daß er die ganz in spielendes Behagen aufgelöste Schwierigkeit für etwas Oberflächliches halten darf, für Etwas, das zu leisten unter seiner Würde wäre.

Ach, es giebt so viele würdige Leute, denen es nicht genügt, daß Einer was Tüchtiges geschaffen habe; — daß er tüchtig geschafft habe, wollen sie mit Händen greifen. Zwar die heiteren Hellenen wußten, daß die Götter vor jede Art Tugend den Schweiß gesetzt; aber manch ernster Deutscher muß die hellen Tropfen selbst rinnen sehen, damit er an Tugend glaube. Der Schwerfälligkeit, welche nicht verhehlt, wie schwer es ihr fällt, mit ihrem Tagewerke zu Stande zu kommen, wird gern das Lob eines redlichen Strebens ertheilt. Und doch kann auch die Leichtigkeit ihre Würde und ihren Ernst haben, und doch ist auch die Anmuth ein redliches Ding, sie, die sich ein Gewissen daraus macht, das Mindeste zu verrathen von den

Schwierigkeiten, welche sie in stiller Klause zu überwinden hatte. Ja, die Grazien, gerade sie sind schamhaft; sorgsam entziehen sie dem fremden Blick jede schroffe Bewegung, jeden harten Zug, jede eckige Geberde, alle die Unzulänglichkeiten, welche selbst sie mit auf die Welt brachten und nur allgemach, nach langer Mühe, durch unverdrossene Anstrengung in liebliche Rundung, in vollkommenen Reiz verwandelt haben; aber freilich, die feinen Geschöpfchen, — wenn sie sich keines Mangels mehr zu schämen brauchen, gehen sie gerne auch einmal unbekleidet einher — und der Philister nennt sie dann frivol und zuchtlos. Bei dem Philister, welcher ein anmuthig und wohl auch übermüthig spielendes Feuilleton liest, ganz gern liest, steht doch das Urtheil im voraus fest: Leichtes Zeug! und wohl gar leichtfertiges Zeug! ohne daß er es für der Mühe werth hält zu bedenken, wieviel leichter fertig er mit seinem Urtheil ist als der Feuilletonschreiber mit seinem leichtfertigen Zeug.

Gerade in Deutschland giebt es der würdigen Leute die Menge, deren Urtheil ein plumpes ist und für ein gewichtiges gilt. Sie lassen sich ganz gerne, was gefällig ist, gefallen; aber sie meinen, dafür nicht undankbar sein zu müssen. Sie glauben, ihre Würde erfordere es, daß sie nur den Schriftsteller anerkennen, welcher ihnen Mühe bereitet. Nun ist es aber menschlich, daß ein Schriftsteller nicht darum geringer geachtet sein mag, weil man gerne liest, was er schreibt. Und Mancher zieht deßwegen vor, so zu schreiben, daß man ihn weniger gern liest, aber höher achtet; zumal da er, je mehr respectable Anstrengung er den Lesern verursacht, desto weniger sich selbst anzustrengen braucht. Es ist gar nicht sonderlich schwer, schwer zu schreiben; man muß nur recht viel Stoff zusammen-

bringen und ihn recht wenig verarbeiten; statt ihn künstlerisch zu gestalten, beläßt man ihn in seiner natürlichen Ungeschlachtheit, und die Knorren und Knorzen, die man zu glätten versäumt, werden einem auch noch als schlichte Rechtschaffenheit, die Unklarheiten als Tiefsinn angerechnet, und weiß der Schriftsteller, der solch formloses Material bringt, sich selbst dabei in eine gewisse steifleinene Feierlichkeit zu drapiren, so ist ihm der Ruhm gründlichen Ernstes gewiß. Das Verlangen nach diesem Ruhme, die Furcht vor dem Rufe der Leichtfertigkeit ist einer der Gründe, warum es in Deutschland nicht so viele gute Feuilletonisten giebt, als es geben könnte, und einer der Gründe, warum der obenerwähnte Feuilleton-Redacteur seine Seelenruhe verlor. Denn da er's schwer nahm mit seinem Amte, wünschte er lauter ausgezeichnete Feuilletonisten zu seinen Mitarbeitern zu haben, das heißt Schriftsteller, welche das Schwere leicht, das Ernsthafte lächelnd, das Gediegene gefällig zu sagen nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Selbstverleugnung besitzen.

In diesem Wunsche wurde die friedlose Redacteurs-Seele auch nicht beirrt durch die Erwägung, daß ja doch ein solches Feuilleton-Blättlein bestimmt ist, im Laufe eines einzigen Tages zu grünen, zu verwelken, zu zerstieben, und daß es sich also im Grunde kaum lohne, so viel Wesens daraus zu machen oder vielmehr ihm so viel schönen Schein zu verleihen. Bekanntlich ist nach Goethe nur das Vergängliche schön — und hinwiederum läßt vielleicht nur das Schöne unvergängliche Eindrücke zurück. Was liegt daran, daß eine Eintagsblüthe rasch verduftet, wenn ihre Farbe echt, ihr Wohlgeruch würzig war! Möglicherweise hat sie mit ihrer kurzen Einwirkung doch eine lange Wirkung hervorgebracht. Wer will den Beweis er-

bringen, daß ein breites systematisches Lehrbuch, dessen Inhalt sich nur an den Verstand und das Gedächtniß wendet, mehr Einfluß habe als eine kurze Unterhaltung ohne Regel und Methode, welche aber neben dem Verstand auch das Gemüth in Bewegung setzt und zwar keine fertigen Sätze in die Schubladen des Gedächtnisses niederlegt, doch dafür der Phantasie ein bischen Wocken giebt, daraus diese fruchtbarste der im Menschenhirn wohnenden Kräfte endlose Fäden spinnt. Zumal da ein Lehrbuch nur von so viel Dutzenden als ein Feuilleton von Tausenden gelesen zu werden pflegt! Dieses letztere Argument zu Gunsten der Bedeutsamkeit des Feuilletons leuchtet wohl besonders ein; es ist ja ein ziffermäßiges. Die Apostel der sogenannten allgemeinen Bildung, als welche so großen Werth darauf legen, daß jeder Staatsbürger und jede Staatsbürgerin ein möglichst großes, statistisch zu messendes und zu zählendes Quantum gediegenen Wissens in sich aufnehme, — wenn sie doch bedenken wollten, wie wenige ganze Bücher heutzutage gelesen werden und von wie wenigen Lesern! Was das starke Geschlecht angeht, so pflegt die Stärke des einzelnen Mannes nur eben für sein besonderes Amt und Gewerbe auszureichen. Die Männer sind selten, welche Zeit und Kraft übrig haben, um außer der Zeitung auch noch ein Buch zu lesen, das sie nicht für ihre Berufszwecke lesen müssen. Die Frauen aber lieben das Neue, und was ist neuer als das Feuilleton von heute früh? Und solch ein Feuilleton, an welchem zahllose Männlein und Weiblein tagtäglich ihren allgemeinen Bildungshunger befriedigen, — kann es zu gut, kann es zu gehaltreich, kann es zu geschmackvoll sein? Zu geschmackvoll! Denn als Gegengift wider das schreckliche Durcheinander der ungeheuren Allgemeine-Bildungs-

table=dhôte, die in all den Zeitungen und Zeitschriften, in all den Vereinen und Vorlesungen täglich, stündlich abgehalten wird, — als Gegengift wider diese diätwidrige Masse verschiedenartigster Speisen kann nur die möglichst vollkommene Zubereitung jeder einzelnen dienen. Je appetitlicher das einzelne Gericht, desto lieber stillt man seinen Appetit daran, desto eher entgeht man der Versuchung, nach allem zu greifen, von allem zu kosten. Der Reiz, den die schöne Form ausübt, bewahrt davor, in der endlosen Fülle des Stoffs die Befriedigung zu suchen. Darum eben ist ja die wahrste Erzeugerin allgemeiner Bildung die Kunst, welche dem Stoffe Grenzen steckt, Grenzen zieht. Und ein so bescheidenes Ding das Feuilleton einer Zeitung ist, immerhin kann es, soll es durch künstlerische Behandlung in die dreihunderfünfundsechzig Stoffe, deren je einer an jedem Tage des Jahres vorgenommen werden muß, ein Band und Maß, eine Art Harmonie bringen.

Der arme Feuilleton=Redacteur ist, man sieht es, in der übelsten Lage: er stellt höhere Ansprüche an seine eigene Amtsführung, als er irgend erfüllen zu können sich schmeichelt. Ja, wenn er ein Reichsfeuilletonkanzler wäre und mit oder gegen das deutsche Parlameut durchsetzen könnte, daß alle guten Feuilletons, welche Deutschland erzeugt, zunächst ihm zur Veröffentlichung zugeschickt werden müßten! Sein Blatt hätte das Gute=Feuilletons=Monopol, und den übrigen Zeitungen stünden nur die von ihm verschmähten minder guten zu Gebot, etwa wie, wenn der Staat alle rentirenden Eisenbahnen in seinen Besitz gebracht haben wird, den Privaten nur die schwächlichen Secundärbahnen verbleiben. Dann freilich hätte der Redacteur ausgesorgt und seine arme Seele würde sich in eine reiche verwandeln. Denn wenn es auch in Deutsch=

land nicht so viele gute Feuilletonisten giebt als es geben könnte, immerhin sind deren genug vorhanden, um damit eine Zeitung — was sage ich, eine — um damit zwei Dutzend Zeitungen und Zeitschriften zu versorgen. Die eine brauchte also in Wahrheit gar kein Monopol; im Gegentheil, der Wettbewerb unter den zwei Dutzend würde die Folge haben, daß die guten Feuilletons sich gegenseitig zu besseren und besten steigerten. Allein wir haben der Feuilletons brauchenden und verbrauchenden Blätter nicht vierundzwanzig, sondern zehnmal vierundzwanzig. Wer's nicht glaubt, der mache eine Rundreise durch die sämmtlichen Städte Deutschlands — es gehören aber zu Deutschland in diesem Falle auch Oesterreich und die Schweiz und noch allerlei ostseeisches und transleithanisches Anhängsel — und er wird finden, daß in jeder Stadt eine oder zwei oder sechs oder sechsunddreißig Zeitungen und Zeitschriften erscheinen, eine jede mit ihrem Bedarf von Essays und Novellen, von Literatur- und Kunstberichten, von unterhaltenden und belehrenden Sachen und Sächelchen, und eine jede mit ihrem eigenen Stab von Mitarbeitern. Gar kein Zweifel, daß unter dieser Unzahl von Schriftstellern sich eine erkleckliche Anzahl Leute von Geist und Talent findet; ich vermuthe, es wären ganz genug, um in einem Lande wie Frankreich oder England die Nachfrage nach Geist und Talent zu befriedigen. Aber um dem Bedürfniß von zwanzig Dutzend deutscher Blätter zu entsprechen — dazu freilich reichen sie nicht aus. Und da sucht denn ein jedes der unzähligen sogenannten Organe der sogenannten öffentlichen Meinung wenigstens einen oder zwei vorzügliche Mitarbeiter für sich zu ergattern, und zu den Manuscriptmappen der berühmtesten Schriftsteller strecken zu gleicher Zeit hundert gierige Verleger

und Redacteure die Hände empor. So kommt es, daß die gefeiertsten der für Zeitungen schreibenden Autoren — und wer schriebe heutzutage nicht dafür? — ihren Wein in so gar, gar viele verschiedene Gefäße gießen, während andere ihn zwar in einem einzigen kredenzen, aber in einem Becherlein, welches nur die Bewohner eines einzigen Städtchens labt und den Weindurstigen des ganzen übrigen Landes nicht vor die Lippen kommt. Denn welcher noch so kneipfähige Deutsche könnte aus all den großen und kleinen Pokalen der gesammten deutschen Presse trinken? Und daraus folgt hinwiederum, daß zwar allenthalben ein Tröpfchen echten feurigen Traubensaftes fließt, aber zwischen unsäglich viel Apfelwein und sogar Wasser.

Es sind vermuthlich noch immer zahlreiche Leute der Ansicht, daß diese Decentralisation des deutschen Geistes und Talentes ein wundervolles Ding sei, woran um Gotteswillen nichts geändert werden dürfe. Aber ein sorgengequälter Feuilleton-Redacteur hat das Recht, anderer Meinung zu sein, und diese wundervolle Decentralisation als eine verderbliche Zerstückelung und Zersplitterung, als eine unselige Anarchie zu beklagen. Anarchie bedeutet nicht nur, daß dem Ganzen ein herrschendes Haupt, sondern auch daß Macht und Geltung des Ganzen fehlt. Was hülfe es, wenn in jedem Bächlein, so durch die deutschen Lande fließt, in jedem kleinsten sickernden Rinnsal dann und wann ein Goldatömchen vorkäme, statt daß nur der Rhein eine hinlängliche Menge Goldes führt, die das Waschen verlohnt? In einem einzigen Strome läßt es sich sammeln, und es werden vollhaltige Münzen daraus geschlagen, die umgehen im Lande und auch jenseits der Grenzen gern genommen werden. Aber in hundert Gewässer vertheilt, fließt, Gott sei's geklagt! all das edle

Metall oder doch bei Weitem das meiste ungesammelt, ungesichtet, ja unbemerkt hinunter in das große Meer der Vergessenheit.

Hieran möchte der arme Redacteur zwar gern etwas ändern; aber er fürchtet, die Anhänger des deutschen Feuilleton=Particularismus brauchen darüber nicht in Bestürzung zu gerathen. Er weiß, es ist dafür gesorgt, daß seine Bäume nicht in den Himmel oder vielmehr, daß die guten deutschen Feuilletons fortan nicht ausschließlich auf seinem Baume wachsen. Der feine Humorist A. wird fortfahren, seine Geistesblitze unter dem Scheffel des Anzeigers für Stadt und Kreis Krähwinkel leuchten zu lassen, und im Gegensatz dazu wird der gedankenreiche Essayist B. nach wie vor kometenartig sämmtliche Zeitungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz durchziehen, überall erscheinen, nirgends haften und auch die fleißigsten Leser außer Stand setzen, seiner Bahn zu folgen und sich seines ganzen Lichtes zu erfreuen.

Es ist ja richtig, diese Art der geistigen Erleuchtung eines Landes bringt mit sich, daß einige Helle auch in die entferntesten Winkel gelangt; aber eine einzige Sonne richtet mehr aus als tausend und abertausend Lichterchen. In der Presse keines andern großen Volkes brennen so viele Kerzen und Kerzlein wie in der deutschen; allein die hauptstädtischen Centralfeuer der andern Länder sind bei ungleich geringerem Verbrauch an Kraft und Stoff mächtiger, wirkungsvoller, sichtbarer und darum angesehener. Schließlich strömt doch von einem großen Herde mehr Licht, mehr Wärme, mehr Glanz aus als von einer Unzahl dürftiger Sparlämpchen, die in Wahrheit nicht sparen, sondern eine entsetzliche Verschwendung treiben. Und in einem Lande, in welchem einige hundert Organe der öffent=

lichen Meinung bestehen, giebt es vermuthlich statt einer öffentlichen tausende privater Meinungen, welche mehr desorganisiren, als organisiren.

Doch wie! der Feuilleton-Redacteur hat, dächte ich, schon der Sorgen die Fülle! Und nun will er sich wohl gar noch die Sorge um die Herstellung einer deutschen öffentlichen Meinung aufladen. Unseliger! Die deutsche öffentliche Meinung zu machen, daran arbeiten seit Jahren zahllose Geheime Räthe vergeblich! Und was ist ein Feuilleton-Redacteur im Vergleich mit einem Geheimen Rath?

Homo.

Der Posten der Frau.*)

In einem vor Kurzem herausgekommenen Schriftsteller-Lexikon, dem seine Verdienstlichkeit nicht abgesprochen werden soll, heißt es von Luise von François: „Den schriftstellerischen Beruf ergriff sie mehr aus äußerer Nöthigung als aus innerem Drang."

Ich weiß nicht, ob man Schriftsteller-Lexikograph aus innerem Drange wird; das aber weiß ich, daß nicht die äußere Nöthigung Luise von François zu der so innerlichen Dichterin gemacht hat, als die sie in dieser Zeit des schriftstellerischen Gewerbfleißes sich vor andern ihres Ungleichen auszeichnet. Traurig genug, wenn es wahr sein sollte, daß ein so berufenes Talent, wie die Verfasserin der „letzten Reckenburgerin", mit äußerer Noth zu kämpfen habe. Glücklicher Weise ist in ihren Werken davon nichts zu spüren. Darin findet sich keine Zeile, welche aus Betriebsamkeit geschrieben wäre; vielmehr jedes Wort bekundet den inneren Trieb des echten Talentes, den Drang des Gemüthes, aus welchem allein, ich will nicht sagen Schriftsteller, aber jedenfalls Dichter entstehen.

Gerade jene Geschicklichkeit der Mache, welche der literarische Industrielle sich gar bald erwirbt, fehlt dieser

*) Luise von François: Der Posten der Frau. Lustspiel in fünf Aufzügen. (Stuttgart, 1881.)

geborenen Dichterin durchaus, fehlt ihr zu ihrem und unserem Schaden viel zu sehr. Die Mängel ihrer Schöpfungen rühren daher, daß sie mehr empfindet als sie auszudrücken gelernt hat — während der literarische Handwerker im Gegentheil mehr auszudrücken versteht als er empfindet. Es ist herbe Kost, was Luise von François mit rührender Unbefangenheit dem an Table-d'hôte-Speisung gewöhnten Publikum vorsetzt, herb, echt, kräftig, nahrhaft; aber ihre Schüsseln sind nicht genug zubereitet, und man kann es schließlich den Leuten nur halb verübeln, wenn sie an dieser so wenig mundgerechten Nahrung keinen rechten Geschmack finden. Nicht blos die Zuthat des Gewürzes mangelt, nicht blos der lockende Aufputz. An den Schöpfungen dieser merkwürdigen Frau, welche so sehr Dichterin und so wenig Künstlerin ist, läßt sich deutlich gewahren, wie auch der tüchtigste und edelste Gehalt, noch so rein und energisch ausgedrückt, doch unzulänglich bleibt ohne jene Harmonie und Anmuth der Erscheinung, die, weit entfernt, bloß äußerlicher Schmuck zu sein, vielmehr bezeugt, daß der Geist den Stoff durchaus bewältigt, der widerstrebenden Welt sein Gesetz auferlegt, seinen Frieden dictirt hat. Bei jedem der Françoisschen Werke empfängt man den Eindruck: welche Frische! welche Gesundheit! wieviel Beobachtung! wieviel Gefühl! welch hohe Gesinnung! welcher Ernst des Denkens! Aber man sagt sich auch: mit der bloßen Innerlichkeit ist's nicht gethan. In dem Dichter muß nicht nur viel vorgehen, er muß auch aus sich herauszugehen vermögen; er muß nicht nur etwas Rechtes zu sagen haben, er muß es auch so zu sagen wissen, daß die Hörer es recht verstehen und gern und mit Behagen in sich aufnehmen.

Dichterischer Genius und dichterische Kunst sind

zweierlei und der eine findet sich ohne die andere. Eine dichterische Technik in dem Sinne, wie man von der Technik der Malerei, der Bildhauerei, der musikalischen Composition spricht, giebt es nicht. Aus dem Ganzen des poetischen Schaffens läßt sich nicht ein besonderer Theil herauslösen, eine Summe von Fertigkeiten, welche, nach praktischen oder theoretischen Anweisungen erlernbar, die Behandlung des körperlichen Elementes der Poesie zum Gegenstand hätte, wie z. B. die malerische Technik die Behandlung der Farben lehrt. Der Körper der Poesie, die Sprache, ist ja selbst wieder Geist. Es giebt poetische Formen, aber — bei aller Reverenz vor den ehemaligen oder heutigen Meistersängern und ihren Tabulaturen — es giebt keine poetischen Arbeitsmethoden, Kunstgriffe und Handwerksgeheimnisse. An der Poesie ist so wenig Mechanisches, daß ein sehr großer Poet ihr den Charakter einer Kunst überhaupt abgesprochen hat. „Man sollte sie", sagt Goethe, „weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius".

Allein derselbe Goethe sagt auch:

Die Schöne bleibt sich selber selig,
Die Anmuth macht unwiderstehlich.

Soll der Genius nicht nur sich selber selig bleiben, sondern die Menschen unwiderstehlich anziehen und fortziehen, soll seine angeborene Herrlichkeit auch Herrschaft üben, so darf der Dichter sich nicht begnügen, zu sagen und zu singen, was der Geist ihm eingiebt, so muß zu der „Eingebung", der aus dem vollen Innern schöpfenden und schaffenden Kraft, die Fähigkeit der Mittheilung, des Sichausgebens kommen, die Kunst, das aus den Tiefen der Seele aufsteigende Gesicht auch andern Seelen als lockendes und

überzeugendes Bild vor Augen zu stellen. Das Schöne auch anmuthig, das Große auch gefällig, das Bedeutsame auch deutlich zu machen, dazu reicht die Eingebung nicht aus; gerade sehr innerlichen, sehr inspirirten Dichtern fehlt oft dieses Vermögen, welches mehr mit dem gebildeten Verstand und dem erworbenen Geschmack als mit dem ursprünglichen Empfinden zusammenhängt. Nun kann ein Lyriker, der im Grunde seine Verse an die eigene Adresse richtet, allenfalls sagen: mir liegt nichts daran, ob ich auch Andern Freude mache. Aber der Erzähler dichtet für Zuhörer, der Dramatiker gar für Zuhörer, welche Zuschauer sind: die Wirkung nach außen gehört hier mit zu dem Wesen der Dichtung. Den Genius erschafft die Natur, den Künstler erzieht die Kunst; sicherlich gehört auch zur bloßen Künstlerschaft eine eigenthümliche Begabung; sie muß im Keime als angeborner Instinct, als ursprüngliche Anlage vorhanden sein; auch zu der Kunst liefert die Natur die materia prima; — aber was die Kunst zur Kunst macht, das ist die Bildung, die Erfahrung, die Uebung, die Praxis. Auch der größte Künstler bringt sie nicht mit auf die Welt; sie wird durch Schulung erlangt, wenn auch nicht in einer Schule; sie muß erlernt werden, aber sie ist nicht Wissen, sondern Handeln und Wirken, und alles Handeln und Wirken wird nur erlernt, indem man Hand ans Werk legt; die einzige Lehrmeisterin ist die thätige Uebung, die Erziehung durchs lebendige Beispiel, die Selbstzucht. Wie der empirische Forscher, von Experiment zu Experiment fortschreitend, durch die verwirrende Fülle scheinbarer Möglichkeiten hindurch zu der einen Naturnothwendigkeit gelangt, so ist es auch eine lange Reihe immer weniger unvollkommener Versuche, welche den Künstler zur Meisterschaft, zur Bemeisterung

des Stoffes, oder, wie man wohl ebenso gut sagen darf, zur Herrschaft über sein eignes Genie führt. Der Wahlspruch des Galilei „Provando e riprovando!“ gilt für den Jünger der Kunst wie für den der Natur.

Wenn nun das Genie geboren, der Künstler aber gebildet wird, so liegt eine Erklärung nahe für die an sich befremdende Thatsache, daß man leichter einer genialen Frau als einer Meisterin der Kunst begegnet; und wenn zumal zu einem Bühnendichter kein Genie ausreicht, sondern Kunst gehört, so wird man sich nicht so sehr wundern dürfen, daß das Geschlecht, welches eine Sappho, eine Sévigné, eine Droste-Hülshoff hervorbrachte, sich keiner vorzüglichen Tragödien- oder Komödiendichterin zu rühmen hat. Eben darum aber wird man einem Bühnenstück aus der Feder der Frau, welche „die letzte Reckenburgerin“ und den „Katzenjunker“ geschrieben hat, wohl ein großes Interesse entgegenbringen, aber auch ein gewisses Mißtrauen; ein um so größeres Mißtrauen, als gerade Luise von François in ihren erzählenden Dichtungen ein typisches Beispiel der Verbindung genialer Kraft und mangelhafter Kunst darstellt. Luise von François als dramatische Dichterin — das klingt sofort wie ein Problem, wie ein Räthsel. Wie? Ihr, deren Talent einem im freien Forste gewachsenen Holze gleicht, ganz Saft und ganz Knorren ist, ihr sollte es gelingen, das künstlichste aller Werke, ein zur Aufführung geeignetes Stück zurecht zu zimmern? Durchaus schlichte Natur, wie kann sie in den gemachten Sonnenschein der Rampe passen? Ganz ungebrochenes Naturell, wie kann sie ihre Schritte bemessen nach den engen Dimensionen der Bühne? Diese derbe, ehrliche, allzu ehrliche Frau versteht sich nicht zu der Schminke, ohne die man nun einmal keine Theaterprinzessin

wird. Sie muß sich zwischen den Coulissen ausnehmen wie die pfälzische Fürstentochter in den Sälen von Versailles. Sie wird sagen, was sie auf dem Herzen hat, und nur, was sie auf dem Herzen hat, und wird es sagen, wie ihr der Schnabel gewachsen ist und keine Rücksicht nehmen auf die Convenienz und den Stil des Theaters — des Theaters, das, so gut wie ein Königshof, eine künstliche Welt ist und kein Sichgehenlassen gestattet, sondern berechnete Geberden, in die Augen fallende Costüme, in die Ohren fallende Reden verlangt. Fertige Dramatiker werden so wenig als fertige Höflinge geboren. Man muß das Ding lange treiben, ehe man lernt, sich auf ragender Bühne mit Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, dem Souverän, dem souveränen Publikum nie den Rücken zu zeigen, die Versenkungen zu meiden. Wie man es unseren Bürgerlichen, die dann und wann — ohne ihre Frauen — zu Hofe befohlen werden, anzumerken pflegt, daß ihnen die eigentliche Hoffähigkeit abgeht, so merkt man es den meisten unserer Theaterdichter an, daß sie auf der Bühne nicht zu Hause sind. Die nur in stetiger, lebendiger Berührung mit Schauspiel und Schauspielern zu erwerbende Bühnenfähigkeit — wie soll sie vollends einer Frau, einer Dichterin kommen, die all ihr Leben lang nur in der stillen Welt des Hauses und des Herzens heimisch war?

Alle diese Zweifel erheben sich gegen das Lustspiel „Der Posten der Frau", noch ehe man es gelesen; indessen noch ehe man es gelesen, ist man überzeugt, daß es ein, wenn auch ungeschicktes, doch kein untüchtiges Stück sein könne. Und auch kein bloßes Buchdrama! Denn eine so echte Dichterin, wie die François, kann zwar zu wenig Form haben, aber sie ist nicht im Stande, eine Form als

bloßes Umhängsel, als Kleid und Larve zu verwenden. Da sie die dramatische Form gewählt hat, so hat sie ein wirkliches Drama schreiben wollen, und es müssen darin nicht nur Wahrheit und Poesie zu finden sein, sondern auch etwas von dramatischer Wahrheit, dramatischer Poesie. Einzig die dramatische Kunst wird fehlen.

Sagen wir es gleich: unsere Zweifel sind nur halb bestätigt, unsere Erwartungen übertroffen worden. Mit der dramatischen Kunst hapert es in der That: aber daß man diesem ersten Schritte, den die Dichterin auf dem Theater thut, eine speciell weibliche Unzulänglichkeit anmerkte, läßt sich nicht behaupten. Dem schwächeren und schöneren Geschlecht anzugehören, ist, scheint es, doch nicht durchaus vom Uebel. Gelangt das Talent einer Frau kaum je zu der vollen Ausbildung, die den Meister macht, so ist es dafür besser gegen Verbildung geschützt. Die Frauen stehen weniger in der Schule des Lebens, aber auch weniger in dem Leben der Schule. Sie erhalten sich leichter die Naivetät, die Unbefangenheit und unbewußte Sicherheit. Es wird ihnen nicht so viel Methode angedrillt, und sie bleiben dafür um so gelenker. Wer weiß, ob, wenn die Gattinnen jener manchmal zu Hof befohlenen bürgerlichen Herren miteingeladen würden, sie nicht ganz anders sicher aufträten, sich mit ganz anderer Leichtigkeit bewegten, als ihre soviel gründlicher gebildeten Männer! Doch lassen wir die Hoffähigkeit des weiblichen Geschlechts. Was seine Bühnenfähigkeit betrifft, so wird derselben zum mindesten durch den „Posten der Frau“ kein ungünstiges Zeugniß ausgestellt.

Immerhin liegen die Vorzüge des Françoisschen Stückes nicht nach der Seite der Kunst, der Technik; sein innerer, der poetische, psychologische, moralische Gehalt ist

es, der dem „Posten der Frau" einen hohen, einen ungewöhnlichen Werth giebt. Nicht nur durch seinen Stoff gehört dieses Lustspiel in eine Reihe mit jenen „preußischen Soldatenstücken": „Minna von Barnhelm" und „der Prinz von Homburg", welche einen so kostbaren Theil unserer dramatischen Literatur bilden: durch die ganze Art der Behandlung, durch den Geist, den es athmet, ist es dieser großen Vorgänger nicht unwürdig. Zumal mit dem Lessingschen Stücke ist unser Lustspiel in mehr als einem Sinne verwandt.

Das Stück spielt in der Stadt Weißenfels kurz vor und während der Schlacht von Roßbach.

In Weißenfels wohnt, durch den Krieg aus Dresden vertrieben, der kurfürstlich sächsische und königlich polnische Kammerherr Moritz, Graf von Fink. Derselbe hat eine Preußin zur Gemahlin, Eleonore, geborene Loß von Ganditten. Als sie einst mit ihrem Vater auf einer Badereise durch Dresden kam, gefiel ihr der blendende Cavalier, obwohl sie sonst, in der Einsamkeit des väterlichen Hauses, „von Ritterschaaren und von einem Helden" geträumt hatte. Sie heirathete den galanten Sachsen und fühlte sich wohl in der reichen Welt des Dresdener Hoflebens, in der kosenden Liebe ihres leichtlebigen Gatten, —

da jählings der Griff eines Helden in diese gleißende Welt, und welche Kehrseite des blendenden Flitters!

Der Krieg hat ihr, der Preußin, die Augen geöffnet über die Nichtigkeit ihres Gatten.

Mein Mann? Mann — bah! O, daß er ein Mann wäre, daß er einen Willen zeigte, einmal einen Willen und wäre es einen sträflichen Willen. Alles jedoch nur Laune und Lust und Zeitvertreib.

Mitten in dem Wettersturm des Kriegs kann er nur froh lächeln und vorsichtig und geschmeidig und fügsam sein.

O, daß er aufbrauste, daß er ein Schwert zöge, und wäre es gegen mein eignes Blut! — Armseliger Mann, du spottest meines Preußen, denn du fühlst, du kennst kein Vaterland.

Sie denkt wieder ihrer Mädchenträume von Rittern und Helden — da erscheint ihr ein echter Ritter und Held in dem französischen Marschall Herzog von Crillon, welcher zu den in Weißenfels liegenden Truppen gehört und als Gast im Hause des Grafen Fink weilt. Der Herzog seinerseits entbrennt in Bewunderung und Liebe für die edle Frau. Seine Huldigungen werden von dem Grafen Fink bemerkt, aber der glatte Sachse, statt offen solchem „Affront" in seinem Hause zu begegnen und den Gastfreund in seine Schranken zu weisen, fährt fort, den Herzog mit allen Zeichen der Ergebenheit zu überhäufen; seiner Frau jedoch verbietet er, ein Ballfest zu besuchen, welches den französischen Alliirten zu Ehren im Wirthshaus zum goldenen Scheffel gegeben wird. Zum ersten Mal zeigt er einen Willen, einen Willen, der ihrer Ehre zu nahe tritt und zu dessen Durchführung er doch wieder Schliche anwendet und gar unritterlicher Weise ihr eignes Mitthun verlangt: sie soll eine plötzliche Migräne vorschützen. „Eine Frau", meint er,

braucht keine Gründe für einen veränderten Entschluß. Einfälle, Launen, Vapeurs et caetera sind ihre Raison.

Gräfin. Nicht die meine, Graf, und bei der meinen werde ich beharren, bis Sie mir in Ihres Freundes Gegenwart durch Ihren ausgesprochenen Willen eine triftigere aufnöthigen.

Graf. Und mich auslachen lasse als deutscher Lustspiel-hobereau! Ich danke Ihnen, Frau Gräfin. Ich danke Ihnen viel tausendmal.

Gräfin. Nun, ich habe auch nicht Lust, mich lächerlich zu machen, und darum auf Wiedersehen im Ballsaal, Herr Graf.

Sie begiebt sich also seinem Befehl zum Trotz nach dem goldnen Scheffel. Am Eingang des Gasthauses wird sie von dem Grafen unter dem Vorgeben, daß ihr Anzug nicht ganz in Ordnung sei, veranlaßt, in eine Kammer zu treten. Kaum ist sie darin, so schließt er die Thür ab; sie soll da gefangen bleiben und so außer Stande sein, den Ball zu besuchen.

Diese feige Beschimpfung bringt den längst grollenden Aufruhr im Gemüthe der stolzen Frau zu voller Empörung:

Gut, gut, daß es so weit kam. Die Geringschätzung hätte mich langsam vergiftet; die Empörung ist eine stärkende Arznei. Niemals werde ich diesem Elenden wieder angehören; niemals, nein niemals in sein Haus zurückkehren. Pflicht um Pflicht; Treue für Treue bis in den Tod. Aber ausharren, wo man verachten muß, macht uns verachtenswerth; die Gemeinheit überwältigt uns, wenn wir ihrer Gemeinschaft nicht entfliehen.

Sie beschließt zu fliehen, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren, jedoch nicht ohne ihr Söhnchen. Einen Augenblick denkt sie daran, die Flucht zu unternehmen unter dem Schutze und Geleite des Marschalls Crillon; aber eine derbe Bemerkung ihres Kammerdieners, des preußischen Invaliden Lehmann, enthüllt ihr blitzartig ihre Lage, den Zustand ihres eignen Herzens; jetzt erst weiß sie ganz, warum sie fliehen will, fliehen muß.

Nein, nein und abermals nein! Ich tastete nach einem Ideal, ich tändelte mit einem Traumbild der Seele, aber selber meine Träume waren nicht meiner Treue Feind. Crillon, Crillon! Als Schild der Ehre hast du mir geleuchtet, sollst mir leuchten bis zum Letzten. Daß aber auch mein Ehrenschild dir leuchte, muß ich fliehen, ohne dich, vor dir — nur vor dir!

Ehre heißt ja nicht Tugend, sie heißt Ruf und Schein. Kein buhlerischer Schein auf ein bis heute makelloses Leben; auf das Bild deiner Mutter, mein Sohn, deiner Tochter, mein Vater, auf den Ruf einer Preußin im fremden feindlichen Land und über allem im Freundesherzen eines Feindes!

Sie wird also fliehen ohne Ritter, nur von dem Ex-Wachtmeister Lehmann begleitet; aber vor allem muß sie ihr Söhnchen haben, welches sich nicht in der gräflichen Stadtwohnung, sondern auf einem Rittergute jenseits des Flusses befindet. Ihr Entweichen aus dem goldnen Scheffel ist entdeckt worden; man hat sie verfolgt. Sie wagt daher nicht, sich durch die Stadt über die Brücke nach dem Gute zu begeben, sondern kommt tief in der Nacht zu einem Fährhaus, das dem Schlosse gegenüber liegt. Der Fährmann soll sie übersetzen, allein er ist nicht daheim, und sie muß nothgedrungen warten. Sie beschwichtigt ihre Ungeduld, indem sie sich vorstellt, daß sie sich und ihren Sohn unter den Schutz ihres Königs stellen wolle. Friedrich, heißt es, stehe in der Nähe bei Leipzig. Dorthin will sie ihren Weg nehmen. Sie hat ihn nie gesehen, nicht einmal im Bild — (unwahrscheinlicher Weise) — aber unter Tausenden würde sie ihn erkennen. Sie ist eine Preußin, ihren Vater beglückt seine Gunst. „Er denkt groß und frei wie nie ein König.“ Bei ihm muß sie Schutz und Sicherheit finden.

Während sie sich so ihre Rettung ausmalt, erscheinen plötzlich an der Thür des Fährhauses preußische Soldaten. Herein in die düstere Stube tritt ein preußischer Offizier. Lehmann, nicht aber die Gräfin, erkennt in ihm den König. Friedrich seinerseits erkennt den Wachtmeister als einen der braven Soldaten von Mollwitz, hört von ihm, warum und mit wem er sich hier befindet, und befiehlt ihm, sofort

einem Piket draußen zum Führer zu dienen. Friedrich und die Gräfin bleiben allein in der dunklen Hütte; sie trägt dem vermeintlichen Offizier vertrauensvoll ihren Fall vor; er soll ihr die erforderlichen Schritte bezeichnen, um von dem König einen Geleitsbrief durch preußisches Gebiet zu erlangen. Allein die Antwort lautet anders als sie erwartet. „Die preußischen Gesetze schützen keine Frau, die ihrem Manne davonläuft."

Gräfin. Und wenn ihr die Ehre verbietet, unter seinem Dache zu weilen?

König. Die Ehre? Eine Frau hat keine Ehre, die ihr etwas verbietet.

Gräfin (entrüstet). Unverschämt!

König. Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin. Was Ehre heißt, haben nur Männer, denn sie allein haben sie zu vertheidigen. Bei den Weibern heißt das Ding anders.

Gräfin (schnöde). Und wie heißt es, wenn ich fragen darf?

König. Es heißt Keuschheit und Treue, Madame.

Gräfin. Und welche Genugthuung soll aus diesem Quiproquo für eine beleidigte Frau deducirt werden?

König. Die Genugthuung einer übereinstimmenden Pflicht. Denn wie der Mann von Ehre seinen Posten nicht verlassen darf, wie zum Exempel ich den meinigen nicht verlassen dürfte, bis der Wachtmeister Lehmann mich ablöst, gleicherweise verpflichtet die Treue auch die Frau, auf dem ihrigen standzuhalten.

Gräfin. Und was nennen Sie den Posten der Frau?

König. Allemal das Haus, in welchem ihre Kinder erzogen werden müssen.

Gräfin. Und wenn sie auf diesem Posten insultirt wird?

König. Mag sie Hand über Herz legen und kein Geschrei erheben. Ein jeder Wachtdienst hat seine Last.

Gräfin (spottend). Eine bequeme Moral für die hohen Herren, die ihre Beleidigungen rächen dürfen.

König. Au contraire, Madame, eine bequeme Moral für die schönen Damen, die sie nicht rächen, eventualiter sich auf einen Vertheidiger berufen dürfen.

Gräfin. Ganz wohl, mein Herr, insofern der zu berufende Vertheidiger nicht zugleich der Beleidiger ist.

König. Madame, ein Mann, der seine Frau beleidigt, ist ein Poltron und hat alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden. Zu seinem Nutzen und Frommen versteht sich, durch eine raisonnable Frau. Ziehe sie dann die Hosen au seiner Statt an, und weder er noch sie und ihre Schutzbefohlenen werden sich zu beklagen haben.

Die Gräfin kehrt dem unerfreulichen Rathgeber empört den Rücken. „Ich werde mich an einen Höheren wenden," sagt sie.

Inzwischen vergeht die Nacht; am Morgen treten Friedrich und die Gräfin vor die Hütte. Friedrich spricht mit freundlicher Würde die Gräfin an:

Die Ablösung naht, Madame. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich meinen Posten treulich gehütet habe. Thun Sie desgleichen, Gräfin Fink . . . Auch die Treue hat ihr Heldenthum wie die Ehre, junge Frau, und es sind vielleicht nicht die schwersten Kämpfe, die mit dem Schwerte in der Faust zum Austrag kommen. Zum Ehestand gehört mehr Herz als in die Schlacht zu ziehen, hat eine Königin gesagt, die freilich nur bewiesen hat, daß sie keins besaß.

(reicht der Gräfin die Hand und wendet sich zum Gehen).

Gräfin. Sie gehen! — von allen verlassen — was soll ich thun?

König. Standhalten, haushalten, Ihr Haus halten, Gräfin Fink.

Bald erfährt die Gräfin, daß der Offizier, der ihr so ganz anderen Bescheid gegeben als sie erwartet hatte, der König selbst ist. Die Preußen haben die Stadt besetzt, sie beschießen das gegenüberliegende Ufer, das Gefecht zieht sich näher; die Gräfin geräth in tödtliche Angst um ihr Kind da drüben auf dem Gute. Mitten durch den Kugelregen möchte sie hin; aber noch immer ist kein Kahn da, und die Brücke, die von der Stadt hinüberführt, geht in Brand auf. Sie tritt ins Fährhaus zurück und wird

da Zeugin, wie im Verlaufe der Bewegungen der beiden Heere ein französischer Lieutenant auf den König den Carabiner anlegt. Da stürzt sie hervor, zu des Herzogs von Crillon Füßen. „Der König! schützen Sie, retten Sie den König!“ Der Herzog entreißt dem Lieutnant das Gewehr und feuert es in die Luft:

Lieutenant Brunet, Sie waren auf diesen Posten gestellt, um die Bewegungen des Gegners zu beobachten, nicht aber um einen recognoscirenden General meuchelmörderisch niederzuschießen. Am wenigsten, wenn Sie in demselben die geheiligte Person eines Monarchen vermuthen, der selber als Feind noch Anspruch auf unsere Ehrfurcht hat.

Die großherzige That des Herzogs entflammt vollends die Gräfin zu höchster Begeisterung. „Gott lohne Ihre That, Crillon!“ ruft sie aus und will gehen. Der Herzog hält sie zurück; er bekennt ihr seine Liebe, sein Verlangen, sie von ihrem unwürdigen Gatten zu erlösen, sich ihr fürs Leben zu weihen. Allein sein Edelmuth hat auch in ihr den Muth der Tugend entzündet. Sie erklärt ihm, daß die Erinnerung an diese Begegnung ihre Sterbestunde freudig machen werde, daß sie ihn aber nie wiederzusehen hoffe, daß sie zurückkehre in das Haus ihres Gemahls, um ihren Sohn nach dem Vorbilde großer Männer zu erziehen.

Fünf Tage, nachdem der ritterliche Franzose das Leben des preußischen Helden beschützt hat, besiegt der preußische Held bei Roßbach die französische Armee. Auf dem gräflichen Gute, wo der letzte Act des Stückes spielt, vernimmt man das Geschützfeuer. Die Gräfin ist in ihr Haus zurückgekehrt. „So spielt das Leben. Die Träume der Jugend erfüllen sich in einer Stunde, die allen Träumen fortan ein Ende macht.“ Ein Held und ein

Ritter, wie sie ihr einst in ihren Mädchenträumen vorschwebten, haben ihre Bahn gekreuzt, und sie steht gebannt auf dem Posten kalter, nüchterner Pflicht. Haushalten, ihr Haus halten soll sie, will sie. Mehr nicht. Sie hat dem Grafen ihre Bedingungen kundgethan. Sie fordert das Oberaufsichtsrecht über ihren Sohn und die volle Verwaltung des durch die Sorglosigkeit des Grafen zerrütteten Hauswesens; nur wenn er sich dazu versteht, will sie mit dem Namen seiner Gattin hier auf dem Stammgute bleiben. Während der Graf in seiner leichten Weise gegen dieses mittelalterliche Hausregiment remonstrirt, erschallen Victoriarufe. Der Graf meint nicht anders, als die Franzosen müßten den verhaßten Preußen den Garaus gemacht haben. Aber die Preußen haben gesiegt. Während die Gräfin in begeisterten Jubel ausbricht, trifft der Graf Anstalten zur Flucht. „Ich muß fort, ehe er kommt," flüstert er seiner Gattin zu; „er wird mich als Feind behandeln." „Ich bezweifle es", so lautet die schnöde Antwort der Gräfin. „Der König wird nicht auf Sie achten, Graf."

Daß auch ihr Gemahl einen König hat, dem er treu ergeben ist, um dessen Unglück er trauert, rührt sie nicht; sie, die Preußin, verachtet den König von Sachsen und Polen, der während des Kriegs aus Vorsicht außer Landes war.

Graf. Was bleibt ihm als die Treue seiner Diener!
Gräfin. Sie haben recht: antichambriren Sie in Polen.
Graf. Wo er auch sei, ich gehöre zu ihm in seiner Noth.
Wirst du mir folgen, Eleonore?
Gräfin. Nein, ich bleibe.
Graf. Hier? Hier?
Gräfin. Wohin ich gehöre in seiner Noth: in unserem Hause.

Graf. Ich darf dir nicht abreden. Du bist eine Preußin. Der König wird Rücksicht auf dich nehmen, dir eine Sauvegarde bewilligen.

Gräfin (höhnend). Ohne Sorge, Graf. Ich fürchte mich nicht.

Graf (mit wahrem Schmerz). Dein Spott ist grausam, Eleonore. Auch ich liebe meinen Herrn.

Aber die Gräfin versteht nicht, wie man einen unwürdigen Herrn lieben kann; ihre Sinnesweise ist zwar eine hohe, aber harte; sie will ihre „kalte, nüchterne" Pflicht erfüllen, aber sie weiß noch nichts von Milde und Nachsicht.

Da wird der Herzog von Crillon verwundet hereingebracht. Die Gräfin hatte für ihn den Lohn Gottes erfleht, als er, ihr Ritter, ihres Helden Leben gerettet hatte. Und nun besteht der Lohn seiner Ritterlichkeit darin, daß der Held ihn geschlagen hat! „Gott der Herr, ich verstehe dein Gericht," ruft sie erschüttert aus. Des Herzogs Liebe zu ihr ist ihm zum Verhängniß geworden; sie fühlt es wie eine eigene Schuld — und mit einem Male erweicht sich ihre Strenge und sie faßt milde die Hand ihres Gatten: „Bleibe, Moritz, laß uns gegenseitig vergeben*) und das Schicksal kommender Tage mit einander tragen." Aber der Graf muß fort, zu seinem König. Wichtige Schriftstücke sind in seiner Hut; dieselben dürfen dem Sieger nicht in die Hände fallen; er hat gelobt, sie sicher in die Hände des Königs zu bringen. Also nicht Furcht ist es, die ihn forttreibt.

Ich liebe meinen Herrn, Lorchen; Lorchen, was soll ich thun?

Gräfin. Deine Pflicht, Moritz. Eile, und dein Wort gelöst, kehre heim — zu mir.

*) Laß uns gegenseitig uns vergeben — müßte es heißen. Vielleicht, daß dem Setzer das Fehlen des zweiten „uns" zur Last fällt. Aber auch sonst kommen einige sprachliche Versehen vor.

Sie faßt es endlich, daß der Vasall auch dem Herrn, der kein Held ist, Treue schuldet. Der Herzog von Crillon hatte es ihr schon gesagt; aber sie hatte sich's nicht gesagt sein lassen. Damals (Act 1. Sc. 7) fragte sie:

Was macht den Helden, Herr Herzog?
Herzog. Der Muth und die Treue, Madame.
Gräfin. Die Treue, gegen wen?
Herzog. Wenn er ein König ist, die Treue gegen sich selbst, d. h. gegen seine gottverliehene Majestät. Wenn er ein Edelmann ist, die Treue gegen den König.
Gräfin. Und wenn er von beiden keines sein sollte, mein Herr?
Herzog. Dann weiß ich von keinem Helden, Madame.
Gräfin. Begnügen wir uns denn mit denen, von denen Sie wissen, mein Herr. Gesetzt aber, daß eines Vasallen Oberherr ein Schwächling wäre, wie dann?
Herzog. Dann bindet die Treue den Helden auch an den Schwachen und macht ihn stark.

Nun weiß sie's, daß der treue Vasall nicht danach fragt, ob der Herr schwach ist — und die Gattin auch dem Gatten, der kein Held ist, die Treue schuldet. Nun, da sie sich selbst der Verzeihung bedürftig fühlt, verzeiht sie ihrem Mann, der seinen, ob auch schwachen, König liebt; doch zu ihrem Sohne sagt sie: „Du aber, mein Sohn, ehe du ein Mann wirst, daß du ein Mann werdest, kenne, liebe ein Vaterland."

Das Stück schließt damit, daß König Friedrich ins Schloß kommt, den verwundeten Herzog ritterlich nicht als Gefangenen, sondern als seinen Gast behandelt und die Gräfin nach dem Grafen fragt: „Graf Fink, Madame?"

Gräfin. Majestät, mein Gemahl ist auf dem Wege nach Warschau, an der Seite seines Königs die Folgen dieses großen Tages zu erwarten.

Der König stellt sich zornig; sie habe ihrem Mann geholfen, zu fliehen und in Sicherheit zu bringen, was von Rechtswegen die Beute des Siegers sei.

König (mit erkünsteltem Zorne). **Hehlerin, Helfershelferin des Defraudanten, Sie, Sie, eine Preußin!**

Gräfin. **Eine Preußin von Blut und Gemüth, Majestät. Nach Pflicht und Recht aber, so hatte man die Frau des Grafen Fink belehrt, sei sie eine Sachsin . . .**

König. **Darum also fürchtete die pflichtgetreue Sachsin ein Itineraire ohne preußischen Paß und Schutz?**

Gräfin. **Nicht darum, Majestät. Aber auch das hatte man sie gelehrt: Der Posten einer Frau sei das Haus, in welchem sie ihrem Sohne den Vater zu vertreten habe . . .**

König. **Die Hosen passen Ihnen gut, Madame. Können Saloppe und Nebelkappe getrost nach Polen schicken . . . . Der Herr Graf von Fink wird seiner schönen Hausehre die Ehre seines Hauses danken lernen.**

Und wir — so möchten wir gleich unser Urtheil über das merkwürdige Stück zusammenfassen — wir danken der Frau, die es geschrieben: es ist ein Werk, welches nicht nur ihr, der Dichterin, sondern der deutschen Dichtung zur Ehre gereicht — ein männliches Werk! wären wir versucht zu sagen, doch da klingen uns zum Glück die Verse ins Ohr:

> Und jene himmlischen Gestalten
> Sie fragen nicht nach Mann und Weib.

Aus einer himmlischen Vogelperspective — oder sollen wir sagen Poetenperspective? — lassen sich die irdischen Dinge in einer Weise betrachten, die nicht nach Mann und Weib fragt. Vielleicht wäre es gut gewesen, daß auch unserer Dichterin die Worte Mignons ins Ohr geklungen hätten. Wir wissen nicht, ob sie in ihrem Lustspiel die Frage zu entscheiden gedacht hat: welches ist der Posten

der Frau? Aber es scheint fast so, und da will es nun uns scheinen, daß die wahre Antwort nicht sowohl in dem Stück ertheilt wird als durch das Stück. In der Regel stehen Frauen, welche schreiben, nicht an ihrem Posten. Doch wenn eine Frau so schreibt wie Luise von François, dann steht sie an ihrem Posten. Gerade damit ist aber bewiesen, daß der Posten der Frau nicht unter allen Umständen das Haus ihres Gatten, daß für die Frau, so gut wie für den Mann, ihr Posten da ist, wo sie tüchtig ist.

Wir müssen bei diesem Punkt verweilen; denn der einzige innere, eigentlich dichterische Mangel unseres Stückes ist der, daß die Dichterin den Schein auf sich geladen hat, als ob sie die Lösung eines moralischen Problems aus den thatsächlichen Umständen eines einzelnen Falles habe entnehmen wollen. Das muß der Dichter nie thun. Seines Amtes ist es nicht, sittliche Präcedenzfälle zu statuiren und specielle Regeln des Wohlverhaltens zu formuliren; das muß er denen überlassen, die dazu berufen sind: Pastoren, Schulmeistern, Polizisten u. s. w. Der Dichter ist weder Beamter noch Lehrer der Sittlichkeit, ja nicht einmal Gesetzgeber. Der Dichter legt Zeugniß ab von der Wahrheit, für die Wahrheit, ganz unbekümmert um ihre Anwendung und Anwendbarkeit. Ist's Wahrheit, was er verkündet, so wird die Anwendung sich von selbst machen, ohne daß er dafür zu sorgen hätte.

Wie in dem „Posten der Frau“ die Dinge liegen, sprechen wir der Gräfin Fink nicht das Recht zu, ihren Posten zu verlassen und ihrem Mann auf und davon zu gehen. Allein, weil die Gräfin Fink in das Haus des Grafen Fink gehört, so folgt daraus nicht, daß alle Frauen in das Haus ihrer Männer gehören. Das mag wahr

sein für neunhundertneunundneunzig von tausend Frauen; aber wenn es nicht wahr ist für die tausendste, so muß der Dichter nicht als allgemeine Wahrheit hinstellen, was in einem, im tausendsten Fall unwahr ist. Angenommen, die Gräfin Fink hätte keinen Sohn, so würde der Satz, der Posten der Frau sei das Haus, wo ihre Kinder erzogen werden müssen, in ihrem Falle keinen Sinn haben. Die Frage: welches ist der Posten der kinderlosen Frau? bliebe noch zu beantworten. Aber läßt sich nicht auch der Fall denken, daß das Haus, wo die Kinder erzogen werden müssen, eben nicht das Haus des Mannes ist? Sollte die Frau eines Thoren, eines Wüstlings, eines Verbrechers nicht befugt, ja verpflichtet sein, ihre Kinder dem verderblichen Einfluß des Vaters zu entziehen? da wäre also der Posten der Frau jeder andere Ort, nur gerade nicht das Haus des Gatten. Das Leben ist eben tausendfältig und täglich neu, und darum darf der Dichter, der diesem Proteus in jeder seiner unendlichen Gestalten gerecht zu werden hat, keine Formeln aufstellen, darf ihn nicht in Uniformen stecken und schnüren, welche seine Mannichfaltigkeit verhüllen, seiner Freiheit Gewalt anthun. Das eben ist der Unterschied zwischen der Moral der Praxis und der Moral der Poesie, zwischen der angewendeten und der idealen Sittlichkeit. Die Praxis kann nicht Jedem sein Recht geben; da muß aus Gründen der Nützlichkeit der Unschuldige mit dem Schuldigen, ja für den Schuldigen leiden. Aber die Poesie ist das Tribunal, das einzige Tribunal auf Erden, welches Jedem das Seinige giebt, es geben kann, weil der Dichter der einzige allwissende, der einzige unbefangene, der einzige keinem praktischen Interesse dienende Richter ist. Kein König, und wäre er der weiseste, der gerechteste, kann den Dichter in dieser

Rechtsprechung vertreten; der Fehler unserer Dichterin ist, daß sie ihre hohe Justiz dem großen Preußenkönig abgetreten, daß sie jedenfalls gegen den Schein, als thue sie es, sich nicht verwahrt hat.

Der Richterspruch des Königs besteht wie andere Richtersprüche aus zwei Theilen: aus der Entscheidung und aus den Gründen dafür. Die Entscheidung ist richtig, nicht nur von Rechts, sondern auch von Poesie wegen. Aber der Grund, der für die Entscheidung angeführt wird, ist falsch. Wenn der König sagt: „Was Ehre heißt, haben nur Männer, denn sie allein haben sie zu vertheidigen," so spricht er wie ein König, wie ein Edelmann, vielleicht wie ein Mann schlechtweg; aber der Dichter-Richter ist kein Mann, kein Edelmann, kein König. Von ihm heißt es, um das obige Citat zu vollenden:

Und keine Kleider, keine Falten,
Umgeben den verklärten Leib.

Die Ehre, die König Friedrich den Frauen abspricht, haben sie allerdings nicht: es ist die eigentliche Männerehre, ja, die besondere ritterliche Ehre, zu deren Wahrung und Wiederherstellung der Mann, vor Allem der Mann der ritterlichen Stände, die Kraft seines Armes gebraucht. Weil die Körperkraft der Frau geringer ist, so gehört es für sie nicht zu den Geboten der Ehre, zur Vertheidigung ihrer Ehre physische Gewalt anzuwenden gleich dem Manne. Aber wenn die Frau ihre Ehre nicht geradeso vertheidigt wie der Mann, so heißt das nicht, daß sie keine habe, daß sie sie nicht verliere, wenn sie Unwürdiges erleide. Auch König Friedrich würde nicht leugnen, daß es, wie eine besondere Männerehre, so auch eine besondere Frauenehre giebt, die Ehre, welche Lucretia verliert, ohne daß sie eine

ehrenrührige Handlung oder Unterlassung begangen hätte, blos durch die entehrende That eines Andern. Diese, die weibliche Geschlechtsehre, gleicht sogar dem ritterlichen point d'honneur völlig darin, daß sie ganz äußerer, streng formaler Art ist, daß sie nicht nothwendig auf der inneren Ehrenhaftigkeit beruht und dieselbe nicht nothwendig bezeugt, daß sie auch der ehrenhaftesten Frau verloren geht durch die Schmach, welche ein Ehrloser ihr anthut, geradeso wie die Rittereehre auch des edelsten Cavaliers in der Hand eines Raufboldes steht. Aber während der Ritter sein Wappenschild reinzuwaschen vermag, sei es in dem eignen, sei es im Blute seines Beleidigers, kann Lucretia ihre verlorene Ehre nicht wiederherstellen; sie muß sich den Tod geben. Ein rohes Volk, ein barbarisches Zeitalter, in welchem auch der Mann nur insoweit gilt als er wehrhaft ist, erkennt der wehrlosen Frau keinen andern Werth zu als den, welchen sie für den Mann als sein Besitzthum, seine Sache hat. Die weibliche Geschlechtsehre steht bei einem solchen Volke in hoher Geltung, aber ist im Grunde doch nur ein Stück oder ein Reflex der Männerehre. Immerhin dämmert es selbst bereits dem Barbaren, daß der Knecht, der Sklave, die Frau noch etwas Anderes sei, wenigstens sein könne als eine bloße Sache: eine Sache, die eigner Empfindungen, Entschließungen, Handlungen fähig ist, kann zur Person werden. Auch schon in den dunkelsten Jahrhunderten vermag die Frau zu der bloßen Geschlechtsehre durch ihre persönlichen Eigenschaften sich eine andere Ehre hinzuzuerwerben, eine Ehre höherer, selbständiger Art. Wenn der geschändeten Lucretia nichts übrig bleibt als sich zu tödten, so gelangt Cloelia zu Ruhm und Preis, indem sie entschlossen und listig ihre Frauenehre in Sicherheit bringt. Die Anschauung, welche sich

ausspricht in dem Worte: „Wehrlos, ehrlos!" nimmt im Laufe der Zeit, mit dem Fortschreiten der Gesittung mehr und mehr an Geltung ab; neben der Tapferkeit kommen noch andere Tugenden zu Ehren, Tugenden, die nicht nur die Starken, sondern auch die Schwachen zu üben vermögen und deren Uebung ihnen zur Zierde gereicht. War früher nur der Mann frei und darum verantwortlich für sein Thun und Lassen, so nun auch die Frau. Sie wird zwar nicht dem Manne gleich, ihre Natur, ihre angebornen Eigenschaften bleiben verschieden von denen des Mannes, und darum hat sie nicht völlig dieselben Tugenden zu üben wie er; aber auch sie hat nun eine eigene Persönlichkeit, in welche sie sich keine Eingriffe gefallen zu lassen braucht, gefallen lassen darf. Wie der Mann sich jeder Zeit durch Mangel an Muth und Tapferkeit entehrte, so nun auch die Frau, wenn sie in mattherziger Schwäche die ihr zu Gebote stehenden Mittel, sich einer unwürdigen Behandlung zu entziehen, versäumt. Nicht daß sie mit männlicher Kühnheit und Kraft der Gefahr trotze, wird von ihr verlangt; — ein Mannweib verunziert eher ihr Geschlecht als daß sie es schmückt; — aber auch die Frau soll nicht feige sich aufgeben, soll sich schirmen und wahren und auch wehren, wenn nicht in offenem Kampfe, so doch durch die Taktik der Besonnenheit, der Vorsicht. Ja, ihr kann gerade zur Ehre gereichen, was dem Manne nicht oder doch weniger geziemt: Schlauheit und Verstellung. Um eine Beschimpfung, um auch nur die Gefahr eines Schimpfes zu vermeiden, darf sie, soll sie fliehen und sich verstecken, verstecken nicht nur hinter einer Wand, sondern auch hinter einem Vorwand.

Wenn die Gräfin Fink das Haus ihres Gatten verließe, um einer wirklichen, ausgemachten Schmach, einer

Entwürdigung, welche jedes fühlende Herz als unerträglich fühlen muß, zu entgehen — setzen wir den Fall, weil ihr Mann eine Maitresse ins Haus genommen hätte — so würde ihr König Friedrich sicherlich nicht das Recht, sich solchem Unglimpf zu entziehen, absprechen können. Und spräche er es ihr ab, etwa gemäß der Empfindungsweise des achtzehnten Jahrhunderts, das solche Dinge noch minder schwer nahm, so würden wir aus unserer heutigen Empfindung heraus den Spruch des Königs verbessern. Aber wie liegt die Sache in unserem Stück? Welches ist der eigentliche, der wahre Grund, warum die Gräfin davonläuft? Ist es wirklich der Schimpf, den ihr Mann ihr anthut, indem er sie in der Kammer des Wirthshauses einsperrt? Sie selbst belehrt uns eines Andern, verräth uns ihr Geheimniß. Noch ehe ihr Mann sie beleidigte, beklemmte die parfümirte Atmosphäre seines Hauses ihren nach freier, reiner Himmelsluft begehrenden Busen. Auch ohne daß er sie beleidigte, würde ihr der Gedanke kommen, daß sie fort wolle, fort müsse. Das Fink'sche Haus ist ihr verhaßt, weil es das Haus eines Sachsen, eines Feindes ihres Königs ist; die Kränkung, die ihr Mann ihr anthut, liefert ihr nicht sowohl den ersten Grund als den letzten Anlaß zur Flucht, — und nicht vor ihrem Manne flieht sie, sondern vor Crillon, „nur vor ihm". Das eigentliche, das einzige unverwindbare und darum unverzeihliche Unrecht des Grafen besteht darin, daß sie, die einst von Helden und Ritterschaaren geträumt hatte und die dann einem Helden und Ritter begegnet, einen Mann zum Gatten hat, der kein Ritter, kein Held ist, und dessen Herr, dessen König auch kein Held ist. Nun gelobt aber ein Mann, wenn er eine Frau heirathet, ihr weder, daß er ein Held sei, noch daß er zu der guten

Sache stehen werde, sondern er gelobt ihr Treue und Schutz, und hinwiederum gelobt sie ihm Treue und Gehorsam — nicht als einem Helden, sondern als ihrem Gatten. Weder um eines erträumten Ideals, noch um eines Crillon in Fleisch und Blut willen darf die Gräfin die gelobte Treue, den gelobten Gehorsam versagen, und auch nicht, weil sie Preußen höher achtet als Sachsen. Die Treue wäre nicht Treue, welche nur Treue sein wollte, wo sie bewundert; nicht einmal, daß sie Achtung hege, darf sie zur Bedingung machen. Diese Bedingung aber macht die Gräfin. Wenn sie sich darauf beschränkte, ihren Mann, weil er ein Schwächling ist, nicht zu lieben, man könnte sie darum keines Unrechts zeihen. Liebe ist etwas anderes als Pflicht, und zur Liebe kann uns Niemand zwingen, selbst wir selbst nicht. Aber sie versagt ihm auch das, wozu sie verpflichtet ist, wozu sie sich zwingen kann: sie versagt ihm die Treue, sie versagt ihm den Gehorsam.

Den Gehorsam? Wie? Hat die Frau dem Manne bedingungslos zu gehorchen? Oder nur innerhalb gewisser Grenzen? Und welcher Grenzen? Hat sie ihm zu gehorchen wie der spanische Vasall seinem Lehnsherrn, auch wenn er ihr eine unrechte Handlung zumuthet? auch wenn er sie auffordert zu lügen? Hat sie ihm zu gehorchen wie ein unmündiges Kind, auch wenn er ihr eine Unbill anthut? Wenn er sie einsperrt, darf sie da keinen Fluchtversuch machen? Muß sie sich's gefallen lassen, daß er ihren guten Ruf gefährde, daß er sie in ein falsches Licht stelle? Lauter Fragen, welche die Antwort des Königs nicht beantwortet, und welche, setzen wir hinzu, sich durch einen allgemeinen Satz über die Ehre der Frau, über den Posten der Frau nicht beantworten lassen.

Ist die Ehre der Gräfin schon gekränkt, wenn ihr

Gatte ihr zumuthet, unter dem Vorwand einer Migräne von dem Ball im goldnen Scheffel wegzubleiben? Schwerlich. Es mag für einen Mann nicht sehr männlich sein, solch eine Ausrede zu gebrauchen. Aber eine Frau, die eine Migräne vorschützt, begeht nichts Unweibliches. Wenn Minna von Barnhelm eines der Gebote der männlichen Ehre für sich geltend macht, so erwidert Tellheim mit vollem Rechte durch die Frage: „Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch alles, was dem stärkeren nicht ansteht?“ — Auch die Gräfin Fink begeht das Sophisma, sich für entehrt zu halten, wenn sie, dem Befehle ihres Mannes gehorchend, sich zu der kleinen Finte herbeiließe, die ja einem Manne nicht sehr anstünde, die aber für eine Frau nichts Schimpfliches ist. Nehmen wir an, es handelte sich darum, einer wirklichen, ernsthaften Gefahr auszuweichen, und es gäbe kein anderes Mittel als eine solche unschädliche Unwahrheit, so handelte sie wie eine Sinnlose, wenn sie sich nicht dazu verstehen wollte. In unserem Falle erscheint nun allerdings die Gefahr als keine wirkliche oder sonderlich ernsthafte; der Herzog Crillon ist ein ritterlicher Herr und die Gräfin eine starke und reine Frau. Indessen ihr Mann sieht nun einmal die Sache anders an; er fürchtet in der That zwar nicht, daß der Franzose sie ihrer Pflicht abwendig machen, wohl aber, daß derselbe seinem, des Ehemanns, Ansehen Eintrag thun könne: allein Crillon ist der Gast seines Hauses, der Verbündete seines Königs, und er glaubt gegen ihn nicht in der sonst dem Manne geziemenden Weise sein Hausrecht wahren zu sollen. Das mag nicht sehr würdig sein; aber wo es sich um die Würde, die Mannesehre des Gatten handelt, hat die Frau mehr seinem als ihrem eigenen Urtheil zu vertrauen, und sie wird ihm vertrauen, wenn sie

ihn liebt. Wenn sie ihn liebt, wird sie wahrlich nicht die Frage aufwerfen, ob sie, indem sie ihm zuliebe eine Migräne vorgiebt, sich entehre. Noch mehr! Eine Frau, die aus Liebe zu ihrem Manne eine schnöde, harte, tyrannische Behandlung von ihm erträgt, zum Beispiel eine Einsperrung, wird seine Tyrannei zwar möglicher oder wahrscheinlicher Weise vor den Augen der Menschen zu verbergen suchen, aber nicht sowohl weil sie fürchtet, daß ihre duldende Ergebung ihr selbst zur Unehre gereichen möchte — was liegt der Liebe an der Ehre?! — als damit er, der Geliebte, nicht von der Welt „falsch" beurtheilt werde.

In jener Scene, in welcher die Gräfin, von ihrem Diener Lehmann begleitet, die Frau des Fährmannes aus dem Schlafe weckt und von derselben erfährt, daß Meister Adam nicht daheim sei, heißt es:

Gräfin. Ich werde warten ... Legt euch ruhig nieder, Mutter!

Hanne. I, Gott bewahre mich, Gnädige. Ich oben ins Bette und unten die Gnädige auf der Lauer! Da müßte eine ja gar kein Genier nicht haben thun. Und mein Adam! Du liebe Zeit! Wenn der heim käme, da kriegt ich was Hübsches auf die Mütze.

Lehmann (lachend mit Pantomime). Ficke facke! Das versteht er, Meister Adam, aus dem ff, gelt?

Gräfin (unwillig). Er mißhandelt euch, alte Mutter!

Hanne. Nee Gnädige, nee; beileibe nicht. Was zur Sache gehört, außerdem nie nicht, nee!

Lehmann (lachend). Na, was gehört denn zur Sache, Mutter?

Hanne. Um Gottes, Christus Willen, wenn eine einem zugeschworen ist vor Gottes Altar — —

Lehmann (lachend). Gehört's zur Sache, na freilich.

Gräfin. Barbarische Ehestandslogik! Und Volkes Meinen, Gottes Meinen heißt es.

Ja wohl! Volkes Meinen, Gottes Meinen! Aber es giebt allerlei Meinen in einem Volk, und die Stimme

Gottes spricht bald aus den Vielen, bald aus den Wenigen. Warum soll das Meinen der Mutter Hanne für Gottes Meinen gelten und nicht das der Gräfin Eleonore von Fink? Für die Frau des Fährmanns Adam gehört es allerdings nur eben zur Sache, daß ihr Mann ihr manchmal etwas auf die Mütze giebt. Sie weiß es nicht anders, die Leute, in deren Mitte sie lebt, wissen es nicht anders, und darum beeinträchtigen die Prügel nicht ihre Liebe zu ihrem Manne, nicht ihre Achtung vor sich selbst. Aber die Gräfin Fink mag sich noch so ernstlich vorhalten, daß die barbarische Ehestandslogik der Mutter Hanne auch für sie, die Gräfin gelte — in ihr empört sich etwas dagegen, und dieses Etwas ist ihr ganz anderes Bewußtsein, ihr ganz anderes Selbstbewußtsein, ihre ganz anders feine Empfindlichkeit. Für sie versteht sich nun einmal die Liebe nicht von selbst zu dem Manne, dem sie zugeschworen ist vor Gottes Altar. Sie kann nicht lieben, wo sie nicht achtet — sie, die nur liebt, wo sie bewundert. In der einfachen einfältigen Seele der Mutter Hanne fallen Liebe, Treue, Gehorsam in eines zusammen, bilden ein einziges dunkles, unauflösliches, unzerlegbares Gefühl, dem keine Reflexion, keine Kritik Abbruch thut. Aber die Gräfin ist der kindlichen Einfalt der Fährmannsfrau entwachsen; ihr Bewußtsein ist kein so schlichtes, dumpfes, einfaches mehr; ihr Verstand giebt sich Rechenschaft von dem, was in ihrem Herzen vorgeht, und ihr Herz hat mancherlei Bedürfnisse; es will treu sein, ja, aber es will auch lieben und verehren und sich selbst achten; ihre Gefühle können nicht überallhin mit, wohin „die verdammte Pflicht und Schuldigkeit" deutet; die Ehestandslogik der Mutter Hanne leuchtet einen Augenblick ihrem Verstande ein, aber nicht ihrem Gewissen, das doch die entscheidende Instanz ist.

Gerade in ihrem Gewissen ist der Zwiespalt, gerade da fehlt jene Gewißheit, in welcher die Frau des Fährmanns auch dessen Prügel als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Mutter Hanne wird durch die Prügel nicht erniedrigt; wer aus Liebe das Unwürdige erträgt, entwürdigt sich nicht. Aber das Gewissen der Gräfin sagt ihr: daß wer ohne Liebe Unwürdiges erträgt, wer „ausharrt, wo er verachtet, sich verachtungswerth macht". Die Gräfin Fink, die ihren Gatten nicht liebt, würde sich erniedrigen, wenn sie sich der Einsperrung, die er über sie verhängt, nicht entzöge. Zwar lehnt sie sich so gegen den Gatten auf, verletzt die Pflicht des Gehorsams, handelt wider die Logik des Ehestandes, aber sie wahrt ihre Persönlichkeit, ihre Freiheit, ihre Ehre, handelt gemäß der Logik der Liebe.

So geben wir der Gräfin Fink zwar Unrecht, wenn sie ihrem Manne davonläuft, aber daß sie groß und frei empfindet, daß sie sich gegen den ihr angethanen Schimpf empört, daß sie sich vor dem ungeliebten Gatten nicht durch unwürdige Gefügigkeit erniedrigt, das weckt unsere Achtung, unsere Sympathie — und so geben wir ihr doch wieder Recht. Ihr Fall ist wohl geeignet, uns den Unterschied fühlbar zu machen zwischen poetischer Moral und — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen — moralischer Moral. Die moralische Moral, welche um praktischer Zwecke willen die sittlichen Ideale, soweit sie der Masse der Menschen in einem bestimmten Volke, in einer bestimmten Zeit aufgegangen sind, zu Satzungen für das Verhalten aller Menschen macht, kennt nur allgemeine Formeln, ausnahmslose Regeln: Thue deine Pflicht, o Mensch! Erfülle das Gebot, einerlei unter welchen Umständen! Bewähre die gelobte Treue! Leiste den schuldigen Gehorsam! Allein die poetische Moral, welche keine prak-

tischen Zwecke verfolgt, hat nicht nöthig, die sittlichen Ideale in die starre Form von Moralvorschriften zu bringen und so des innersten Lebens zu berauben; sie erkennt und anerkennt die Gesetze, aber sie versteht auch die Freiheit und die Liebe und prüft die Handlungen der Menschen nicht nur gemäß dem Wortlaut des Gesetzes, sondern auch nach ihrem Gehalt an Freiheit und an Liebe, und auf die Gefahr hin, eine Casuistin gescholten zu werden, beurtheilt sie jeden Fall nach seinen Umständen. Es hat seinen guten Grund, daß es den Moralisten bei der Moral der Poeten nie so ganz geheuer ist.

Der Moralist erklärt das Gesetz der Ehe für heilig, fraglos, unantastbar, einerlei ob die Frau den Mann liebt oder nicht. Der König, der Herrscher erklärt die Gemeinschaft des Staates, die Ordnung des Gesetzes für unverbrüchlich, unzerreißbar, einerlei ob die Bürger diese Gemeinschaft, diese Ordnung lieben oder nicht — und sehr begreiflicher Weise sieht ein König auch die Ehe als einen kleinen, unzerreißbaren Staat an. Im Grunde ist ja der König, der Herrscher, der Staatsmann der Moralist der Moralisten, der Erzmoralist. Zwar nicht für sich selbst; wohlbemerkt! Was seine eignen Handlungen angeht, so erachtet es der Staatsmann für sein gutes Recht, Unrecht zu thun. Und nur die geben ihm darob in alle Wege Unrecht, die nicht wissen was es heißt, nicht bloß für das eigne Seelenheil, sondern für das leibliche Heil eines ganzen Volkes die Verantwortung zu tragen. Aber die Freiheit, welche der Staatsmann sich vorbehält, den Andern verweigert er sie. Für ihn selbst alle Freiheit, — für die Andern, für die Unterthanen das Gesetz, die feste Ordnung, die hergebrachte Sitte, den unverbrüchlichen Gehorsam! Es ist durchaus richtig, ganz der Anschauung des Staats-

mannes, ganz dem Königsamte gemäß, daß in unserem Stücke König Friedrich im Namen der Moral des Staates, der Gesellschaft, im Namen der praktischen Moral zu Gericht sitzt und den Fall der Gräfin Fink in Gemäßheit der allgemeinen Regel entscheidet: Die Frau gehört in das Haus des Mannes! — Aber unrichtig dünkt es uns, daß die Dichterin nicht ihrerseits im Namen der poetischen Moral über den König zu Gericht sitzt, daß sie uns nicht zeigt, wie seine Moral, so wichtig im praktischen Sinne, doch in einem höheren Sinne untergeordnet, beschränkt, formalistisch, mehr auf die äußere Nützlichkeit abzielt als auf die innere Wahrheit und auf wandelbaren Voraussetzungen beruht.

Meister Adam ist der absolute Eheherr der Mutter Hanne gerade so wie König Friedrich der absolute Gebieter seiner Unterthanen ist. Aber sowohl das göttliche Recht der Könige als das göttliche Recht der Ehemänner ist nur so lange göttlich, als der Geist, der da weht, wo er will, darin athmet. Wenn der daraus entwichen ist, so sinkt das erst göttliche Recht herab zu bloß menschlichem Rechte. Für jedes Heiligthum kommt die Zeit, wo die Menschen, zuerst nur wenige, dann mehrere, zuletzt alle gewahren, daß es aufgehört hat, von Gott bewohnt zu sein. König Friedrich erkannte Persönlichkeit, Selbständigkeit, Ehre nur den Kriegern zu, welche das Schwert führen. Der Marschall Crillon wußte von keinen anderen Helden als von Königen und Edelleuten. In Mutter Hanne dämmerte noch nicht der Zweifel, ob die Prügel ihres Mannes etwa doch keine von Gott eingesetzte Nothwendigkeit seien. Aber schon zu Zeiten der Mutter Hanne fühlte sich Eleonore von Fink nicht mehr als die bloße Dienerin, Vasallin ihres ihr vor Gottes Altar angetrauten Gatten.

Und heute dürfte auch Mutter Hanne etwas anderes denken über die eheweibliche Pflicht, stillzuhalten, wenn der Mann zuschlägt. Es giebt ein wahrhaft göttliches, ein ewiges Gesetz, das da will, daß die Satzungen und Sitten, in welchen der Mensch das Recht Gottes auszudrücken, festzuhalten, einzuschließen versucht, früher oder später zerbrechen und zerfallen. Das Ritterthum mit seinen Herren und Knechten hat aufgehört; die absolute Monarchie mit ihren Unterthanen hat aufgehört: die selbstherrliche Gewalt, welche das Oberhaupt der Familie welche der Vater über die Kinder, der Mann über die Frau übte, hat aufgehört. Sicherlich ist der Dichter befugt, ist gerade er, dessen Auge die Ewigkeit schaut und die Vergänglichkeit beweint, dazu berufen, zu trauern um das Schöne, Große, Erhabene, was mit den entseelten Ordnungen früherer Zeiten unwiderruflich dahingegangen ist — um die wandel- und wankellose Treue des Vasallen, den unbedingten Gehorsam des Unterthans, die schweigsame Ehrfurcht des Sohnes, die von keinem Zweifel angefochtene Ergebenheit der Gattin. Aber daß diese Ordnungen entseelt sind, daß die alte Einfalt sich gespalten hat, der kindliche Glaube gebrochen, die starre Zucht aufgelöst ist, das darf der Dichter, der ein wahrer, die Wahrheit bezeugender Dichter sein will, nicht verkennen und nicht verschweigen. Und zumal der dramatische Dichter muß wahr, darf nicht ein Romantiker sein, er, der auch wenn er vor den gegenwärtigen Zuschauern die Vorzeit heraufbeschwört, doch immer seiner Aufgabe eingedenk bleiben muß, — der Absicht des Dramas, dem eignen Jahrhundert, eben diesen gegenwärtigen Zuschauern den Spiegel vorzuhalten. Was wäre das für ein Spiegelbild, welches der Tugend und der Schmach, wie sie das Herz der Lebenden empfindet, todte Tugenden, unverständliche

Frevel entgegenhielte! Nur Das, was von der Vergangenheit noch lebt, darf der Dramatiker aus dem Schlafe erwecken. Zu Dem, was todt und zerfallen, muß er nicht sagen wollen: steh' auf und wandle! Einzig die Geister der Vorzeit können über das Theater schreiten, welche sich herbeilassen, die Sprache der Gegenwart zu reden. Wenn Hamlets Vater ein Fremdling wäre aus einer anderen Welt, der Bewohner des unentdeckten Landes, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, nimmermehr würde die Magie des Dichters im Stande sein, ihn in dem speculum mundi, auf dem Theater erscheinen zu lassen! er gehorcht dem Rufe des Zauberers und zerbricht die Marmorkiefern seiner Gruft, weil er ein ehrliches Gespenst ist, kein leeres Schemen und lügenhafter Spuk: er ist ein Geist, aber ein Geist von Fleisch und Blut, von Hamlets, von unserem Fleisch und Blut, und darum versteht Hamlet, verstehen wir diesen unseren Mitbürger und Verwandten.

Luise von François ist viel zu wahr, um eine bloße Romantikerin zu sein. Sie weiß, daß das Jahrhundert sich von den heiligen Stätten, wo die Vergangenheit betete, huldigte, Opfer, Menschenopfer darbrachte, abkehrt, daß es den Gewalten, welche sonst bedingungslos kraft göttlicher Einsetzung herrschten, nur noch bedingten Gehorsam leistet. Ihre Gräfin Fink deckt mit unerbittlicher Klarheit den tiefen Riß, die Todeswunde einer Ehe auf, in welcher ein edles, stolzes, selbstbewußtes Weib nicht liebt und doch gehorchen soll. Und auch ihr König Friedrich, welcher aus Gründen der Staatswohlfahrt keine gestörten Ehen brauchen kann, heilt die Wunde wahrlich nicht durch sein rationalistisch hausbackenes Recept: die Frau solle an der Stelle des Mannes das Hausregiment führen! Als wenn

eine solche Polizeimaßregel Wahrheit brächte in eine unwahre Ehe! Als wenn eine echte Frau sich auf ihrem Posten fühlte, wenn sie lieblos befiehlt statt liebend zu gehorchen! Die Gräfin Fink ist nicht so kühl verständig wie der König; nur mit Widerstreben unterwirft sie sich der Moral der Nützlichkeit. Und sie unterwirft sich ihr im Grunde nur, weil der König, der sie predigt, noch etwas Anderes ist als ein Moralprediger, nämlich ein Held. In ihr lebt eine doppelte Empfindung; die modern-unbotmäßige und zugleich die romantisch-loyale. Sie lehnt sich gegen die Ordnung der Ehe auf aus dem Grunde, daß ihr Mann kein ihrer würdiger Eheherr ist; allein ihre Rebellion entspringt ihrer Schwärmerei für würdige Herren und Herrscher, für Helden und Ritter; sie mag nicht die Vasallin eines werthlosen Herrn sein, aber von dem Glauben an Herrenthum und Vasallenthum ist sie ganz durchdrungen. Das bildet den so psychologisch wahren, so pathetischen, so dramatischen Widerspruch in ihr; sie empört sich in ihrem persönlichen Falle gegen eine Ordnung, welche sie im Allgemeinen für recht, für wahr hält. Sie fühlt sich nicht gebunden an ihren Oberherrn, der ein Schwächling, aber einen Oberherrn, der ein Held ist, ersehnt sie sich; solch einem Herrn würde sie die loyalste Vasallin, ganz Hingebung, ganz Treue sein. Sie merkt nicht, daß das ganze Vasallenthum zerfällt und zerstiebt von dem Augenblick an, wo der Vasall, statt an das Heldenthum seines Herrn zu glauben, untersucht, ob derselbe ein Held sei. Als richtige Frau denkt sie selbständig nur für ihr eigenes persönliches Bedürfniß und beläßt es im Uebrigen bei den Anschauungen, den Traditionen, in welchen sie aufgewachsen ist.

Haben wir diesen Widerspruch in Eleonore von Fink

aufzufassen als einen Widerspruch in Luise von François? Ist auch die Dichterin zu sehr Dichterin, zu wenig Dichter? Hat auch sie nicht erkannt oder nicht erkennen wollen, daß jede Art Abhängigkeit in dem Maße an innerer Wahrheit und in Folge dessen an äußerer Berechtigung abnimmt, als der Abhängige sich in seinem Inneren, seinem Gewissen selbständig, verantwortlich, frei, mündig fühlt? Diese Mündigkeit — die politischen, socialen, religiösen Parteien suchen sie bald zu überhasten, bald aufzuhalten, sehen sie schon da, wo sie noch nicht ist, oder stellen die unleugbare in Abrede. Und allerdings, entscheiden zu wollen, wie es mit der Mündigkeit eines ganzen Volkes bestellt sei, in welchem es immer zu gleicher Zeit nur wenige Gräfinnen Fink und viele Fährmannsfrauen giebt, ist ein heikles Unterfangen. Zum Glück hat der Dichter nichts damit zu schaffen, darf und soll er das leidige Geschäft den Königen überlassen. Er, der Dichter, ist kein Politiker, hat weder liberale noch conservative Interessen und Grundsätze, weder revolutionäre noch reactionäre Neigungen. Er weiß nur, daß, wenn und wo ein Mensch oder, soweit dies möglich ist, ein ganzes Volk mündig wird, eine Aenderung, ein Bruch eintritt in seinen bisherigen Verhältnissen, wie heilig ihm dieselben bis zu dem Tage auch erschienen, wie heilsam sie ihm gewesen sein mögen.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Mit der Selbständigkeit hört nicht die Moral auf, ganz im Gegentheil! und auch für den freien Menschen giebt es ein Centrum, das ihm gebietet und dem er gehorcht;

ja, er hat auch seine Helden, welche er darum nicht minder ehrt und verehrt, weil er sie nicht auf Befehl oder Hörensagen als Helden anerkennt*).

Zumal den Frauen wird es nie an Helden und Heldenverehrung fehlen; und die moderne Frauen-Emancipation braucht im Grunde Niemanden zu erschrecken als die der Frauenliebe unwürdigen Männer. Es ist dafür gesorgt, daß die Frauen nicht Männer werden. Selbst in der Heimath John Stuart Mills ist bekanntlich dies das Einzige, was das allmächtige Parlament nicht auszurichten vermag. Friedrich der Große hat sich, soviel man weiß, mit dem schwachen Geschlechte nicht viel beschäftigt; sonst hätte er gewußt, daß die Frau nur selbständig wird, um ihre Selbständigkeit zu den Füßen des Mannes, den sie liebt, niederzulegen. Und es ist am Ende kein Uebel, wenn die modernen Ehemänner wie die modernen Könige sich ein wenig mehr Mühe geben müssen, die Liebe ihrer Frauen und Völker zu erwerben und zu bewahren. Die Völker gehorchen gern und die Frauen lieben gern.

Nie wird die Person und also wird auch nie die Persönlichkeit des Weibes der des Mannes gleichen. Aber darum existirt diese Persönlichkeit doch, existirt auch in der Ehe als etwas Selbständiges, als etwas, worüber dem Manne die Verfügung nur insoweit zusteht, als die von seinem Werthe, seinem Rechte überzeugte Frau sie ihm aus Liebe zugesteht: Liebe ist ja nichts Anderes als das frei-

*) „Hero-worship never dies, nor can die. Loyalty and Sovereignty are everlasting in the world: — and there is this in them, that they are grounded not on garnitures and semblances, but on realities and sincerities. Not by shutting your eyes, your ‚private judgment'; no, but by opening them, and by having something to see." Carlyle.

willige Hingeben der Persönlichkeit. Und freiwillig sich hingeben kann nur der Freie. Die Gräfin Fink ist eine innerlich freie Frau und sie liebt ihren Gatten nicht. Wir finden es daher nur richtig, daß sie ihm selbständiger gegenüber tritt als eine liebende Gattin thut. Aber sie zeigt ein Uebermaß von Selbständigkeit, ein überspanntes Ehrgefühl, sie fordert nicht nur die Ehre, worauf sie als Frau Anspruch hat, sondern macht wie ein Mann, wie ein Ritter, den männlichen, den ritterlichen point d'honneur geltend. Dieser Uebertreibung stellt unsere Dichterin eine Uebertreibung des Königs gegenüber; der König leugnet, daß die Frauen überhaupt eine Ehre hätten; er behauptet, sie hätten Haus zu halten, ihr Haus zu halten, sonst nichts! Indem die Dichterin so nur Uebertreibung gegen Uebertreibung stellt, hat sie sich ihres poetischen Richteramtes begeben, hat sie der im Munde des Königs ganz passenden praktisch-moralischen Sentenz beigepflichtet, statt von der für den Dichter allein passenden poetischen Moral Zeugniß abzulegen.

Allein nachdem wir diesen Irrthum der Dichterin so nachdrücklich betont haben, fügen wir sogleich hinzu: es ist nur ein theoretischer Irrthum, welcher der concreten Wahrheit ihrer Schöpfung keinen Eintrag thut. Der in den Mund des großen Friedrich gelegte allgemeine Satz ist falsch, aber der ist nicht die Hauptsache. Und wenn gleich der richtige Satz vermißt wird, so thut doch auch nicht der schlechterdings Noth. Nicht auf die in einem dichterischen Werke ausgesprochenen oder nicht ausgesprochenen Doctrinen und Theoreme moralischer oder politischer oder sonsterlei Art kommt es an, sondern auf die Charaktere und die Vorgänge und darauf, daß die Schicksale den Thaten entsprechen. Nun wird aber in unserem

Stücke mit rechtem Maße gemessen, — was verschlägt es, daß der Maßstab uns nicht vorgewiesen wird! Die Charaktere und Vorgänge sind durch und durch wahr, die Handlung geht aus richtigen Voraussetzungen hervor und verläuft folgerichtig; die Personen reden und agiren wie echte Menschen, wie echte Menschen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie echte Menschen der vornehmen Welt und des gemeinen Bürger- und Bauernstandes jener Zeit, in welcher es, zum Unterschiede von heute, noch absolute Könige und grands seigneurs gab und roturiers, die, weil sie kein Schwert handhabten, nicht die Ehre besaßen, welche dazumal allein als Ehre galt.

Was liegt daran, ob in unserem Stücke der große Preußenkönig richtig oder unrichtig moralisirt, wenn er ein richtiger Friedrich der Große ist, wenn seine falsche Theorie von der weiblichen Ehre in nichts seinem Charakter widerspricht! Und zwar weder seinem historischen Charakter, noch der poetischen Figur, als die er hier auftritt. Denn wundervoll hat es unsere Dichterin verstanden, die historische und die dichterische Wahrheit in eins zu verschmelzen.

Und wie der König ein wahrer König ist, der wahre Friedrich II., so ist die Gräfin Fink eine wahre Frau, Edelfrau, Preußin. Wahr gerade wegen ihres falschen Anspruchs auf männliche, ritterliche, soldatische Ehre. So und nicht anders muß zur Zeit des siebenjährigen Krieges eine nach Sachsen verschlagene adlige Preußin, die Tochter eines ostpreußischen Junkergeschlechtes, gefühlt haben, so geglüht haben für ihr Heimathland, für ihren König, für Helden und Ritterthum; so brav muß sie gewesen sein, so tüchtig, so hohen Muthes, aber auch hinwiederum so starr, hart, unbillig und solcher Irrungen fähig.

Und ihr Gemahl, der Graf Fink — welch eine Perle

von einem glatten und glänzenden, hohlen und leichten Höfling und Sachsen, die Liebenswürdigkeit, aber auch die Charakterlosigkeit selbst! Und doch nicht ganz verächtlich, nicht ganz haltlos: auch er liebt seinen König und liebt seine Frau, und wenn er durchaus unfähig ist, den hohen Sinn der Gräfin zu begreifen, so gewinnt er gerade durch diese Art von Naivetät einen gewissen Anspruch auf unsere Sympathie, und wir sind keineswegs geneigt, der preußischen Derbheit und Rücksichtslosigkeit gegen das schwächere sächsische Wesen durchaus Recht zu geben. Eines nur hätten wir gewünscht, daß die Dichterin die Liebe des Grafen zu seiner Frau noch stärker betont, noch ausdrücklicher hervorgehoben hätte; wir würden dann williger darauf vertrauen, daß das im fünften Act angebahnte bessere Verhältniß des Paares, daß die aus Reue und Rührung erstandene Liebe der Gräfin zu ihrem Manne auch wirklich den fünften Act überdauern werde.

Eine wahre Prachtgestalt von einem strammen Preußen ist der Invalide Lehmann, der Kammerdiener der Gräfin. Die Just und Werner in „Minna von Barnhelm" sind keine authentischeren Soldaten des Friedericianischen Heeres; im Gegentheil, ihnen merkt man es an, daß sie die Geschöpfe eines Dichters sind, der dem realen Preußen- und Soldatenthum des siebenjährigen Krieges zwar zeitlich und räumlich näher, aber geistig ferner stand als unsere Dichterin. Luise von François empfindet für die Gräfin Fink wie man etwa für die eigne Großmutter oder Großtante empfindet; dasselbe Blut fließt in den Adern beider. Und der Invalide Lehmann scheint nicht nur in Ganditten auf dem Loßschen Edelhofe, sondern auch bei denen von François in Diensten gestanden zu haben. So eng war Lessing mit den Leuten, die ihm zu den Figuren seines

Lustspiels als Modell dienten, nicht verbunden, und er vermochte sie darum mit mehr Unbefangenheit, d. h. mit mehr Humor zu sehen. Ueber „Minna von Barnhelm" liegt ein weicherer Duft allgemeiner, idealer Menschlichkeit, und in dem mild abgetönten Gesammtcolorit haben die Localfarben der Just und Werner etwas von ihrer natürlichen Schärfe verloren. Aber wenn darum der Invalide Lehmann uns, die wir ihn nicht auf unserem väterlichen Gute gekannt haben, eine etwas geringere Sympathie einflößte, als der treue Just oder der schlaue Wachtmeister Werner, so haben doch auch wir die hellste Freude an dem kernigen Burschen, der, obwohl er nichts Höheres kennt als den preußischen Schießprügel, doch Kopf und Herz ganz auf dem richtigen Fleck hat, auf demselben Fleck, wo sich Kopf und Herz auch bei wackeren Leuten, die keine Preußen sind, zu befinden pflegen.

Es ist überhaupt ein wahrer Staat um das Preußenthum unserer Dichterin; es hat ihr offenbar nicht erst von einem allermodernsten Tendenzhistoriker oder officiösen Zeitungsschreiber als allein heilkräftiges Elixir eingeträufelt zu werden brauchen; es liegt ihr im Blute, sie hat es mit auf die Welt gebracht, und es ist daher seiner angebornen natürlichen Echtheit so sicher, daß es dieselbe nicht durch Anmaßung und Unduldsamkeit zu erhärten für nöthig findet. Was echt ist, nimmt nicht den Mund voll und läßt anderes Echte neben sich gelten. So läßt Luise von François' Preußenthum das Sachsenthum und Franzosenthum gelten. Gerade deßhalb wird aber dieses Preußenthum auch von nicht preußischen Herzen verstanden als etwas Großes, Edles — nicht blos Preußisches, sondern Menschliches. Wie am Cid nicht blos der Spanier, am Bayard nicht blos der Franzose seine Freude hat, so

braucht man kein Preuße zu sein, um den großen Friedrich unserer Dichterin zu bewundern; er ist ein König und Held auch außerhalb seines Staates und Volkes. Und wenn am Ende des Stückes der Sieg von Roßbach gefeiert wird:

Gräfin. Preußen, das heißt: hoch den Muth in Noth und Tod!
Itzenplitz. Das heißt: in Wehr auf Wacht mit seinem Heldenkönig!

so tönt, so schmettert das wie eine Krieges- und Siegesfanfare, deren begeisternder Schall allenthalben widerhallt; also spricht nicht engherziger nationaler Hochmuth, sondern jener hohe Muth, den alle Nationen ehren, weil alle Nationen ihn im Herzen tragen. Man könnte die Scene getrost auch vor einem Publikum von lauter Oesterreichern und Franzosen spielen; sie würden mitjubeln. Wie in „Minna von Barnhelm“ der sächsische Graf zu dem preußischen Major sagt: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stecken in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben,“ — so läßt unsere Dichterin als die liebenswürdigste Gestalt in ihrem preußischen, den Sieg von Roßbach feiernden Stücke den Franzosen Crillon erscheinen. Wiederum ein so wahrer französischer Edelmann des ancien régime als je einer ritterliche Tapferkeit mit unmilitärischer Unvorsicht, Kriegsdienst mit Frauendienst gesellte! Kein anderer Vorgang in unserem Stücke berührt uns sympathischer als die Hochherzigkeit, mit welcher der Marschall dem auf den feindlichen Feldherrn anlegenden Lieutenant Brunet das Gewehr aus der Hand reißt. Allerdings scheint es fraglich, ob sich diese Handlungsweise mit den heute giltigen Anschauungen vom Kriege vertrüge, mit der Pflicht des im Felde stehenden Soldaten und zumal eines Befehlhabers, den Feind mög-

lichst rasch und vollständig und dauernd widerstandsunfähig zu machen. Der Krieg ist im Laufe der letzten Jahrhunderte und zumal in unserer Zeit etwas viel Ernsthafteres geworden, als er vordem war; er ist sehr viel menschlicher geworden, aber doch auch zugleich unmenschlicher, weil unpersönlicher. Es werden weniger unnütze Grausamkeiten und zwecklose Zerstörungen verübt; aber die nützliche Schädigung des Gegners, die, welche ihn wehrlos macht, wird mit mehr Gewissenhaftigkeit und Wissenschaftlichkeit betrieben. Die heutigen Armeen sind minder roh als zu der Zeit, da die Soldaten geworbenes Volk aus aller Herren Länder waren; aber die heutigen Generale sind minder selbständig als zu der Zeit, da die Commandirenden, vornehmer Häuser Söhne, sich mehr als Mitglieder des europäischen Adels, denn als Bürger ihres Landes und Beamte ihres Staates fühlten und den Krieg für eine Art Duell ansahen, das die Beobachtung ritterlicher Sitten nicht ausschloß. Der Wunsch der Gräfin Fink, daß ihr Sohn ein Vaterland kennen und lieben möge, ist in Erfüllung gegangen: die heutigen Grafen Fink haben nicht nur einen König, sondern auch ein Vaterland. Aber ach! jeder Fortschritt bedeutet auf dieser Erde, die nun einmal eine Kugel ist, zugleich einen Rückschritt, und es giebt keinen Gewinn, der nichts kostete, der nicht mit einem Verlust bezahlt würde. Die vaterlandlosen Edelleute, welche mehr dem allgemeinen Ritterthum als ihrem eignen Volke angehörten, sind verschwunden; aber verschwunden sind auch ihre gentilen Anschauungen und generösen Wallungen. Der chevalereske Herzog Crillon dürfte einer der letzten Ritter gewesen und seiner bei Roßbach empfangenen Wunde erlegen sein; und wenn es noch Helden giebt wie den großen Friedrich, so haben doch auch sie Bürger ihres

Staates werden müssen. Neben der alten Macht der Könige ist die neue Freiheit der Unterthanen ersprossen und gewachsen, aber beide sind beschränkt durch eine dritte Gewalt, mächtiger, freier als sie beide, durch die unpersönliche Gewalt des Staates, des Gesetzes. So giebt es in unserem bürgerlichen Jahrhundert zugleich mehr und weniger Freiheit als ehemals, und selbst was einst das freieste aller Dinge war, der Krieg, ist gezügelt, gezüchtet worden. An die Stelle der Ritter und Mannen, der Obristen und ihrer Söldlinge sind die Nationen in Waffen getreten, die Bürger, welche dienen, ihrem Stande und seinem Gesetze dienen; an die Stelle einer spielenden adligen Galanterie, welche sich untersagte, selbst dem Feinde gegenüber jeden Vortheil wahrzunehmen, ist der schwere bürgerliche Ernst getreten, welcher verlangt, daß nichts unterbleibe, was zur völligeren Niederwerfung des Feindes, zur rascheren Wiederherstellung des Friedens führt. Ehedem war der Krieg nicht durch das Kriegsrecht geregelt, nicht durch die Kriegszucht gemäßigt; aber Zucht und Recht, indem sie die menschliche Wildheit an die Kette legen, schränken auch den edlen Trieben des Menschenherzens den Spielraum ein. Es dünkt uns wahrscheinlich, daß, wenn im Kriege von 1870 ein französischer General einen seiner Officiere verhindert hätte, den deutschen Feldherrn niederzuschießen, er dafür vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre.

Wie, wenn darum der Zweifel erhoben würde, ob sich die That des Marschalls Crillon wirklich auch dazu eignete, in den Mittelpunkt unseres Stückes gerückt zu werden? Falls sie nur aus der Empfindungsweise einer abgethanen Vergangenheit hervorging, was soll sie uns? Was haben wir Heutigen zu schaffen mit Rittern und

Ritterlichkeit? Kann man von einem heutigen Publikum erwarten, daß es den zuchtlosen, auf subjectiver Willkür beruhenden Edelmuth eines Cavaliers des vorigen Jahrhunderts verstehen, geschweige denn mitfühlen und gutheißen werde? Ist es nicht wahrscheinlich, daß Angesichts dieses nach heutigen Begriffen so incorrecten Vorganges die Zuschauer, statt über die Großherzigkeit des Edelmannes in Bewunderung, vielmehr über die Pflichtwidrigkeit des Soldaten in Verwunderung gerathen werden? Und ein Theaterstück ist verfehlt, sobald die Zuschauer sich über die Handlung verwundern. — Indessen daraufhin, so bedünkt uns, könnten es die Theaterdirectoren immerhin wagen. Die That Crillons wird keines Commentars bedürfen. Sie gehört nicht nur der Empfindungweise des Ritterthums an. Die Pflicht des heutigen Soldaten, alles zu thun, nichts zu unterlassen, was zur schnelleren Besiegung des Feindes dient, diese Pflicht beruht nur auf dem äußeren Gesetz, auf der Zucht und Ordnung des gegenwärtigen Staates; sie entspringt nur verständiger Berechnung, dient nur vorübergehender, beschränkter Nützlichkeit, gehört ganz und gar dem engen Bereich der praktischen Zeitmoral an. Aber eine That wie die Crillons, welche im Herzen wurzelt, aus der selbstlosen Regung, dem freien Entschluß eines edlen Menschen hervorgeht, solch eine That wird gemessen mit dem Maßstab der poetischen, der ewigen Moral, jener Moral, welche zu allen Zeiten zu allen Herzen spricht. Und darum meinen wir, daß, wenn auf der Bühne der französische Marschall dem Preußenkönig das Leben rettet, sich die Gemüther der Zuschauer von dem Zwange lösen werden, unter welchem das nicht aus dem Innern entsprossene, sondern von außen auferlegte, auswendig gelernte Denk- und Dienstreglement sie hält:

die immer vorhandene, wenn auch noch so correct zusammengepreßte Sprungfeder des großmüthigen Empfindens, des freien Wollens wird freudig in die Höhe schnellen.

Aber werden es die Theaterdirectoren mit unserem Stücke wagen? Wird „der Posten der Frau“ über die deutschen Bühnen gehen? Ach! wer wüßte nicht, wieviel schlechte Gründe sich für die Ablehnung auch des aufführungswürdigsten Stückes geltend machen lassen. Und leider fehlt es in diesem Falle nicht an immerhin halb guten Gründen.

Dieses Werk, an welchem wir so Vieles, für die Geduld des Lesers wohl zuviel zu bemerken und so sehr viel zu loben haben, dieses Lustspiel, als dichterische Schöpfung so hervorragend, leidet, sobald man es unter der Kategorie des praktischen Theaterstückes betrachtet, an erheblichen Mängeln. An erheblichen Mängeln, nicht an wesentlichen. Seinem inneren Gefüge und Gehalte nach strotzt es von Gesundheit, Kraft und echter, wenn auch rauher Schönheit. Aber so wohlgeboren es ist als Schöpfung eines echten Genius, so unvollkommen ist die „Mache.“ Es würde zu weit führen und wäre auch zwecklos, die Fehler hier im Einzelnen hervorzuheben. Die meisten derselben würde der ordinärste Stückeschreiber vermieden haben. Sofort beim ersten Lesen drängen sie sich auf. Ja, gerade weil sie auf den ersten Blick stören, wird vielleicht so mancher das Büchlein ungeduldig weglegen. Selten wie schwarze Schwäne sind ja heutzutage die Leser, welche sich verpflichtet fühlen, ein ernsthaftes Dichterwerk zweimal zu lesen, bevor sie darüber absprechen. Wer den „Posten der Frau“ zweimal liest, wird an dem, was ihm zuerst das Verständniß und den Genuß erschwerte, sich kaum noch stoßen. Und ist es ein kundiger Mann, etwa ein eifriger Director oder kunstliebender Intendant oder

gewandter Regisseur, nun, so wird er alsbald gewahr werden, daß dem Stück nur die äußere Uebersichtlichkeit, nicht die innere Klarheit fehlt, — so wird er in Gedanken weglassen, was, zum Fortgang der Handlung unnöthig, sie aufhält, — so wird er zumal die größte Ungeschicklichkeit der Dichterin corrigiren, die, daß sie Dinge, die zur Exposition gehörten, in Monologe verlegt hat, welche sich durch das ganze Stück hinziehen. Er wird — — Wer wird? Wo steht geschrieben, daß Jemand werde? Die Commission, welche alle drei Jahre den sogenannten Schillerpreis entweder austheilt oder nicht austheilt, die wird möglicher Weise das nächste Mal den „Posten der Frau“ krönen; aber wo steht geschrieben, daß, weil ein Stück den Schillerpreis bekommen, unsere kunstliebenden Intendanten und eifrigen Directoren und gewandten Regisseure es zur Aufführung bringen.

Was ist nicht alles seit Jahren geredet und geschrieben worden über die Nothwendigkeit, das deutsche Theater zu heben, zu läutern, es sittlich und patriotisch und ich weiß nicht was zu machen! Dickleibige Abhandlungen, officiöse Zeitungsartikel, Parlamentsreden! Auch Gesetzentwürfe sind den Abgeordneten vorgelegt und mit so und so viel Stimmen Mehrheit, ich weiß nicht ob angenommen oder verworfen worden. Selbstverständlich hat es auch nicht an bitter ernsthaft gemeinten Vorschlägen behufs Errichtung eines Reichs-Theater-Amtes gefehlt, und wer zu diesem Ernste lachte, der wurde für frivol erklärt! — Und während all dieser Spectakel das Reich durchtobt, sitzt in einem thüringischen Landstädtchen eine einsame alte Frau und dichtet ein Drama, das sittlich ist und patriotisch ist und obendrein dichterisch wahr und wahrhaft dichterisch ist. Ihrem Werk fehlt freilich zur künstlerischen Vollkommenheit

wie zur praktischen Darstellbarkeit so manches. Aber du lieber Gott! Wie manches ihrem Werke oder ihr selbst auch fehlt, das Beste, das Eigentliche hat sie doch, hat sie mit auf die Welt gebracht: ihre große dichterische Begabung, — und das Uebrige ist im Grunde nichts weiter als ein bischen Kunst, ein bischen Geschmack, ein bischen Anstelligkeit, ein bischen Praxis. Und dieses bischen, das allerdings sehr viel ist, hätte sie lernen können, könnte sie lernen, wenn — — ja wenn! Das Reichs-Theater-Amt wird es ihr freilich nicht beibringen.

So wie der „Posten der Frau" vorliegt, ein bedeutendes aber nicht ganz bühnenmäßiges Werk, wird er an seinen Posten, auf die Bühne, nur gelangen und dort seine Wirkung thun, wenn ein praktischer Theatermann sich mit Verstand und Liebe seiner annimmt. Andernfalls wäre zu befürchten, daß ihm kein anderer Erfolg bevorstünde, als daß die Literaturgeschichtschreiber der Zukunft davon reden. In die Literaturhistorie zu kommen, mag für einen todten Dichter sehr schmeichelhaft sein; der lebende hat verwünscht wenig davon. Ein Drama, welches in kein Verhältniß tritt zu den Zeitgenossen, ist wie ein Mensch, der während seiner Jugend die Stube hüten mußte; mag er später noch so viel werth sein, der beste Theil des Lebens ist ihm unwiederbringlich verloren gegangen. Zwar das Echte bleibt der Nachwelt unverloren, allein auch die unsterblichste Dichtung ist jung doch nur zu ihrer Zeit; sie mag vielleicht von den Späteren allgemach besser begriffen werden; innig ergreifen kann sie nur die Mitwelt, volles, warmes Leben pulsirt in ihr nur, wenn sie von Lebenden zu Lebenden spricht.

Zu Lebenden! Das ist's! — und Leben läßt sich nicht in einer Phiole „gemächlich componiren". Was

unserer Bühne Noth thut, das kann nicht durch Schillerpreise und nicht durch kluges Reden und gebildetes Schreiben und vollends nicht durch die große Maschinerie des modernen Gesetzes-, Beamten- und Abstimmungsstaates künstlich gemacht werden.

So lange nicht den Dichter und sein Volk ein Band verknüpft, vergleichbar dem, welches Mutter und Kind verbindet, — eine Ader, durch welche ein voller Strom warmen, lebendigen Blutes kreist, und Nerven, die von Herz zu Herz gehen, so lange bleibt der Dichter nur ein Einsiedler, und mag er ein noch so bedeutendes dramatisches Talent sein, er hält nur Monologe, die nicht gehört werden und die sich eben darum auch keine Mühe geben, hell und rein und wohllautend hinauszuklingen. Und schließlich macht die Taubheit der Hörer den Dichter stumm.

Deutschland ist an dichterischen Talenten wahrlich nicht zu kurz gekommen. Und auch nicht an dramatischen! Aber — so spricht der Knabe Lenker zur Menge:

Die größten Gaben meiner Hand
Seht! hab' ich rings umher gesandt!
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angesprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An diesem hält sich's, dem entschlüpft's,
Gar selten aber flammt's empor
Und leuchtet rasch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh man's noch erkannt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.

(Nord und Süd. 1882.)

Karl Hillebrand.

Geboren zu Gießen den 17. September 1829,
gestorben zu Florenz den 18. Oktober 1884.

Von dem Werthe des Schriftstellers zeugen seine Bücher; was für ein herrlicher Mensch er gewesen, das wissen die, welchen sein Auge geglänzt, sein Mund gelächelt hat. Darum wird sich der Freund gestatten dürfen, ihn so zu schildern, wie er ihm aus den Erinnerungen vieler gemeinsam verlebter Stunden vor der Seele steht.

Es sind beinahe zwanzig Jahre, daß ich Karl Hillebrand kennen lernte: 1865, in Florenz, bei der großen Dantefeier. Auf der Piazza di Santo Spirito ordnete sich der Festzug, in welchem er, der Professor der modernen Literaturen an der Fakultät von Douai, als einer der officiellen Vertreter der Université de France zu erscheinen hatte. Ich vertrat nichts als mich selber, aber als ich ihm vorgestellt wurde, begrüßte „der Franzose“ den deutschen und hessendarmstädtischen Landsmann mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er stand damals in der Blüthe des ersten Mannesalters: eine hohe schlanke Gestalt, bestimmt im Auftreten, geschmeidig in der Bewegung, ein länglicher, leise nach vorn geneigter Kopf mit aschblondem Haar und Vollbart, edlem Profil, hellen graublauen Augen, aus denen Güte strahlte und ein Schalk winkte, — im Spiel

der Mienen, im Lächeln, in der fließenden Rede heiter und maßvoll, bequem und sich beobachtend, in der Kleidung von der unaufdringlichen Eleganz, die Polonius dem nach Paris ziehenden Sohne empfiehlt, die ganze Erscheinung wohlgefällig und auffällig als seltene Vereinigung germanischer Männerschönheit und jener aus Haltung und Gehenlassen gemischten „tournure“, welche Goethe den Deutschen abspricht.

Wir sahen uns in den folgenden Jahren wieder. In jedem Spätsommer brachte er seine Ferien in Florenz zu, ohne die toskanische Septemberhitze zu scheuen. Diesen Liebhaber der Renaissance und des achtzehnten Jahrhunderts ruhten nicht der Ozean und die Alpen, sondern der cypressengekrönte Hügel von Monte Oliveto und die Villengelände der Medizäer aus. Sein erstes Buch, eine Monographie über „Dino Compagni“, und die in den sechziger Jahren entstandenen „Études historiques et littéraires“, Essays über Dante, Machiavelli, die Komödie des Cinquecento, waren florentinische Studien. Und bald sollte Florenz, die Stadt, in deren Vergangenheit und Gegenwart er so gut zu Hause war, sein letzter und liebster Wohnort werden.

Er hatte zwanzig Jahre in Frankreich gelebt. Der aus den Kasematten von Rastatt entflohene studiosus juris war Professor der Literatur, das Gießener Kind ein französischer Kritiker geworden, der neben Cousin, Renan, Taine für die „Revue des deux mondes“ und das „Journal des Débats“ schrieb. Um dahin zu gelangen, hatte er einen mühevollen Weg zurückgelegt, hatte er noch einmal die Gymnasialfächer nach französischer Methode durchnehmen, das französische Abiturientenexamen bestehen müssen, hatte er das politische Bürgerrecht Frankreichs,

hatte er dessen sehr viel unzugänglicheres sprachliches Bürgerrecht erworben. Alles, was er bis 1870 veröffentlichte, war französisch geschrieben*). In was für einem Französisch, das wird durch die Thatsache bezeugt, daß gleich eine seiner ersten Schriften, eine um einen Preis der Akademie von Bordeaux werbende Abhandlung über das Lustspiel als Kunstwerk, zumal auch um der Reinheit und Anmuth des Stils willen gekrönt worden war. Ueber einen Gegenstand der exakten Wissenschaft in einer fremden Sprache zu schreiben, ist nicht gar schwer; mit Geduld und einem Wörterbuch macht man sich dafür die erforderlichen Ausdrücke zu eigen. Die tausend Töne und Halbtöne der literarischen Sprache zu beherrschen, dazu gehört ein unendliches Studium, mehr als das, ein Stück Leben. Hillebrand hatte es daran gesetzt und mit einem Erfolg wie vielleicht nur ein Deutscher vor ihm, wie Grimm, der literarische Correspondent der Kaiserin Katharina. Und doch alles dies, alle die in Frankreich erworbenen Rechte, nur in Frankreich zu verwerthenden Besitzthümer, den Lehrstuhl in Douai und das reiche Leben in Paris — wo er wohnte, indessen er nach Douai nur allwöchentlich zum Halten seiner Vorlesungen hinüberfuhr — diese

---

*) Außer dem „Dino Compagni“ (1862) und den „Études“ (1868) sind noch zu nennen: die mit einer selbständigen, sehr umfangreichen Einleitung versehene Uebersetzung von Otfried Müllers griechischer Literaturgeschichte (1865), die zuerst im Journal des Débats erschienenen, dann als Buch unter dem Titel: „La Prusse contemporaine“ gesammelten Aufsätze (1867), die Schrift „De la Réforme de l'Enseignement supérieur“ (1868), welche die Frucht eines in amtlichem Auftrag unternommenen Besuches Deutschlands und seiner wissenschaftlichen Anstalten war, endlich die im Jahre 1870 in der Revue des deux mondes begonnene, durch den Krieg abgebrochene Veröffentlichung einer Reihe von Essays „La Société de Berlin de 1789—1815.“

ganze französische Existenz, die Errungenschaft zweier arbeitsvoller Jahrzehnte, die Anwartschaft auf die Vortheile und Ehren, welche an der Seine das literarische Verdienst belohnen, alles das gab er auf, als der Krieg von 1870 ausbrach. Es ist nicht wahr, was auch nach seinem Tode wieder in einigen Zeitungen behauptet worden, daß die Wuth des nationalen Hasses ihn in jenen Tagen über die Grenze getrieben; er suchte gleich damals diese Fabel durch eine öffentliche Erklärung aus der Welt zu schaffen*). Nicht als Verfolgter oder Verwiesener ging er aus dem Lande weg, wo er eine zweite Heimath, Stellung, Ansehen gefunden, wo er nahe Freunde sich allezeit bewahrte; er verließ Frankreich mit Wehmuth und Bedauern, aber freiwillig, aus eigenstem Entschluß, weil er Angesichts der großen Völkerentscheidung sich als Deutschen fühlte**).

Er ging nach Florenz, dessen Menschen, Bücher, Kunstwerke ihn als guten Bekannten empfingen. Zunächst freilich durfte er nicht an die ruhige Fortsetzung seiner Lieblingsstudien denken; er hatte vor allem sich einen neuen Erwerb zu schaffen. Italien bereitete sich gerade zu dem Diminutiv-Feldzug vor, der mit der Eroberung Roms endete. Die „Times“ forderten Hillebrand auf, als ihr „special correspondent“ das Heer des Generals Cadorna zu begleiten. Ich als Correspondent einer

---

*) Dieselbe mag dadurch veranlaßt worden sein, daß er, im Begriffe, Frankreich zu verlassen, in Lille von einem fanatisirten Haufen als „preußischer Spion“ angehalten und arg bedroht wurde.

**) Hinterher ist ihm dies allerdings von der würde- und verständnißlosen Rancüne einiger Franzosen als ein Unrecht verdacht worden, und jüngst noch hat dem kaum Verstorbenen Herr Rothan in seinem Buche „L'Allemagne et l'Italie 1870—1871“ Angriffe ins Grab nachgesendet, welche schwerlich entschuldbarer sind als jener wilde Ausbruch des Liller Pöbels.

deutschen Zeitung schloß mich ihm an, und da das Londoner Blatt ungefähr fünfzehnmal so gut zahlte als das deutsche, so war er im Stande, im eignen Gefährt dem italienischen Hauptquartier zu folgen und mich als Gast mitzunehmen. Sie ist mir unvergeßlich geblieben, die wundervolle Woche, die wir unter dem blausten Himmel in der kriegerisch belebten Einöde der Campagna verbrachten, den Tag über im Wagen sitzend, Berichte schreibend, an einer feld- und wüstenmäßigen Kost unsern Appetit stillend, indessen unsere Augen sich am Anblick des Soracte, der Aquäducte, der ruhig im Aether schwebenden Peterskuppel weideten, — dann Nachts in einem der nahen Gebirgsstädtchen, in Castelnuovo di Porto, Monterotondo oder Tivoli einen kurzen Schlaf genießend; denn an jedem Morgen eilten wir noch vor Sonnenaufgang wieder hinunter, um nur ja nicht die für jeden neuen Tag neu angesagte Beschießung der ewigen Stadt zu versäumen. Endlich am zwanzigsten September wurde vor unseren Augen die Bresche bei Porta Pia geschossen; mit den ersten italienischen Truppen zogen wir ein, nicht ohne uns zu gestehen, daß bei dieser großen historischen Tragödie der Zerstörung der weltlichen Papstherrschaft die Scenerie großartiger war als die Handlung.

Das Jahr 1871 verbrachte ich noch in Florenz, und wenn es mir auch nicht mehr so gut wurde, wie vor Rom ganze Tage vom Morgen bis zum Abend sein Gespräch zu genießen, so sah ich ihn doch viel, zumal im Hause der ausgezeichneten Frau, die später seine Gattin wurde. Aus unseren damaligen Unterhaltungen ist mir zumal erinnerlich, mit welcher Klarheit er erkannte, daß Deutschland nicht ungestraft unter seinen Lorbeeren wandeln werde, daß der Wellenschlag eines gewaltigen öffentlichen

Lebens die stillen Heiligthümer, in welchen keinem andern Gotte gedient worden als der Wahrheit, überfluthen, jedenfalls auf lange Zeit die gelassenen Stimmen ihrer Priester überbrausen müsse.

Das nun folgende Jahrzehnt, während dessen ich den Freund selten sah, war der Sommer seines Lebens. Ernte auf Ernte reifte. Zur politisch-journalistischen Schriftstellerei hatte er nur als zu einer Aushülfe gegriffen; auf die Dauer konnte sie ihm nicht genügen. Einige wenige Jahre war er der italienische Correspondent deutscher Blätter, namentlich der „Allgemeinen Zeitung." Eine von ihm selbst geschaffene periodische Veröffentlichung, die „Italia," welche in einem alljährlich erscheinenden Bande, theils von Deutschen, theils von Italienern geschrieben, die beiden Völker nicht nur politisch, sondern auch innerlich einander näher bringen sollte, brachte es auf vier Jahrgänge; das Unternehmen hatte zu weite Absichten und wendete sich an einen zu engen Kreis, als daß es mehr als einen Ehrenerfolg hätte haben können. In den ersten Jahren des florentinischen Aufenthalts würde Hillebrand eine von italienischen Freunden für ihn geplante Berufung an das dortige „Istituto di Studi superiori" gerne angenommen haben; allein die Verhandlungen zogen sich hin, und als sie schließlich gedeihen wollten, griff er nicht mehr zu. Es war ihm mittlerweile gelungen, als freier Schriftsteller den festen Grund zu gewinnen, den er brauchte. In kürzester Zeit hatte er sich eine große und anhängliche Leserschaft in Deutschland erobert, eine Leistung, die, wer die Widerstandskraft unseres Publikums kennt gegen Schriftsteller, welche weder lehrhaft noch sentimental sind, für gewaltiger erklären dürfte als jene Bresche in die lockere Mauer der päpstlichen Stadt.

Das Erste was Hillebrand deutsch für Deutsche schrieb, war eine Reihe von Artikeln, die zuerst in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen und in Buchform unter dem Titel „Frankreich und die Franzosen“ eine große Verbreitung fanden. Im Laufe der siebziger Jahre brachten dann die „Rundschau“ und andere Zeitschriften jene lange Reihe historischer, biographischer, kritischer, „praktischer“ Essays, welche ihm den Beifall und die Dankbarkeit unserer anregbarsten, geschmackvollsten Leser eintrugen. Viele, nicht alle diese Artikel, die bald eine wichtige oder merkwürdige Erscheinung der deutschen, französischen, englischen, italienischen Literatur und Sittengeschichte, bald eine bedeutende oder einflußreiche Persönlichkeit neuerer oder neuester Epoche zum Gegenstand oder Anlaß hatten, sind zu einem Sammelwerk vereinigt worden, das den Namen „Zeiten, Völker und Menschen“ trägt. Der Name ist insofern nicht glücklich gewählt, als er etwas allgemein klingt; aber es war richtig, diesen Studien über mannichfache Probleme der Literatur und des Lebens eine zusammenfassende Bezeichnung mitzugeben; denn die Mannichfaltigkeit ist nicht Buntheit, der Kreis der Stoffe ist ein begrenzter und ein und derselbe Geist, ein Gedanke durchdringt sie alle, der Gedanke, durch die Vergleichung der Epochen und Länder des Lesers Auge und Sinn zu öffnen für das allgemein Menschliche, an der Begrenztheit der Jahrhunderte, der Nationen, der Individuen die große Lehre der Duldung und Mäßigung zu erweisen. Wenn in einem der Bände die Frage erörtert wird, ob solche Artikel überhaupt des Sammelns und Wiederveröffentlichens werth seien, so mag mehr als ein Leser den Kopf geschüttelt und den Autor einer Bescheidenheitssünde geziehen haben. Es war indessen vermuthlich doch nicht bloß Hillebrands echte Be-

scheidenheit, welche ihn veranlaßte, in solcher Weise das Maß seiner Daseinsberechtigung vor allem Volk zu erörtern. Gerade weil er so lange im Ausland gelebt, kannte er seine Landsleute sehr gut; er wußte, daß sie, zum Unterschiede von den Franzosen, einen Schriftsteller mehr auf das Was als das Wie seiner Schriften ansehen und das Was vornehmlich in dem Gegenstande des Buches suchen, nicht jedoch oder kaum in der Persönlichkeit, welche sich darin offenbart. Als daher mitten in dieser reichen kritisch-essayistischen Produktion an Hillebrand der Antrag gelangte, die Geschichte des modernen Frankreich zu schreiben, da mag ihm die Aufforderung ein Bischen auch darum willkommen gewesen sein, weil sie ihm eine erwünschte Gelegenheit gab zu einem „größeren Werke.“

Leider dürfte der Zuwachs von Arbeit, den er sich so auferlegte, seiner bisher so ausgiebigen und nachhaltigen Kraft zuviel gewesen sein. Zu den eingehenden Vorarbeiten, auf denen seine Essays sich aufbauten — er selbst sagte mir, daß für manchen dieser kaum bogenlangen Artikel bloß das Sammeln des Materials zwei, ja drei Monate gekostet — zu diesem umfassenden Lesen und Wiederlesen alter, neuer, neuester Schriften aus einem halben Dutzend Literaturen kamen nun zeitraubende archivalische Forschungen, welche ihn während mehrerer Sommer zu längeren Aufenthalten in den verschiedenen Hauptstädten Europas veranlaßten. Dabei hatte er nichts von den engen Gewohnheiten der Büchermenschen, bewahrte sich vielmehr jederzeit mit den vielseitigen Interessen auch die weite und bequeme Art des Weltmannes, hatte Zeit für Alle und Alles, im Hause und außerm Hause, für Freunde und Fremde, für Geselligkeit und Kunst, für polyglottes Gespräch und eine ebenso polyglotte Correspondenz, welche er mit zahllosen

Bekannten in aller Herren Ländern unterhielt, auch mit einigen dieser Herren selbst. Florenz ist keine große Stadt, aber es ist die großstädtischste aller kleinen Städte: auf sehr beschränktem Boden ein unvergleichlich reicher Nachlaß der reichsten Vergangenheit und in den engen Gassen ein ewiges Gewühl aller möglichen Besucher, gelehrter Kenner, genießender Liebhaber, neugieriger Gaffer. Da ist selbst eine einsame Natur nicht leicht allein. Und nun gar Karl Hillebrand, dessen Studium und Freude der Mensch war, nicht ein abstraktes Menschenthum, sondern die Menschlichkeit in jeder ihrer Erscheinungen. Natürlich verkehrte er mit allem, was in Florenz von ausgezeichneten Italienern und ansässigen Ausländern wohnt. Dazu kam noch der täglich sich erneuernde Schwarm der Fremden, die, empfohlen und unempfohlen, anziehend oder gleichgültig, an seine Thür klopften: die deutschen Landsleute, die Franzosen, denen er von früher her eine Art Landsmann war, die Engländer, welchen er durch seine Gattin nahe stand, — Gelehrte und Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler, zumal auch Musiker; denn obwohl er von Musik nichts zu verstehen behauptete, so hatte er auch in der Musik, wieder durch seine Frau, zwar kein eigentliches Heimathsrecht, aber doch so etwas wie eine Ehrenbürgerschaft. Nicht alle kamen erwünscht, aber keinem versagte seine stets bereite Gefälligkeit, und wenn es eine Last war, der bloßen Neugier die Fresken in Santa Maria Novella oder die Medizäergräber zu zeigen, so war es eine Freude, einem jungen Historiker in der Magliabechiana behülflich zu sein oder einer strebsamen deutschen Dame Winke zu geben für eine Uebersetzung der Carduccischen Gedichte. Weil er sich so keinem Anspruch entzog und allen seinen eigenen vielseitigen Bedürfnissen gerecht zu werden wußte,

nannte er sich wohl einmal mit jener liebenswürdigen Selbstverkleinerung, welche echte Tüchtigkeit so hübsch kleidet, einen Nichtsthuer! Andere Male freilich gestand er zu: qu'il **avait brûlé la chandelle par les deux bouts!**

In der That, er hatte sich zu viel zugemuthet. Sein, so schien es, durchaus kräftiger, noch im fünfzigsten Jahre jugendschöner Körper trug von der frühverstorbenen Mutter her einen verhängnißvollen Keim in sich. Im Frühling 1881 brach der noch nicht Zweiundfünfzigjährige plötzlich zusammen. Wohl nahm das Uebel nach dem ersten wilden Ungestüm den milderen Charakter einer langsamen Zehrung an; aber obwohl er selbst, die Freunde, sogar die Aerzte immer wieder hofften, das Urtheil war gesprochen. Die vielgewandte Feder mußte einhalten, das große Geschichtswerk blieb ein Fragment. Hin und wieder regte sich noch einmal die unüberwindliche Schaffenslust, zumal noch im jüngsten Winter, wo er einem verehrten und geliebten deutsch-florentinischen Landsmann, dem alten Catull-Uebersetzer und Aeschylus-Wiederhersteller Theodor Heyse, einen herzlichen Nachruf und für die „Rundschau“ einen letzten Essay (über oder vielmehr wider den zeitgenössischen Roman) schrieb; — es war das Aufflammen der verlöschenden Leuchte. In den vorhergegangenen Jahren hatte der Sommer stets ein bischen Kräftigung gespendet! dieser letzte, in Baden nnd Schlangenbad verbracht, verweigerte diese Gunst. Mit Noth und Mühe wurde die Rückkehr nach Florenz bewerkstelligt. Wenige Tage nach der Ankunft, in den alten trauten Räumen am Arno, gegenüber seinem Monte Oliveto, entschlief er still, ohne Todeskampf, einen Monat nach vollendetem fünfundfünfzigstem Jahre.

Ich rechne es mir nun zu doppeltem Glücke an, daß ich noch einmal im Winter 1882 und 83 einige Monate

in seiner Nähe verlebt habe, Um ihn täglich sehen zu können, wohnte ich in demselben Hause. Die Krankheit hatte ihm völlig den Ton der Stimme und viel von der Stattlichkeit der Figur geraubt, aber nichts von der Frische des Geistes, der Lebendigkeit des Temperamentes, von der Anmuth der Bewegungen, von dem ganzen großen Zauber seiner Persönlichkeit. Er war zugleich älter geworden als seine Jahre und doch jünger geblieben; sein Auge glänzte noch, er lächelte, ja er lachte noch wie ehedem und von seinen Lippen strömte die nur gehauchte, aber vom Athem der Seele erfüllte Rede. Er liebte noch die guten Witze und die guten schlechten; er erzählte und hörte überaus gern Anekdoten, sprach über Menschen und Bücher, Kunst und Politik mit der alten Lebhaftigkeit und Fülle der Sympathie. Es gab nichts, woran er nicht Theil nahm wie ein Gesunder, mit mehr Heiterkeit und Gerechtigkeit als die Gesunden. Das Siechthum hatte seinem Wesen nur einen Reiz mehr verliehen, im geistigen Sinne jene „morbidezza“, welche die Maler den Portraits sehr verfeinerter Geschöpfe zu geben suchen. Er war vielleicht im Grunde nicht erregbarer als er es immer gewesen, aber er suchte weniger Herr seiner Erregungen zu bleiben. Mit Thränen in den Augen las er mir Verse aus dem „Romanzero“ vor, welche er einst unter dem Diktate Heines niedergeschrieben. Wohlgemerkt, es war nicht die Melancholie der Erinnerung, sondern die Schönheit des Gedichtes, welche ihn übermannte. Oder die begeisterte Zuneigung, die ihm einige seiner Freunde, namentlich einige jüngere, von ihm ermunterte und berathene Männer einflößten, suchte und fand fast schwärmerischen Ausdruck. Dem einen hätte er am liebsten die Ministerpräsidentschaft seines Landes vorausgesagt; von dem andern wußte er mit noch viel

größerer Sicherheit, daß er einst als der kraftvollste und edelste Künstler dieser Zeit werde erkannt werden. Von sich selbst, von dem, was er gethan, gelitten, geleistet, hatte er niemals gern gesprochen, er that es auch jetzt nicht. Doch verriethen einige Aeußerungen den Schmerz, daß die Krankheit ihm die Vollendung seines Geschichtswerks verwehre. „Wenn ich wenigstens noch den dritten Band schreiben könnte, noch den Staatsstreich! Da sehen Sie" — und er wies auf die Papiere in einer Schublade — „das ist das Material, jahrelang gesammelt. Nur ein paar Monate und der Band wäre geschrieben."

Gewiß, es ist traurig, daß Hillebrand die Hauptarbeit seines Lebens, die, welche er dafür hielt, nicht hat zu Ende führen können. Wie jeder wahrhaft Strebende hatte er sich in allen seinen bisherigen Leistungen noch nicht genug gethan; mit jedem Jahre fühlte er sich reifer. Und nun sollte die letzte Frucht nur halb geherbstet werden — longique perit labor irritus anni. Aber wenn nicht er selbst, die Andern werden von ihm sagen, daß das Geschick ihm die größte Gunst, welche es erzeigen kann, die, daß es einem Mann verstattet, durch seine Werke Zeugniß abzulegen von seinem Werthe, keineswegs verweigert hat. Wenn Karl Hillebrand die Aufgabe, die er sich als Geschichtschreiber stellte, nur unvollständig hat lösen dürfen, als historisch-ästhetischer Kritiker und vollends als völkervergleichender Psychologe hat er eine schriftstellerische Laufbahn zurückgelegt, die zu dauernden Leistungen gelangt ist und der die dauernden Ehren nicht fehlen werden, — auch bei uns zu Lande nicht, obschon wir uns vielleicht gerade gegen die Vorzüge, welche Hillebrands schönstes Verdienst ausmachen, gern ein wenig spröde verhalten.

Der mit dem schärfsten Auge und der schärfsten Zunge

bewaffnete Mann des heutigen Italien, Ruggiero Bonghi, erklärte einmal für die bemerkenswertheste Eigenschaft der Deutschen ihre curiosità sterminata — ihre grenzenlose Wißbegier. Die Wißbegier ist in manchem Betracht etwas Edleres als die unbegrenzte Genußbegier der Romanen oder die auf Nutzen und Nützlichkeit gerichtete Leidenschaft der Angelsachsen. Aber sie ist immer doch etwas Einseitiges; sie legt einen zu großen Werth auf das Lernen, auf die Dinge, die gelernt werden können. Wir sind nun einmal die Nation der allgemeinen Schulpflicht, und legen gar zu gern an ein Buch den Maßstab des Lehrbuchs, an einen Schriftsteller den des Lehrers oder Gelehrten. Daher kommt es, daß in Deutschland ein Autor, welchem nicht von vornherein ein auf den ersten Blick erkennbarer Stempel wahrer oder scheinbarer Gelehrsamkeit aufgedrückt ist, leicht Gefahr läuft, daß er als bloßer Tagesschriftsteller, seine Schriften als leichte Waare, als Blätter im Winde, als Feuilletons betrachtet werden. Hat man doch Monographien geschrieben, schreibt sie noch, um zu beweisen, daß ein Schiller oder Goethe das Griechische verstanden oder nicht verstanden habe. So sehr neigen wir dazu, bloßer Kenntniß und Fertigkeit, die doch bei einem großen Geiste nur ein Schmuck und Vermögen mehr ist, einen bestimmenden Werth zuzumessen. In Wahrheit ist sogar die echte Wissenschaftlichkeit, geschweige die falsche, denkbar ohne Originalität, ohne Urtheil, ohne Geschmack, während andererseits das literarische Schaffen im eigentlichen Sinne seinem inneren Wesen nach gerade die wissenschaftliche Behandlungsweise ausschließt. Unser Sprachgebrauch weiß von gelehrter Literatur und glücklicher Weise auch von poetischer Literatur; aber es giebt eine Literatur, die in keine dieser beiden Kategorien paßt, und die hat keine rechte Stellung,

keinen anerkannten Platz bei uns, denn als ein Volk der Schule sind wir auch ein Volk der Kategorien. Dem Dichter giebt alle Welt zu, daß ein Gedicht, ein Trauerspiel nicht ein Werk der wissenschaftlichen Forschung und Darstellung sein kann. Aber zwischen dem völlig freien poetischen Schaffen, wobei die Persönlichkeit des Autors nahezu Alles ist, und der durch Materie und Methode gebundenen wissenschaftlichen Arbeit, welche eigentlich keine Einmischung des subjektiven Ermessens verträgt, giebt es literarische Schöpfungen, welche gerade aus der Vereinigung dieser zwei Elemente, der strengen Sachlichkeit und der freien Persönlichkeit, zu Stande kommen. Zur Kritik beispielsweise gehört die genaue Kenntniß des Stoffes, aber es gehört dazu auch Empfindung, Phantasie, Takt, Weltkenntniß, Herzensbildung und andere Siebensachen, welche nicht vom Katheder herab gelehrt, nicht auf der Schulbank gelernt werden können. Solche Schriftsteller nun, welche zugleich den Büchern und dem Leben angehören, zwischen Wissenschaft und Kunst inmitten stehen, haben in Deutschland eine etwas schwierige Stellung, es sei denn, daß sie durch ein öffentliches Amt oder einen Titel eine authentische Beglaubigung wirklicher Tüchtigkeit mitbringen. Dem in keinem Zusammenhang mit Staat und Universität stehenden Autor wird ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht; man sähe ihn am liebsten nicht für voll an. Es ist bezeichnend, daß der für den unabhängigen Schriftsteller gebräuchliche Ausdruck „Literat“ einen so mißlichen Klang hat, während der englische man of letters, der französische homme de lettres einen festen und ehrenvollen Rang in der „république des lettres“ einnimmt. Solche geringschätzende Präsumtionen rächen sich aber allezeit. In einem Lande, wo der freie Schriftsteller, statt von der Sympathie

des Publikums getragen zu werden, zunächst dessen Ungunst überwinden, dessen Mißtrauen widerlegen muß, wird diejenige Literatur, welche nur in völlig freier Luft gedeiht, zu keiner reichen Entwicklung gelangen. Die Mehrzahl der Talente wird lieber die von der Sonne der Regierungs- und Volksgunst beschienene Laufbahn der Aemter einschlagen, als sich abseits durch Dornen und Dickicht einen nicht nur schwierigeren, sondern auch undankbareren Weg bahnen. Aber auch der selbständigste Mann, sobald er innerhalb einer anerkannten Körperschaft bestimmten Berufspflichten obliegt, wird die dadurch gewonnene Sicherheit und Ehre irgendwie bezahlen müssen, wird seine Persönlichkeit nicht ebenso frei und voll zu entfalten vermögen wie Solche, die außerhalb der Schranken stehen. Es soll hierbei gar nicht einmal an die Rücksichten gedacht werden, die der College dem Collegium, der Beamte dem Staate gegenüber zu nehmen hat, obwohl heutzutage vermuthlich der Satz, daß man in jeder Compagnie schultern muß, noch viel wahrer ist als zu Goethes Zeit. Es müssen noch ganz andere Opfer gebracht werden, Opfer an Originalität, Unbefangenheit, Aufrichtigkeit, Frische, wenn man vor Allem Lehrer und Beamter und erst nachher Schriftsteller ist. Daran liegt es ohne Zweifel zum guten Theile, daß wir in Deutschland so viel reicher an bedeutenden Gelehrten als an bedeutenden Schriftstellern sind und daß zu der Fülle und Gediegenheit der Fachliteratur der Werth und die Ausdehnung des freien literarischen Schaffens in keinem Verhältniß steht.

Eine literarische Gattung nun, welche einen Spielraum verlangt, wie ihn die strenge Wissenschaft nicht gewährt, ist der Essay. Schon der Name besagt, daß der „Versuch" sich ein unbestimmteres Ziel steckt und es mit willkürlicheren

Mitteln zu erreichen sucht als eine gelehrte Untersuchung. Diese ergründet einen Gegenstand, um zu einem Schlusse zu gelangen. Der Essay will keine Frage zum Abschluß bringen, er will die Geister aufschließen; er will den schweren Wissensstoff in flüssiges Leben verwandeln; er will nicht sowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebnisse überliefern, sondern zum Nachdenken anregen. Der Essay wendet sich nicht an Fachgenossen und Schüler, sondern an Laien, an die universelle Kirche der vom Geist Ergriffenen. Seine Methode ist nicht streng, sondern spielend, seine Form nicht lehrhaft, sondern künstlerisch. Zu aller Kunst aber braucht es einen Künstler, eine individuelle Persönlichkeit, jenes unsagbare Etwas, welches in einem einzigen Menschen zur Erscheinung kommt und mit ihm verschwindet, ob man es nun Genius, Originalität, Spontaneität nenne. Auch von den wundervollsten wissenschaftlichen Entdeckungen darf man, muß man glauben, daß, hätte nicht Kepler oder Newton sie gemacht, ein Anderer sie gemacht haben würde. Wesen und Werth der Wissenschaft besteht in ihrer objectiven, von der Person der einzelnen Forscher ablösbaren Wahrheit. Aber die Essays eines Montaigne, eines Bacon wären ohne den einen Montaigne, den einen Bacon nimmermehr geschrieben worden.

In England, in Frankreich, wo Leben und Literatur seit Jahrhunderten sich gegenseitig erregen und bewegen, blüht seit Jahrhunderten der Essay; viele ihrer ausgezeichnetsten Schriftsteller haben ihn angebaut, haben durch ihn auf ihre Nation gewirkt. Bei uns sind auch heute noch das Leben und die Literatur zwei Provinzen, die sich berühren, nicht zwei Sphären, die sich durchdringen. Unsere Geistesarbeit ist mehr auf Erkenntniß gerichtet als auf Produktion, unsere Literatur ist mehr gelehrt als literarisch.

In Deutschland blüht der Essay nur ausnahmsweise; er ist eigentlich ein fremdländisches Gewächs, das nur in einzelnen Exemplaren zur vollen Höhe und Schönheit gelangt.

Man verzeihe die Abschweifung; ich mußte sie mir gestatten, wenn ich erklären wollte, worin die eigentliche Bedeutung Karl Hillebrands, des Essayisten, zu bestehen scheint. Es ist nicht schwer zu bemerken, daß seine Schriften einen stark subjektiven Charakter tragen. Wer Belehrung sucht, wer über den Gegenstand unterrichtet sein will, der muß erst bei einem Andern in die Schule gehen. Hillebrand hält keine Schule. Er setzt die Kenntniß des Stoffes voraus, er will uns seine Ansicht darüber sagen. Seine Art sie zu sagen, ist nicht die einer Abhandlung, welche zum Voraus jeden Einwand beseitigt; es ist eher die der Conversation, in der man viel wagen darf, weil die Andern es sich ja nicht gefallen zu lassen brauchen. Hillebrand scheut die Paradoxen nicht, ganz gewiß! Allein reden denn die Schriftsteller ex cathedra wie Papst und Professoren? sind sie wie die Lehrer dazu da, Recht zu haben? Oder ist es nicht ihr Beruf, die Leser anzuregen und zu stacheln, daß sie sich aufmachen und selbst das Rechte suchen? Die Schulmeister haben es mit Schülern, mit Unselbständigen zu thun. Der Schriftsteller setzt bei dem Leser eigenes Schauen und Denken voraus und stößt lieber auf Widerstand als auf stumpfes Nachschwören. Wenigstens vermuthe ich, daß Hillebrand sich solche Leser wünschte. Er will Eindruck machen, aber er sucht nicht zu überreden; er will Wirkung üben, nicht Herrschaft. Er braucht keine rednerischen Kunstgriffe, die den Unmündigen gefangen nehmen; wenn er den Ausdruck steigert und zuspitzt, so ist es, weil er glaubt, daß der Leser die feinen Pointen nicht für breite Beweissätze ansehen werde. Mir scheint, ein

Autor kann sein Publikum nicht schmeichelhafter behandeln, als indem er also annimmt, daß es nicht nur die dastehenden Zeilen, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen wisse. Wenn Hillebrand nicht immer überzeugt, immer interessirt er, regt er an, zieht er an. Wenn er öfters unsern Widerspruch weckt, so noch öfter die freudige Ueberraschung, die es gewährt, ein Ding, daß uns längst bekannt war, das uns aber in Dunst und Dunkel entschwand, mit einem Male durch einen Blitz hell beleuchtet zu sehen. Er ist ein reizender Schriftsteller in dem doppelten Sinne des Wortes reizen, das zugleich herausfordern und bezaubern bedeutet. Kein Zweifel, daß er manchmal unser Urtheil und noch häufiger unser Vorurtheil verletzt, verwundet. Eine geistreiche Frau, die ihm sehr zugethan war — alle Frauen waren es — fand, daß er durch die Kühnheit seiner Behauptungen manchmal „agaçant" werde. Wohl! aber auch kein Zweifel, daß nur selten Jemand so anregend ist, so „suggestive", wenn ich mir erlauben darf, bei diesem über vier Sprachschätze gebietenden Deutschen noch ein anderes fremdes, im Deutschen schwer wiederzugebendes Wort zu gebrauchen. Er kommt nicht mit dem Anspruch, unser Wissen zu vermehren, aber er bereichert unser Denken um zahllose Nuancen. Er ist subjektiv, aber seine Subjektivität ist eine so reiche, so vielseitige, so bewegte, daß jede Berührung mit ihr uns in Schwingungen versetzt, nicht nach einer, sondern gleich nach den verschiedensten Richtungen, daß sie uns Anstöße giebt, die nachhaltig wirken und uns dahin und dorthin führen, auch zu Ergebnissen, an denen nichts Subjektives mehr ist. So wird, was Hillebrand Willkürliches hat oder zu haben scheint, vollauf wettgemacht durch die Freiheit und Beweglichkeit, welche er uns mittheilt, und welche doch, so groß sie ist,

uns nicht den festen Boden unter den Füßen entzieht. Denn bei aller in tausend Farben und Lichtern spielenden Vielseitigkeit war er von einer starken Grundempfindung ganz durchdrungen, von einem leidenschaftlichen Bedürfniß nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die vielseitige Bildung gab ihm das Ausland, den einen Grundzug seines Wesens hatte er aus Deutschland mitgebracht.

Es ist kein Zufall, daß der Mann, der einer unserer trefflichsten Essayisten werden sollte, zwar nicht sein geistiges Fundament aber seine Geistesarchitektur vom Ausland erhalten hat. Um diese Persönlichkeit, diesen Schriftsteller zu erzeugen, mußten deutsche Weltanschauung und ausländisches, französisches, englisches, italienisches Leben sich vereinigen. Er mußte geboren und erzogen werden in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, von einem Vater, der sein Leben darauf verwandte, die großen Gedanken unserer klassischen Literatur in sich und seinen Schülern lebendig zu erhalten, von einer Mutter, welche nie in die Kirche ging und im kirchlichen Sinn wohl eine Ketzerin war, aber an keinem Sonntag versäumte, ein Kapitel in der Bibel zu lesen. Und aus dieser so engen und doch in alle Himmel der Poesie und Philosophie reichenden Sphäre eines deutschen Hauses, wie es deren vor vierzig Jahren noch manches gab, mußte der junge Mann, ehe noch allzuviel Methode und Fachmäßigkeit ihm einen Theil seiner Empfänglichkeit genommen, hinaus in die große Welt des europäischen Westens, die an Idealität und wissenschaftlicher Arbeit sehr viel ärmer, aber an altem Kulturkapital, an Lebenskenntniß und Lebensverfeinerung ungleich reicher war. So flossen eine ganze Menge edelster Essenzen, aus den Civilisationen der vornehmsten Nationen stammend, in dies eine Gefäß zusammen und ergaben eine Mischung

von köstlichem und sehr eigenthümlichem Dufte. Hillebrands Originalität bestand darin, daß sich bei ihm Angeborenes und Erworbenes, Eignes und Fremdes so völlig durchdrangen, ohne Rest und ohne Riß, keine künstliche Zusammensetzung, sondern eine künstlerische Bildung, eine Individualität, an deren Einheit eine Menge sonst geschiedener Faktoren mitgearbeitet hatten, ein Geist, dem in der That wenig Menschliches fremd war. Aus Deutschland, von dem Vater, dem Professor der Philosophie, dem goethe-gläubigen Literator und liberalen Humanisten, hatte er den „pensiero dominante", den seelischen Grundzug und Trieb mitbekommen, den Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit, für jede Aeußerung spontanen Lebens, für jede Form, in der ein echter Geist athmet, den Enthusiasmus für alle Art von Vortrefflichkeit, das Mitgefühl mit aller Art von Leiden, den Haß gegen alle Engherzigkeit. Und dieser Grundzug, welcher in dem Vaterlande vielleicht zu einem mehr gedankenhaften Dasein verurtheilt geblieben wäre, wuchs sich auf den Wanderungen, durch die Wandlungen eines Lebens, welches vieler Menschen Städte sah, zu einem Charakter, einer Persönlichkeit aus. Im langen nahen Verkehr mit „Zeiten, Völkern und Menschen" lernte er die Praxis zu der Lehre von der Humanität. Er wurde zu einem Virtuosen der Sympathie und suchte seinen Antipathien zum Trotz — die bei einem Sympathetiker nun einmal nicht fehlen können — zu jener „Katholizität" durchzudringen, ohne welche es keinen wahren, weil keinen gerechten Kritiker giebt. Daher seine Hinneigung zu den großen Meistern des Allverständnisses, der Allempfänglichkeit, seine Verehrung für Herder, welcher ebenso scharfsinnig und, so schien es ihm, tiefsinniger als die moderne Biologie den einen Gott hinter allen Verklei-

dungen zu ahnen wußte; daher seine unbegrenzte Bewunderung Sainte-Beuves, dieses Königs der Kritik. Seine Antipathien selbst sind nur die Kehrseite einer und derselben Leidenschaft: das Bedürfniß nach weitsichtigem Verständniß, weitherziger Duldung wird zum Haß der Beschränktheit, der Unduldsamkeit, der Sektirerei; die Freude an der Vielgestalt der Natur und Geschichte wird zum Widerwillen gegen die abstrakte Logik und den konstruirenden Verstand, gegen Schul- und Parteiformeln. Es ist möglich, daß er in dieser seiner Abneigung gegen geradlinige Ausschließlichkeit und blasse Theorie selbst manchmal etwas theoretisch und ausschließlich wurde. Ich weiß auch nicht, ob er den Leistungen der zeitgenössischen Naturwissenschaften gegenüber eine ganz gerechte Empfindung hatte. Ihm saß die Idee der Entwicklung als Erklärung so der Natur wie der Geschichte von Herder und Goethe her in Fleisch und Blut; an der heutigen, sich nach Darwin nennenden Naturerkenntniß schien er kein Behagen zu finden; es mochte ihn bedünken, daß sie den Kosmos in eine Maschine verwandle. Indessen die Naturforscher durften es halten wie sie wollten oder konnten; das focht ihn im Grunde nicht sehr an. Die intimen Feinde, die Gegner im eigenen Lager sind es, die wir am besten hassen, weil wir sie am besten kennen. Hillebrands Haß galt den rationalistischen Theorien in Moral und Politik und vollends der Anwendung dieser Theorien auf Poesie und Kunst; seine „bête noire“ war der landläufige Bildungsschwärmer, der laudator temporis praesentis mit seiner „modernen Weltanschauung“, von welcher unser Freund dachte, daß sie alle wahre Anschauung — Anschauung war sein Lieblingswort — aus der Welt treibe. Nichts glich der Verachtung, womit er die Worte Rationalismus,

Radikalismus, Positivismus, Utilitarismus in den Mund nahm. Doch wäre es gefehlt, hieraus zu schließen, daß er andere Dinge, welche auf „ismus" endigen, sonderlich besser mochte. Er wußte, daß die Wahrheit sich keine Uniform, am wenigsten die eines Schulausdrucks, anlegen läßt, und er, der gläubige Bekenner unseres klassischen Idealismus, hätte sich ohne Zweifel recht sehr verbeten, zu der Kirche oder Schule oder Partei der Idealisten gerechnet zu werden. Er wußte, daß Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe nicht vertragen, auf irgend eine Fahne, und sei es die erhabenste, eingeschworen zu sein. „Eigentlich sind doch nur die Skeptiker ehrlich", rief er einmal aus, ich vermuthe, es war dazumal in der römischen Campagna, als wir dem anscheinend militärischen, in der That diplomatischen Kampfe zwischen zwei Unfehlbarkeiten, dem alten Papstthum und dem neuen Nationalismus, zuschauten. Und Hillebrand war dabei so gar nicht Skeptiker. Er glaubte an die Wahrheit und forderte die Freiheit des Denkens; eben darum waren ihm alle Conventionen und Conventikel zuwider, die freidenkerischen zumeist, und eben darum verlangte er, daß der Wahrheit im Wege der Wahrheit gedient würde, nicht durch Leidenschaft und Lüge, der Freiheit im Wege der Freiheit, nicht durch Stich- und Schlagworte. Er nannte sich selbst wohl manchmal einen Protestanten und Conservativen, aber nicht im Sinne eines religiösen oder politischen Dogmas. Conservativ war er, weil er die spontane Staatsentwicklung gegen die construirende Logik der Bentham und Mill, die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Einzelnen gegen die Rhetorik der Gambetta, gegen die Tyrannei der Majoritäten erhalten wollte. Aber seinem Conservatismus entsprach es nicht, daß die vorgeblich staatserhaltenden Mächte genau

ebenso demagogisch verfahren dürften als die revolutionären. Und seinem Protestantismus war es mit dem Protest gegen alle Geistes- und Gewissensbande so ernst, daß ihm der nur halbe Sieg der Reformation, die Theilung Deutschlands in eine protestantische und eine katholische Hälfte ein Glück dünkte: mochte auch Deutschland politisch dadurch geschwächt worden sein, die Freiheit des Denkens, zu der es für einige Zeit gelangt ist, wäre in einem ganz protestantischen Lande schwerlich erreicht worden. Ja, diesem Protestanten war sogar der Ultramontanismus angenehmer als der Calvinismus, weil jener immerhin ein minder enger Ismus ist als dieser. Wohl hatte sich der Freischärler von 1849 in den „Conservativen" der siebziger Jahre verwandelt, allein niemals umnebelte die politische Doctrin oder Sympathie ihm den menschlichen, den philosophischen und literarischen Blick. Und schließlich war er doch hier, auf dem literarischen, dem psychologischen Gebiet besser zu Haus als in politischen Dingen. Zwar ist es ja nur natürlich, daß den Psychologen das politische Phänomen nicht minder reizt als das moralische und künstlerische; dennoch darf man sich fragen, ob der mit dem lauteren Honig des Gedankens genährte Humanist wohl daran thue, auch an den Bitternissen der Zeitkämpfe die Feinheit seiner Zunge zu versuchen. Wenigstens will mir dünken, es sei unserm Freunde bei seinen historisch-literarischen Urtheilen besser als bei seinen zeitgenössisch-politischen gelungen, jene hohe Unparteilichkeit zu erreichen, welche ihm über alles ging. An einem Radikalen, der nichts als ein politischer Radikaler war, ließ er nicht gern etwas Gutes; dagegen wo er ein echtes Talent spürte, zumal literarisches, poetisches Talent, da fiel es ihm nicht ein, dasselbe um seinen Stimmzettel zu befragen. Der Radi-

kalismus, zu welchem sich Heine bekannt hatte, — bekannt hatte? bekennt sich die reine Phantasie zu einem reinen Glauben? — Heines demokratische Prosa machte ihm den im Grunde so aristokratischen Poeten um nichts unlieber. Und hinwiederum gab er zu, daß den von ihm besonders hochgestellten Jeremias Gotthelf der schwere Bodensatz conservativer Tendenz abgehalten hat, zur Durchsichtigkeit und Freiheit der Kunst emporzusteigen. Der conservative Hillebrand war es, der seine in Italien vielgehörte Stimme erhob, um Carducci, den republikanischen Sänger Satans, des Hauptrevolutionärs, zu preisen, vielleicht über Gebühr zu preisen. Und noch im vergangenen Winter schrieb er mir, wie gut er es habe, daß er mit gleicher künstlerischer Freude eine Rede Bismarcks und eine Rede Bambergers lesen könne.

Aber nicht nur, daß keine Verschiedenheit der politischen Küche ihm den Genuß verleiden konnte an echter Geisteswürze, so sah er die Bücher und ihre Verfasser, sobald er originelles Leben in ihnen entdeckte, auch nicht an auf ihre philosophische oder moralische oder sonstige Doktrin. Nicht die Ansichten, wozu die Schriftsteller sich bekennen, nicht die Sätze, die sie lehren, die Moral, die sie predigen, sondern was die Leute im Grunde ihres Wesens sind und daß sie etwas sind, etwas, das der Mühe werth ist, darauf kam es ihm an. Videndum est, non modo quid quisque loquatur, sed etiam quid quisque sentiat, atque etiam qua de causa quisque sentiat. Hillebrand war sehr geneigt, Ansichten und Lehren als bloße Formeln zu betrachten, denen erst der Mensch Inhalt und Werth giebt. Aber so oft er hinter den Sätzen des Buches einen Menschen gewahrte, da war er bereit, ihm gerecht zu werden, und wo möglich ihn zu lieben, zu

schätzen, zu bewundern. Er, welchen Neigung und philosophische Ueberzeugung auf das historisch Concrete hinwiesen, er, den der Hauptgedanke der Zeit, der der Entwicklung, tief ergriffen und durchdrungen hatte, er war ein begeisterter Leser Schopenhauers, dem doch Geschichte und Entwicklung durchaus gleichgültig, fremd, unverständlich sind. Und neben Schopenhauer war ihm unter den Neuesten Carlyle besonders theuer, neben dem unhistorischen Weltverneiner der durchaus historische Weltbejaher. Aber beide sind freilich zwei gleich geniale Schriftsteller, zwei ganze Kerle, mit gleich unerbittlichen Idiosynkrasien behaftet, und bei welchen nicht nur die polternde Bärbeißigkeit, sondern auch der unbestechliche Wahrheitsdrang und die Verherrlichung des die Wahrheit schauenden Genies eine Verwandtschaft herstellt. Beiden ist es um die Wahrheit zu thun — was liegt daran, daß jeder ein anderes Stück von ihr sieht und verkündet? Und um ihrer Aufrichtigkeit willen umfaßt Hillebrand mit gleicher Sympathie andere, unendlich verschiedene Geister: Rahel, die des unbekannten Gottes volle Semitin, „das verkörperte weibliche Ideal deutschen Glaubens und deutscher Frömmigkeit", und den romantischen Cyniker Stendhal und den auch mit der Romantik fertigen Mérimée. Schriftsteller wie Stendhal und Mérimée gelten manch einem wohldenkenden Kritiker als Abgründe der Immoralität. Aber Hillebrand hielt in Leben und Dichtung einzig die Lüge, die Prätension, die Falschheit und Heuchelei für unmoralisch. Nicht Mérimées eher kalt als frivol zu nennende Kunstwerke dünkten ihm unsittlich; zum mindesten findet sich in ihnen die volle künstlerische Wahrheit und Gewissenhaftigkeit; und es ist ja Mérimée gewesen, der seinen moralischen Glauben in die Worte faßte: „L'amour fait tout excuser, mais il faut

être bien sûr qu'il y a de l'amour" — ein Credo, welches Hillebrand, glaube ich, vorbehaltlos unterschrieben hätte. Für frivol galten ihm alle Machwerke, gleichviel welcher frommen oder atheistischen Kirche sie huldigen. Der echte, der naive Naturalismus, der der „Manon Lescaut" oder des „Tom Jones", war sein Entzücken; der erlogene Naturalismus, auf welchen sich die neusten französischen Romanschreiber soviel zu gute thun, war sein Abscheu. Ich irre mich: die gewollte Brutalität, die Zolasche fanfaronnade de la vulgarité war ihm nicht die widerlichste der Unwahrheiten; sie ist dafür zu unwichtig. Nicht das falsche Laster, sondern die falsche Tugend erregte Hillebrands ganze Entrüstung. Und er war sehr geneigt, jede Tugend für falsch zu halten, die sich, sei es in Gefühlsseligkeit, sei es in Feierlichkeit drapirt. Zumal auf die Feierlichen hatte er es abgesehen, auf die Auserwählten, die Puritaner. Diesem Conservativen war ein irrender Staatszertrümmerer wie Proudhon immer noch lieber als ein unfehlbarer Staatserhalter wie Metternich oder Guizot. Hillebrands unbarmherzigste Urtheile, die Schriften, in welchen ihm sein Gleichmuth verloren gegangen scheint, erklären sich aus dieser leidenschaftlichen Abneigung gegen den Hochmuth, die Herzenskälte, die Selbstgewißheit und Selbstgerechtigkeit solcher „bester Männer." Aller Methodismus war seiner offenen, heiteren, liebenden und genießenden Seele zuwider, alle Bornirtheit und nun gar die, die auf ihre Scheuklappen stolz ist. Wenn er in seinen Essays über Guizot, Metternich, Gervinus an dem konstitutionellen, dem absolutistischen, dem demokratischen Doktrinär das gleiche grausame Gericht übte, so galt das noch mehr dem rechthaberischen Tugendbold als der steifen Doktrin. Warum immerfort vom sittlichen Ernste reden!

ruft er in dem Essay über Gervinus aus, warum nie von der sittlichen Heiterkeit? Er wußte, wieviel leichter es ist, eine ernsthafte als eine lustige Maske sich vorzubinden, und Maske für Maske war ihm die lustige lieber. Im Gegensatz zu dem harten Urtheil über den knöchernen Calvinisten Guizot steht die höchst sympathetische Behandlung des geschmeidigen Voltairianers Thiers, obwohl er gewiß theoretisch mit dem Tiers-Etat-Liberalismus des Geschichtschreibers der französischen Revolution weniger übereinstimmte als mit dem conservativen Liberalismus des Historikers der englischen. Aber das behagliche Wesen des kleinen Thiers flößte ihm nicht nur mehr Neigung, sondern mehr Vertrauen ein als die Austerität des großen Guizot. Und ebenso in der rein literarischen Produktion konnte er sich mit dem leichten Talente, das nicht mehr vorstellen will als es ist, recht wohl befreunden; den heroischen Geberden des Halbtalentes, des Untalentes kehrte er den Rücken. „Ach, wenn die gelehrten deutschen Romanschreiber doch statt gelehrt amüsant sein wollten!“ rief er einmal aus, und noch vor zwei Jahren, mitten in seinen Leiden, ergötzte er sich zum dritten oder vierten Mal an dem „Monte Christo“ des alten Dumas. Daß seine deutschen Landsleute, nicht wie die Engländer, aus kirchlicher, auch nicht eigentlich aus moralischer, sondern eher aus kleinbürglicher und schulmäßiger Pruderie so manche literarischen Genüsse sich entgehen oder verderben lassen, war ihm höchst verdrießlich. Und dabei dachte er natürlich nicht bloß an die amüsanten Erfindungen des Vaters Dumas. Mit Schmerz, ja mit Zorn erfüllte es ihn, daß die einzigen zwei deutschen Schriftsteller, welche seit Goethe nicht nur stofflich, sondern durch die Eigenart ihrer geistigen Persönlichkeit und ihre literarische Meisterschaft eine tiefer-

gehende Bedeutung für das Ausland gehabt und zu europäischem Ruhme gelangt sind, daß Heine und Schopenhauer in ihrer Heimath noch immer nur erst an der Pforte des Ruhmestempels stehen, daß sie, die das geistige Vermögen der Nation durch neue Gedanken und Formen, ihren literarischen Schatz durch unvergängliche Monumente vermehrt haben, noch immer halb proscribirt sind, weil die Gründlichen sie nicht gründlich, die Sittlichen sie nicht sittlich, die Teutonen sie nicht patriotisch genug finden.

Hillebrand kam in seinen Gesprächen auf diesen Punkt oft zurück: es war der Punkt, in welchem ihm sein Vaterland am fremdesten war. Als er die Heimath verließ, war die „ethische Zucht“ welche einen so grellen Gegensatz bildet gegen die sittliche Freiheit, die er von Joseph Hillebrand hatte preisen hören, noch nicht in die Höhe gekommen wie seitdem. So hatte er fern von Deutschland in dem idealen Deutschland unsrer großen Dichter und Denker weitergelebt. Und dazu hatte er in Frankreich gelebt, in jenem damals noch existirenden Frankreich der Sainte-Beuve und Rémusat, wo man dem Talente Alles, der talentlosen Mittelmäßigkeit nicht einmal ihre Bravheit und ihren Anstand verzieh. Seitdem hat sich die einst so aristokratische französische Cultur republikanisirt, und die Muse wirbt um den Beifall des allgemeinen Simmrechts. Bei uns entscheidet in Sachen des Geschmacks einstweilen noch nicht der Instinkt der Masse, wohl aber die bürgerliche Gesinnung; unsere oberste Bildungsschichte schwebt der Erde näher als vor fünfzig oder gar hundert Jahren und ist in einem engeren Horizont eingeschlossen; nicht die Schönheit und Aufrichtigkeit macht den Werth des literarischen Werkes aus, sondern die staatliche und gesellschaftliche Brauchbarkeit oder was man darin „Positives“ lernen

kann. Hillebrand gewahrte dies alles besser als irgendwer, und mit welchen Empfindungen er, der künstlerische Geistesaristokrat, die demokratische Vergröberung der deutschen Cultur sah, brauche ich nicht zu sagen. Aber das verdient gesagt zu werden, daß er seiner Einsicht zum Trotz sich nicht in die trübselige Thatsache finden, daß er nicht glauben mochte, es habe die „ästhetische Erziehung" unsrer klassischen Epoche für immer einer engen Staatszucht und dürren Gesellschaftsmoral Platz gemacht. Er suchte der Politik die ganze Schuld zu geben; es sei ja natürlich und gewissermaßen nothwendig, daß eine Nation, die von einer starken staatlichen Bewegung erfaßt ist und solange sie mehr die großen Erfolge als die großen Enttäuschungen der Politik erfahren, für die weniger schallenden Thaten des Geistes keine rechte Herzenstheilnahme habe und ihre sittlichen Ideale ihren staatlichen Bedürfnissen anpasse. An eine unwiderrufliche Abkehr von dem Wahrheits- und Sittlichkeitsideal unsrer klassischen Epoche zu glauben, dagegen sträubte sich seine heiße Liebe zu Deutschland, zu deutscher Geisteshöhe und Geistesfreiheit. „Sie sollen sehen, es wird noch alles gut", so pflegte er in seinen Briefen aus Florenz die Beklemmungen eines in Deutschland lebenden Freundes zu beschwichtigen.

Hillebrand war trotz seiner literarischen Freude an Buddha-Schopenhauer praktisch durchaus Optimist; seine Beschaulichkeit war nicht nach innen, sondern nach der Welt gerichtet; er hatte das Bedürfniß viel zu thun und zum mindesten viel zu sehen. So tief bei ihm aber die fröhliche hoffnungsreiche Stimmung wurzelte, so darf man doch fragen, ob er sie sich so ganz und so dauernd bewahrt haben würde, wenn er anderswo gehauset hätte als am friedlichen Ufer des Arno. Für einen Optimisten, der kein

streitbarer Prophet, sondern ein Denker und Künstler ist, wird es immer rathsam sein, daß er aus freien Stücken auf dem stillen Berge verharre in einiger Entfernung von dem gelobten Lande und an den Kämpfen, welche das gelobte Land erst erobern müssen, keinen Theil habe. Wem das Schlachtgeschrei der Amoriter und Edomiter aus nächster Nähe in die Ohren gellt, dem verstummt leicht die innere Melodie und verstimmt sich das feiner besaitete Gemüth. Wir dürfen darum unserm Freunde Glück wünschen, daß er die schöne Heiterkeit der Seele, welche so tapfer Stand hielt in den schweren körperlichen Leiden, nicht auch noch durch die allzu unmittelbare Berührung mit den heutigen deutschen Dingen auf eine vielleicht noch schwerere Probe setzte.

„Ich sitze hier in der schönsten Prosceniumsloge der Welt und schaue dem Weltspektakel zu," so drückte er sich manchmal in seinen Briefen aus. (Ein heiterer Melancholikus des 17. Jahrhunderts, Robert Burton, sagte von sich: „I lead a monastic life, sequestered from those tumults and troubles of the world in some high place above them all . . . a mere spectator of other men's fortunes and adventures, and how they act their parts, which, methinks, are diversely presented unto me as from a common theatre or scene"). Gewiß, die Welt kann nicht von der bloßen Contemplation leben und es wäre schlimm, wenn Viele sich in solcher Zuschauerrolle gefallen wollten. Indessen die Gefahr ist nicht groß, zumal heutzutage nicht: die ungeheure Mehrzahl will mitspielen auf der Bühne, wo sie Gage bekommt, und wo einer und der andere als König Purpur und Krone tragen darf; der bloße Zuschauer dagegen bekommt nichts, muß vielmehr für seinen dunkeln Platz bezahlen, denn, was auch die

Sozialisten glauben mögen, freien Eintritt hat Keiner. Die Arbeit aber, womit Hillebrand seinen Platz vollauf bezahlte, hätte er nicht ausrichten können, wenn er nicht so ganz Zuschauer geblieben wäre.

In den ersten Jahren nach dem Krieg würde Hillebrand schon aus der zarten Rücksicht, welche ihm seine französische Vergangenheit auferlegte, keine öffentliche Stellung in Deutschland haben einnehmen mögen. Nachher, in den späteren siebziger Jahren, brauchte ihn ein derartiges Bedenken nicht mehr abzuhalten, und er hätte einem der Rufe, die zu wiederholten Malen aus Deutschland an ihn gelangten und ihn zu ehrenvollen und vortheilhaften Aemtern einluden, Folge leisten dürfen. Aber er fuhr fort auszuschlagen, in der richtigen Erkenntniß, daß nur die völlige Unabhängigkeit des florentinischen Aufenthaltes ihm die volle schriftstellerische Unbefangenheit, das frohe Verharren in seiner Eigenart verstatte. Unter jenen deutschen Anträgen stellten mehrere eine akademische Berufung in Aussicht, zumal einer an die Universität München. Allein er fühlte sich nicht zum öffentlichen Lehrer gemacht, vielleicht gerade darum nicht oder nicht mehr, weil er es gewesen. Er war durchdrungen von dem hohen Werthe der strengen Methode deutscher Wissenschaft, deutscher Geschichtsforschung. Sein Erstlingswerk, der „Dino Compagni", wollte gerade versuchen, den Franzosen in ihrer Sprache ein Beispiel historischer Kritik nach deutschem Muster vorzuführen. (Und hierbei sei erwähnt, daß, obwohl Hillebrands vor nunmehr einem Vierteljahrhundert erschienenes Buch sich noch kaum befaßt mit den Zweifeln an der Echtheit der Chronik, es darum doch den italienischen Sachkennern keineswegs veraltet scheint. In der Schrift offenbart sich, so sagt Professor Del Lungo, „ein überaus gewissenhaftes Studium

der florentinischen Zustände und eine genaue und tiefe Kenntniß unser Historiographie.") Dennoch sah sich Hillebrand mit bescheidenem Selbstgefühl nicht als einen deutschen Gelehrten von der strikten Art an; er betrachtete sich weder als etwas Schlechteres noch Besseres, sondern als etwas Anderes. Er wollte nicht sowohl historischer Forscher als Geschichtschreiber sein, und die Geschichtschreibung war für ihn nur zur Hälfte Wissenschaft, zur andern Hälfte Kunst. Gerade aber darin ersah er sein Talent, seine Mission: wissenschaftliche Ergebnisse künstlerisch zu gestalten. Zwar war er — wie er selbst es sich mit einigem Bedauern gestand — nicht eben das, was man einen pittoresken Geschichtschreiber nennt. Vor seiner Anschauung lagen die Geister und die Dinge greifbarer da als die Körper und die Sachen, und seine Phantasie war lebendiger in der Ergründung der Ursachen und Wirkungen als in der Schilderung der Begebenheiten. Aber obwohl seine französische Geschichte nicht fertig geworden, so haben ihr doch die berufensten Richter (Sybel, Giesebrecht) reichstes Lob gespendet, und wäre das Buch zur Vollendung gelangt, es würde uns ohne Zweifel eine ebenso zuverlässige als geistreiche Analyse, eine ebenso einsichtige als — wenn es die Franzosen auch schwerlich hätten Wort haben wollen — liebevolle Kritik der französischen Zustände und Wandlungen von dem Sturze der legitimen bis zum Sturze der plebiscitären Monarchie; es würde uns zumal eine lange Reihe zwar nicht von „Farbenportraits", aber fein gezeichneter Bildnisse französischer Staatsmänner, Redner und Schriftsteller in ganzer und halber Figur vor Augen gestellt haben. Indessen ob wir auch dieses sein großes Werk nur halb besitzen, von der Künstlerschaft des Psychologen legen auch schon die fertigen zwei Bände, legen

zumal seine kürzeren abgeschlossenen Arbeiten, seine Essays, vollgültiges Zeugniß ab. Die Culturen der modernen Nationen zu vergleichen, mittels dieser Vergleichungen einer jeden das ihre zu geben und auf den so gewonnenen nationalen Hintergründen die geistigen Physiognomien der hervorragenden Culturträger, der Männer des Gedankens wie des öffentlichen Lebens, in scharfen Linien und in interessanter Auffassung erstehen zu lassen, das war Hillebrands Begabung und Aufgabe. Eine ganze Galerie historischer Portraits aus verschiedenen Nationen und Jahrhunderten ist es, die er hinterlassen hat. Natürlich ist es ihm so wenig als anderen Künstlern allemal gleichmäßig geglückt. Es gab für ihn so gut wie für Jeden Stoffe, die ihm congenialer waren, in die er schärfer eindrang, bei denen er liebevoller verweilte, für welche er ein größeres Maß von Intuition mitbrachte. Im Allgemeinen war er mehr bemüht, eine Gestalt vom Lichte ihrer Zeit bescheinen zu lassen, als sie von innen heraus zu erleuchten und durchsichtig zu machen. Die historische Betrachtungsweise bringt es eben mit sich, daß die Einzelnen mehr auf ihre Genesis und Wirksamkeit als auf ihre Essenz geprüft, mehr aus den Voraussetzungen und Verhältnissen erklärt, durch Parallelen mit Andern definirt als für sich genommen werden. In die Verknüpfung des Individuellen mit dem Socialen sah Hillebrand mit merkwürdig sicherem Blick. Wenn er uns zeigt, welches die Kategorie ist, der ein bestimmter Mensch angehört hat, von wo er ausgegangen, was für Einflüssen er seine Bildung, was für Anstößen er seine Thätigkeit verdankt, in welcher Sphäre er sich bewegt, auf welche er gewirkt hat, welches seine Haltung, welches seine Geltung gewesen, über alles dies werden uns, so dünkt uns, erst von dem Essayisten die Augen ge-

öffnet. Nachdem wir so von ihm belehrt worden über die Bedingungen, unter denen sich ein bedeutender Mann entwickelte, will uns freilich nicht immer das Urtheil über dessen Bedeutung ebenso einleuchten. Nicht daß wir je an Hillebrands Gerechtigkeitsbedürfniß irre würden. Aber selbst der Gerechte hat seine Lieblinge, Lieblingsmenschen, Lieblingsideen. Auch trug Hillebrands künstlerischer Sinn für das Ganze einer Individualität dazu bei, daß er es sich manchmal mehr, als richtig sein mag, versagte, in der einen Persönlichkeit Gestalt und Gehalt, Erscheinung und Substanz zu sondern. Gefiel ihm Jemand, bewunderte er ihn gar, so hielt die Ehrfurcht vor der Untheilbarkeit des Lebens ihn ab, das Individuum ohne Rücksicht auf die Prägung in den Schmelztigel zu werfen, in welchem Edelmetall und Legirung sich trennen. Ich weiß nicht, ob es anderen Lesern auch so geht, am liebsten sind mir einige Essays, in welchen er ältere und neuere Italiener vor uns auferstehen läßt, z. B. die über Machiavelli, Tasso, Settembrini. Alles in Allem, scheint mir, wandelte er sicherer auf historischem als auf ganz frischem Boden. Settembrini freilich ist ein Zeitgenosse, allein Italien hat es nun einmal an sich, daß es auch in seiner unmittelbaren Gegenwart auf den Ausländer den Eindruck macht, als ob nicht nur seine Landschaft und Bauten, sondern auch seine wandelnden Menschen nicht zu der heutigen Welt gehörten, als ob Victor Emmanuel eigentlich ein Fürst des Cinquecento, Mazzini ein Jünglinge und Frauen bestrickender Jesuit des siebzehnten Jahrhunderts, Garibaldi ein legendengläubiger, legendenschaffender Kreuzfahrer wären. Dieses Italien, wo die Natur selbst Künstlerin ist, und die Kunst etwas ganz Natürliches scheint, wo die Menschen plastischer als anderswo auf die Welt kommen und,

nackt und verschleiert, naiv und raffinirt, durch die Kultur weniger verbessert und weniger verschlechtert werden, Italien liefert immer neu die lebenden Modelle, nach denen sich die Gestalten der Vergangenheit wiederherstellen lassen, und war darum wie der nächste so auch der dauernd geeignetste Boden für Hillebrands historisch-psychologisches Bildnertalent. Italien gab ihm die Dinge, die der Künstler braucht: eine stille Werkstatt, Freiheit und Stimmung, die besten Stoffe und die besten Modelle. Das Geschick hatte ihn in dieses Land als seine zweite Heimath gewiesen; er that recht, darin als in der Heimath seiner Wahl zu bleiben. Hätte er, der von jenseits der Alpen Deutschlands staatliche Wiedergeburt mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit begleitete, der Sehnsucht nach Hause, welche in keiner menschlichen Brust jemals völlig zum Schweigen kommt, nachgegeben und eine der ihm dort vorgeschlagenen Stellungen angenommen, er wäre schwerlich das geblieben, was er war und wozu er durch seine Individualität bestimmt war; er wäre sich untreu geworden, und ihm schien es, daß für einen Menschen, dem es nicht bloß um sein Selbst zu thun ist, die Treue gegen sich selbst der Pflichten oberste sei. Das Leben seines eigenen Landes hätte ihn nicht als bloßen Zuschauer geduldet; er hätte handelnd oder mindestens leidend Theil nehmen, er, dem parteilose Wahrheit der Güter höchstes war, hätte Partei ergreifen müssen. Gewiß, Hillebrand, welcher als Denker und Historiker die „That" ebenso voll würdigte als den „Sinn", er wußte, daß auch das parteiische Handeln schließlich der Wahrheit dient; allein es war nicht seine Art ihr zu dienen. Und auch das ist gewiß, daß er, der Sohn eines Professors der Literaturgeschichte, auf einem ähnlichen Lehrstuhl dem Vater und sich Ehre gemacht haben würde. Aber die Behand-

lung der Literatur, so wie sie heute bei uns und anderswo von der Wissenschaft betrieben wird, war nicht seine Art, sich mit der Literatur zu befassen.

Und hier sei es mir gestattet, noch mit ein paar Worten auf jene „Anschauung“ zurückzukommen, welche für ihn zugleich das vollkommenste Werkzeug und das letzte Ziel aller Erkenntniß war. Sie wird uns auch die beste Anschauung von Karl Hillebrand selbst verschaffen. Warum und in welchem Sinne wollte unser Freund mehr ein Künstler als ein Gelehrter sein? Die Stellung, die er als Kritiker und Historiker zur Literatur einnahm, sagt es uns. Er wußte ganz wohl, welchen ungeheuren Fortschritt die Wissenschaft von der Literatur gemacht hat, seitdem sie aufhörte, einerseits ein bloßes Repertorium von allerlei auf Autoren und Bücher bezüglichen Thatsachen zu sein und andererseits die literarischen Werke als Dinge zu betrachten, die der Schriftsteller, sei es nach persönlichem Belieben, sei es nach akademischen Regeln, macht. Die Erkenntniß, das in der literarischen so gut wie in aller andern Produktion natürliche und historische Nothwendigkeiten walten, welche wissenschaftlich zu ergründen sind, war auch für Hillebrand eine Wahrheit, der er in seinen Arbeiten die ihr gebührende Huldigung darbrachte. Aber sie dünkte ihm nicht die ganze Wahrheit. Er bezweifelte, daß sich die „Gesetze“ der Literatur jemals mit wirklich wissenschaftlicher Genauigkeit würden feststellen lassen, und er war überzeugt, daß, selbst wenn dies je gelingen könnte, ihr innerstes Wesen, ihr eigentliches Leben darum doch noch nicht offenbar wären. Für ihn deckten sich Wissenschaft und Leben nirgends, konnten sich niemals decken, und am allerwenigsten glaubte er an ein Literaturwissenschaft, an eine Kunstwissenschaft, welche hinter die Mysterien der poetischen, der künstlerischen Ge-

nesis käme*). Ohne Zweifel! Auch hier bekommt die gelehrte Analyse die Theile in die Hand: „fehlt leider nur das geistige Band". Und dieses geistige Band wird nicht dadurch wieder hergestellt, daß der strenge Forscher die disjecta membra poetae hinterher durch eine auch im besten Fall aus Vorsicht und Willkür gemischte Synthese wieder verknüpft. Keine wirkliche oder vermeintliche Auffindung historischer Zusammenhänge haucht dem als wissenschaftliches Präparat behandelten Dichterwerke eine neue Seele ein, am wenigsten die alte, eigne, ausgeflogene. Diese Seele, zugleich der Geist und die Form des Werkes, wird nicht gebannt durch eine noch so streng philologische Textkritik, welche, je literaler, desto weniger literarisch ist. So gut Hillebrand wußte, daß wie alles Uebrige so auch Dichter und Dichtung, Philosoph und Philosophie von den durch Land und Rasse, Klima und Geschichte und Sprache gegebenen Bedingungen abhängen, so wenig erklärte ihm diese Abhängigkeit von dem physiologischen Naturell, von der physischen und moralischen Atmosphäre das eigentliche Räthsel, das ist jenes untheilbare, unmeßbare, unwägbare Ding, welches Genius heißt und welches das punctum saliens des Schriftstellers und des Schriftwerks ausmacht. Gerade weil er es sich so oft hatte angelegen sein lassen, die Bedingungen zu erforschen, unter denen ein Dichter oder eine Dichtung entstanden war, hatte er erkannt, daß auf diesem Wege zwar in die Vorhöfe gedrungen wird, nicht aber in das Heiligthum selbst, und er war zu dem Ergebniß gekommen, daß der Genius nicht zerlegt, nicht er-

*) Wie er zur bildenden Kunst stand, sagt uns sein anonym erschienenes, aber den liebenswürdigen und geistreichen Frondeur sofort verrathendes Büchlein: „Zwölf Briefe eines aesthetischen Ketzers."

örtert, sondern geahnt, gefühlt, geschaut sein will. Darum mochte und konnte Hillebrand sich nicht begnügen, ein strenger Philologe oder Historiker zu sein, sondern war Psychologe und zwar keiner von den modernen „physiologischen“ Psychologen, bei denen das Mikroskop die Bestandtheile und Thätigkeiten der Seele erkundet, sondern er war „Intuitionist“, er meinte, daß nur der Geist den Geist gewahre und fasse. Ohne den literar-historischen und textkritischen Fachmännern den Werth ihrer „strengen“ Wissenschaft zu bestreiten, zog er vor, ein literarischer Kritiker zu sein, fühlte er sich getrieben, den Schöpfungen der Literatur, in welchen ja nicht ein fachmäßig zu studirendes Stück des Geistes, sondern der ganze Geist, der volle Mensch vor uns steht, selbst als voller Mensch nahe und näher zu kommen, als Mensch, in welchem nicht bloß das wissenschaftliche Erkenntnißvermögen thätig ist, sondern in welchem Gefühl und Leidenschaft, Humor und Phantasie mitsprechen. Nicht als kalter Forscher stellte er sich den Dichtern und Denkern gegenüber mit einer zwar genauen, aber ihrem Schaffen fremden Methode, sondern er suchte ihnen auf ihren eignen Wegen nachzuwandeln, hinenmit ihren eignen Fittichen nachzufliegen. Mit einem Worte: er wollte der künstlerischen Literatur ein künstlerischer Kritiker sein. Eine Frau welche auch zu Hillebrands Lieblingen gehörte, Caroline Schlegel, sagt in einem ihrer Briefe: „Wenn das Denken gar nicht mit Poesie tingirt ist, bleibt dann nicht etwas Lebloses darin? Das Geheimniß fehlt.“ Geheimnisse lassen sich nicht auseinandersetzen, sie lassen sich nur schauen. Steift man sich darauf, sie auseinanderzusetzen, so zerstört man sie. Für Hillebrand hatte die literarische Kritik zum obersten Beruf, die Augen der Uneingeweihten zu entsiegeln für den

Zauber und verborgenen Sinn der literarischen Werke. Eine Literaturwissenschaft, welche anderen Absichten dient, welcher es um philologische, historische, anthropologische Erkenntniß, geschweige denn gar um Moralität oder Politik, zu thun ist, verfolgt ja auch ganz wackere Zwecke, allein es sind untergeordnete oder heterogene Zwecke, und verfolgt sie öfters so, daß dabei zwar die Wissenschaft gedeiht, aber die Literatur in die Brüche geht. Für unsern Freund war aber die Literatur die höhere Göttin; die Wissenschaft ehrte er, die Literatur liebte er, und eine literarische Wissenschaft, welche der literarischen Liebe den Garaus macht, flößte ihm mit all ihrer rigorosen Sachlichkeit nicht einmal Ehrfurcht ein. Er hat keine gelehrten Abhandlungen geschrieben, aus denen Shakespeare zu seiner Verwunderung erfahren würde, wie wenig eigentlich an seinen Dramen von ihm selbst herrührt, aber er las fortwährend Shakespeare und Goethe und Homer ganz harmlos und anspruchslos, bloß zu seinem eigenen Vergnügen, gleich als ob er nur ein einfältiger Leser, nicht ein Kritiker wäre. Gerade aber weil er immer wieder das Bedürfniß hatte, nichts als ein genießender Liebhaber zu sein, vermochte er manchmal jenen praktischen Einfluß auf das literarische Schaffen zu üben, den sich die gestrengen Kenner so gerne arrogiren. Mehr als einem jungen Schriftsteller gab er nützliche und unvergessene Winke, nicht vom hohen Roß der Wissenschaft herunter, sondern gutmüthig nnd leichthin mit jener sich selbst nicht ganz trauenden Behutsamkeit, welche — das war eine seiner tiefsten Ueberzeugungen — alle bloß kritisirende Thätigkeit dem wirklichen Schaffen gegenüber zu beobachten hat. Weil er die Literatur zu sehr liebte, um an ihr zum Schulmeister zu werden, konnte er ihr manchmal den Rath

des Freundes ertheilen. Wie sagt der Apostel Paulus? „Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert.“

Ob neben der strengen Wissenschaft auch einer solchen liebevollen, künstlerischen Behandlung der Literatur eine Stätte in unserem höheren Unterricht gebührt, darüber haben die zu entscheiden, welche wissen, was unsrer Jugend Noth thut. Ich glaube, früher, in minder ernsthaften Zeitläufen, als es noch nicht so viele Lehrstühle für Philologie und Literaturgeschichte gab, wurde manches Colleg gelesen, in welchen den Studenten allerdings nicht über jeden Vers des „Faust“ oder „Wallenstein“ jeder philologische Zweifel benommen, aber dafür so ein ungefähres Verständniß des Ganzen und zum mindesten ein großes Maß Begeisterung beigebracht wurde. Mir selbst ist noch ein alter Professor bekannt, welcher seinen Hörern zwar nicht unumstößlich darweist, aus welchen Bestandtheilen der „Hamlet“ oder „Nathan“ gemacht ist, aber dafür in der eigenen dichterisch gestimmten Seele das Drama in Scene zu setzen vermag, es lebend, fühlend agirend nachschafft. Wäre Karl Hillebrand an einer unsrer Universitäten Professor geworden, er hätte den Anforderungen, welche Zeit und Land an ihn stellten, gerecht werden müssen; er wäre durch die Methode des Fachs und die Pflicht des Amtes gebunden gewesen, vor allem ein gelehrter Lehrer zu sein. Die moderne Arbeitstheilung gestattet aber, scheint es, immer weniger, daß Jemand zugleich Gelehrter und Künstler sei. Das hat zu seinem Schaden manch Einer erfahren, der, von Haus aus zum Künstler angelegt, unter die Professoren ging.

Freuen wir uns also, daß Hillebrand seiner künstlerischen Freiheit und Kunst erhalten blieb. Obwohl frei und Kunst, war sie doch ernstes Studium, zwar nicht ein

Sach- und Fachstudium, aber Erforschung des Menschen, des ganzen unzerstückten Menschen. Vielleicht gehört die Kunde vom Menschen in der That nicht in die Schule. Der Student muß seit etlichen Semestern aufgehört haben, Student zu sein, ehe er reif werden kann für die Einsicht, daß das einzige Studium des Menschen der Mensch ist.

Und vielleicht muß auch ein ganzes Volk etliche Jahre sich im ruhigen Genuß seiner nationalen Existenz befinden, ehe es reif wird für jene hohe unbefangene heitere Menschlichkeit, welche die edelste Frucht des Menschenstudiums ist, — eine Frucht, die schön und süß, unser Freund auch nach seinem Tode noch in seinen Schriften darzubieten fortfahren wird. In Italien, dem menschlichsten Lande, lebend, mit dem Alterthum bekannt, mit der Renaissance vertraut, in täglicher naher Berührung mit den besten Menschenexemplaren aus allen höheren Rassen, allen gebildeten Völkern, war Hillebrand nicht nur ein kenntniß- und liebevoller Deuter und Vermittler der modernen Literaturen, sondern der Nationen selbst. Wieviel er in seinen Schriften, seinen Vorlesungen, durch persönliche Einwirkung dazu beigetragen, die westeuropäischen Völker einander verständlicher zu machen und so näher zu bringen, das ist ihm wenige Wochen vor seinem Tode in warmen Worten nachgerühmt worden von Pasquale Villari (in dessen unserm Freunde gewidmeten Essays)*). Wo immer Karl Hillebrand etwas Gutes und Schönes traf, da lobte er es, gleichviel in welcher Sprache es zu ihm redete. Wo er auf Falschheit und Prätension

*) Auch die schöne Inschrift, welche die Stadtgemeinde Florenz an dem viele Jahre hindurch von Hillebrand bewohnten Hause anbringen ließ, bezeugt, welch dauernde Stätte dieser weitgesinnte Deutsche sich im Herzen der dankbaren Italiener gegründet hat. Die Inschrift lautet:

stieß, dünkte sie ihm nicht erträglicher oder ruchloser, weil sie in dieser statt in jener Zunge log. Anerkennung zu spenden, war ihm eine Freude, welche durch persönliche Beziehungen erhöht werden konnte, aber es war ihm auch dann ein unabweisbares Bedürfniß, wenn er von dem Urheber einer tapfern That, eines schönen Buchs bisher niemals gehört hatte. Auch als älterer Mann hielt er noch mit jugendlichem Schwunge, ja Ueberschwange an seinen Freunden; doch Niemand haßte grimmiger als er alle Gevatterschaften, zumal jene bedenklichste Art, welche in dem Goetheschen Epigramme ihren Bundesspruch promulgirt:

Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen.

Kein Vorurtheil trübte ihm je den Sinn für Wahrheit und Billigkeit; keine Leidenschaft betäubte je sein feines Gefühl, stumpfte sein reges Mitleid ab; kein nationales oder politisches Interesse konnte ihn verführen, ein Unrecht recht zu heißen; ja, all sein Künstlerthum, seine ästhetische Weltanschauung, sein Widerwille gegen den

---

Carlo Hillebrand
Negli idiomi di Germania Francia ed Inghilterra
Lodato scrittore
Bene merito del popolo italiano
Illustrandone con sagaci studi le antiche lettere
E accrescendogli favore nei nuovi tempi
Tra le altre nazioni.

Qui dove
Fiorentino per affetto
Visse quattordici anni
E mori il 18 d'ottobre del 1884
Il Comune
Q. M. P.

moralischen Purismus hielt ihn nicht ab, in der „fairness“ der heutigen unkünstlerischen Engländer die δικαιοσύνη der Athener wiederzuerkennen und als erste aller Tugenden zu preisen.

So hat er in einer Zeit, in welcher die Religion nicht länger die nationalen Grenzen aufhebt, dafür aber die Nationen mit religiösem Eifer daran sind, Grenzsteine festzurammen, hinter welchen nicht nur ihre politische Existenz sondern auch ihre Sprache und Gesittung geborgen sein soll, in dieser Zeit eines engen und geräuschvollen Nationalismus hat Karl Hillebrand seine ruhige Rede gethan für die große Gemeinschaft der Geister, hat er sein Leben gelebt unter mehr als einem Volk, und für mehr als ein Volk, für die Freundschaft der Völker, für ihre von den staatlichen, ja selbst den sprachlichen Grenzen unabhängige, darüber hinwegreichende europäische Gesittung; „der Ruhe schönes Heiligthum“ im Herzen, aber auf alle Stimmen lauschend, die von wo immer her etwas Gutes zu künden hatten, hat Karl Hillebrand für jene im Besitze keines einzelnen Volkes stehenden Güter gelebt, von denen sein geliebtester Dichter sagt, daß sie die allerhöchste Freude gewähren, weil sie allen gemein sind,

An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, —

hat er das „Studium“ des Menschen getrieben und gefördert in den doppelten Sinne des lateinischen Wortes — als Menschenkenntniß und als Menschenliebe.

(Nation, 1884.)

Zur Erinnerung an Ludwig Noiré.

Am 26. März 1889, seinem sechzigsten Geburtstag, starb in Mainz, seinem lebenslänglichen Wohnort, Ludwig Noiré, der sich während des letzten Jahrzehnts Ruf, ja Ruhm erworben hat durch seine Erforschungen der Anfänge der menschlichen Vernunft, Sprache und Kunstfertigkeit.

Seinen Hauptwerken: „Der Ursprung der Sprache" (1877), „Das Werkzeug" (1880), „Der Ursprung der Vernunft" (1882), „Logos. Ursprung und Wesen der Begriffe" (1885) war eine Reihe von Schriften vorausgegangen, in welchen er, Spinozas Pantheismus durch Leibnitzens Monaden, Kants Erkenntnißtheorie durch Schopenhauers Lehre vom Willen zu ergänzen und zu berichtigen, das, was ihm in diesen früheren Systemen als wahr erschien, mit den Errungenschaften der zeitgenössischen Natur- und Sprachwissenschaft in Einklang zu setzen unternahm und aus alle dem sich seine Weltanschauung — er nannte sie „Monismus" — herstellte. Aber dieses eklektische Zusammentragen und Zusammenfügen verschiedenartiger Elemente zu einem ihre Gegensätze vereinigenden und aufhebenden Ganzen war nur die Vorbereitung zu Noirés eigentlicher, seiner eigenen Leistung; er legte damit das Fundament, worauf er seinen selbständigen Bau errichtete.

Im „Ursprung der Sprache" gab er auf die alte Frage nach der Entstehung der Sprachwurzeln eine neue Antwort, und in seinen folgenden Werken führte er den dieser Antwort zu Grunde liegenden Gedanken weiter aus, indem er ihn nicht nur über das sprachphilosophische, sondern auch biologische und anthropologische Gebiet hin verfolgte, oder, richtiger gesagt, er brachte von überall her die Beweise für seinen Satz, daß das Handeln, Vorstellen und Darstellen des Menschen, daß seine Thätigkeit, seine Vernunft und seine Sprache die zwar in unserer Auffassung getrennten, in Wirklichkeit aber unscheidbaren, einander gegenseitig bedingenden Aeußerungen seines Wesens, die dreifach erscheinende Entfaltung einer und derselben Anlage seien*).

---

*) Noirés Grundgedanke wird von Max Müller in folgender Gestalt vorgeführt:

„Noiré begann mit dem Hinweise auf die wohlbekannte Thatsache, daß, sobald unsere Sinne erregt und unsere Muskeln bei der Arbeit sind, wir eine Art Erleichterung darin finden, Töne auszustoßen. Er bemerkte, daß zumal wenn Leute zusammenarbeiten, wenn Bauern graben oder dreschen, wenn Seeleute rudern, wenn Weiber spinnen, wenn Soldaten marschieren, sie gerne ihre Beschäftigungen mit gewissen mehr oder minder rhythmischen Aeußerungen begleiten. Diese Aeußerungen, Geräusch, Geschrei, Gesumme oder Gesinge, sind eine Art natürlicher Reaktion auf die durch die Muskelanstrengung verursachte innere Störung. Sie sind mehr unfreiwillige als gewollte Schwingungen der Stimme, die den mehr oder weniger regelmäßigen Bewegungen unseres ganzen Körpers entsprechen. Sie sind eher eine Erleichterung als eine Anstrengung, sind ein Mäßigen und Abmessen der beschleunigten Athemzüge. Sie können in Tanz, Gesang, Dichtung übergehen." In diesen Stimmäußerungen fand Noiré die Anfänge der Sprachwurzeln; sie schienen ihm dafür in doppelter Weise geeignet. „Erstlich insofern sie Zeichen sind wiederholter Handlungen, die, von uns selbst vorgenommen, daher von uns selbst wahrgenommen, uns bekannt sind und in unserem Gedächtniß fortdauern als Zeichen solcher Handlungen. Was aber ist das Zeichen einer wiederholten Handlung anderes als recht eigentlich die Hervorbringung dessen, was wir eine Wurzel nennen, die Verkörperung eines Begriffs, die Zusammenfassung

Es steht mir nicht zu, ein Urtheil abzugeben über Noirés Lösung des großen Problems. Wie man weiß, rief Max Müller, als er Kunde bekam von der neuen Theorie, dem bis dahin ihm und so ziemlich aller Welt unbekannt gewesenen Manne ein freudiges Εὕρηκας zu: „Du hast das große Räthsel des Ursprungs der Sprache gelöst!" und dieses außerordentliche Lob erhält der berühmte Gelehrte auch in seinem jüngsten Buche, „Science of Thought", vollständig aufrecht. Wenn ich zwar nicht ein Urtheil über Noirés Leistung, aber die Empfindung, welche mir das Lesen einiger seiner Schriften erregt hat, aussprechen darf, so sage ich, daß, so lange ich las, die Beleuchtung, welche in die Tiefen der Tiefen fiel und die letzten Wurzeln des Baumes der Erkenntniß so schön deutlich darzeigte, mich mit Bewunderung und Genuß erfüllte, daß aber freilich, wenn ich dann über das Gelesene nachdachte, mich hinterher eine Art Schwindel ergriff bei der Erinnerung an die Abgründe, in die ich so kühnlich hinuntergeblickt. Das soll aber nicht heißen, daß ich dem Offenbarer nicht aufrichtig dankbar blieb; war ich auch zweifelhaft, ob ich alles so klar gesehen, wie er es mir genau gezeigt hatte, so hatte er mich doch jedenfalls an

---

vieler Handlungen als eine? Diese Zeichen sind nicht Zeichen der Gegenstände, die von unseren Sinnen wahrgenommen werden, denn obwohl jeder Schlag einer Art vom Auge gesehen, vom Ohr gehört wird, so wird doch die gewollte Handlung des Schlagens mit der Absicht, einen Baum zu fällen, weder von Auge noch Ohr wahrgenommen. Sie sind nicht die Zeichen von Dingen, sondern die Zeichen unseres eigenen Bewußtseins von wiederholten oder fortgesetzten Handlungen. Und zweitens, da diese Töne von Anbeginn an nicht Aeußerungen bloß eines vereinzelten Individuums, sondern mehrerer zu gemeinschaftlicher Arbeit geselter, durch eine gemeinschaftliche Absicht vereinter Menschen sind, so besitzen sie den großen Vortheil, von Allen verstanden zu werden." (Müller, Science of Thought. pag. 300.)

Plätze geführt, die ich vorher nicht betreten, hatte mich Fragen stellen gelehrt, an die ich bis dahin kaum gedacht. Und wer weiß, vielleicht ist der eigentliche Beruf der Philosophie mehr das Fragen als das Auskunftgeben. Auch daß Noiré sich als Philosophen bekennt und nicht wie so viele heutige Erfahrungspropheten das Nie-Erfahrene der Erfahrung verdanken will, auch das ist ein hochanzuschlagendes Verdienst. Dank einer merkwürdigen Arbeitskraft hat er sich nicht nur die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, sondern zugleich der heutigen Physik und Physiologie, Anthropologie und Technologie zu eigen gemacht und verfügt so über ein reiches Kapital von Kenntnissen, aber er weiß, daß für die Absicht der Erkenntniß das Wissen erst durch die Spekulation ertragsfähig gemacht wird. Gerade das ist der eigentliche Kern der Noiréschen Anschauung, daß alle Erkenntniß zugleich objektiv und subjektiv ist; die Sprache, die ihm als identisch — ich glaube allzu identisch — erscheint mit dem Geiste, gilt ihm für die subjektive Entwicklung der Welt wie die Natur für die objektive. Wenn es nun auch nicht einleuchtet, warum alle Erkenntniß einzig durch das Mittel der Worte zu Stande kommen soll, wenn es vielmehr richtig scheint, daß z. B. die zwar nicht begriffliche aber anschauliche Erkenntniß des in Formen, Bildern, Tönen denkenden und sich ausdrückenden Künstlers auch ihre Sprache hat, wenngleich keine Wortsprache, so ändert dies doch nichts daran, daß für alle Erkenntniß es irgend einer Sprache, d. h. einer menschlichen Vor- und Darstellungsweise bedarf und daß für alle begriffliche Erkenntniß dies die Wortsprache ist. Die Wahrheit, daß die Thatsachen nicht sprechen, sondern stumm sind, es sei denn, daß der Mensch ihnen Sprache verleiht, kann heute nicht laut und eindringlich genug ver-

kündigt werden. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts glaubten Viele, die menschlichen Begriffe seien die handelnden Personen des Weltdramas. Seitdem hat es sich herausgestellt, daß dieses interessante Stück nicht eben von bloßen Ideen, jedenfalls nicht bloß von den unserigen gespielt wird. Da ist nun so Mancher in den entgegengesetzten Irrthum verfallen und bildet sich ein, die Handlung hätte einen Sinn, ohne daß dem Geist die Rolle obläge, den Sinn zu entdecken, und der Sprache ihn auszusprechen. Zumal viele der Forscher, welche heute so emsig dabei sind, die Ursprünge der menschlichen Kultur zu ergründen, beherrscht nicht nur die Neigung, das was die Spekulation früherer Zeit gefabelt haben mag, zu verwerfen, sondern auch die treuherzige Meinung, aus den Thatsachen, die sie zusammenlesen, ergebe sich von selbst ein neues Buch der Genesis, ohne daß ihre, der Verfasser Ansicht und Absicht etwas dabei mitthäte. Gegen diese Selbsttäuschung des Empirismus ist Noirés Lehre von der Untrennbarkeit des äußeren Werdens, der Natur, und des inneren, des Geistes, eine wirksame Arznei. Seine kühne Vision von der ersten Dämmerung der Vernunft dürfte Manches wahrgenommen, für wahr genommen haben, was sich in der That vielleicht ein bischen anders zugetragen hat; aber das hat er sicherlich richtig gesehen, daß auch die wirklichsten Thatsachen für uns nur begreifbar werden in der Gestalt von Begriffen und Worten, das heißt in einer Gestalt, an der wir selbst mitschaffen.

Doch es geziemt mir eher von dem Manne, dem Landsmanne zu reden als von seinem Werke, und wenn ich dabei meine eigene Person einführe, so bitte ich um Verzeihung. Noiré, der — als Sohn eines Steuereinnehmers in Alzei geboren — sein Leben hindurch Lehrer

am Mainzer Gymnasium gewesen ist, trat in diese seine amtliche Laufbahn ein, als ich Schüler einer der höheren Klassen war. Er wurde keiner meiner regelmäßigen Lehrer, leider! Denn in den paar Stunden, die er uns aushilfsweise, in Vertretung Anderer gab, erwies er sich ganz anders angeregt und anregend als der Troß der meisten seiner Kollegen. Es war zumal das etymologische Interesse, das er in begabten Knaben wachzurufen liebte. Sein hauptsächliches Fach war damals das Französische, vielleicht, weil ihm von seiner Abkunft her eine besondere Herrschaft über die Sprache zu eigen war. Seine sehr bescheidenen schriftstellerischen Anfänge entsprossen eben daher: er gab ein Lehrbuch des Französischen heraus, welches die bekannte Ahnsche Methode befolgte. Seine Originalität erschien noch nicht, noch lange nicht, er ging so manches Jahr den von Anderen beschrittenen Bahnen nach, und da die Jugend schnell fertig ist mit dem Wort, — mit dem Wort, das leider nicht immer auch ein Gedanke ist —, so stand es bald für mich fest, daß er bei all seiner geistigen Lebendigkeit nichts Schöpferisches habe. Ich ahnte nicht, daß sein liebevolles Sichversenken in fremde Geister den seinigen schließlich mit einem Erdreich versorgen würde, daraus er sich dann seine eigene Blüthe und Ernte zöge. Damals war sein Enthusiasmus ganz den großen Dichtern zugewendet, ein für meinen Geschmack allzu unbestimmter Enthusiasmus. In einem Vortrag über Hamlet, den er einmal hielt, vermochte ich „nichts als Feuer“ zu entdecken. Er suchte noch seinen Weg und fand einstweilen seinen Halt im Glauben an die unsterblichen Götter. Da er nun älter war als ich, der ich selbst noch im Dunkeln tappte, so verargte ich ihm, daß er noch nicht zur Klarheit gelangt war, und obwohl unsere gute Stadt nicht eben Ueberfluß

hatte an Menschen mit literarischer Neigung, so gab ich mir nicht die richtige Mühe, öfter seinen Verkehr zu genießen, auch nicht als ich, älter geworden, ihm hätte näher kommen können. Später verließ ich Mainz und hörte während vieler Jahre nur hie und da von ihm. Eines Tages kam mir ein Buch in die Hände, welches er gegen Roderich Benedix gerichtet hatte; er führte darin gegen den betriebsamen Possenfabrikanten die Vertheidigung Shakespeares. Das kam mir so sonderbar unnöthig vor. Aha, er ist immer noch so überflüssig begeistert wie je! dachte ich. Ein ander Mal suchte ein Mainzer Bekannter meine Aufmerksamkeit auf Noirés Schriftstellerei zu lenken. Allein in meiner Voreingenommenheit las ich nur obenhin. Es soll sogar Kritikern und Redakteuren manchmal so gehen. Das 1874 erschienene „Pädagogische Skizzenbuch“ mundete mir vielleicht mit einigem Grund nicht sonderlich. So ererklärt es sich, wenn es mich auch nicht rechtfertigt, daß, als ein paar Jahre darauf sein Ruf als eines sprachphilosophischen Entdeckers zu mir drang, ich nicht recht an die Botschaft glauben wollte.

Da, nach Jahrzehnten, in denen wir uns kaum flüchtig begegnet waren, wollte ein glücklicher Zufall, daß wir einander in stürmischen Frühlingstagen am Felsgestade von Sorrent wiedersahen. Er war mit einem gemeinschaftlichen Freunde dorthin gekommen, um nach einem arbeitsvollen Winter die Osterferien unter blühenden Orangen zu genießen. Allein so endlose Regengüsse, wie sie zu der Ueppigkeit dieser Natur passen, bannten uns Tag für Tag in die marmorne Ungemüthlichkeit unseres Gasthofs. Nicht ein einziges Mal bekamen wir den Vesuv zu Gesicht. Dafür hörte Noiré nicht auf, uns die Fernen zu entschleiern, die vor seinem inneren Auge so deutlich dalagen. Er war

nun kein Jüngling mehr, doch das Feuer seiner Begeisterung glühte noch jünglingsartig; nur daß seine Inbrunst nicht mehr so sehr den Dichtern gehörte als den Gottheiten eines andern Olymps, des philosophischen. Ja, sein Enthusiasmus glühte noch heißer, denn er hatte sich gesammelt in einem einzigen Brennpunkt. Er hörte nicht viel zu, sondern er sprach, sprach wie Jemand, dessen Gedankenfülle sich Luft machen muß. Drinnen im frostigeu Gasthof wie in den Pausen des Regens auf der das Meer hoch überragenden Terrasse berichtete er uns immer merkwürdigere Neuigkeiten, Millionen von Jahren alte Neuigkeiten, von der grabenden, flechtenden, das Graben und Flechten mit den ersten Sprachschreien begleitenden Urmenschheit. Gelang es unserer profanen Leichtfertigkeit einmal, das Gespräch auf näher liegende Dinge abzulenken, er sorgte dafür, daß es wieder zu dem Gegenstande, seinem Gegenstande zurückkehrte. Aber je mehr wir vernahmen, je weniger waren wir versucht abzuschweifen. Was er sprach, war ja so interessant, und wie er sprach, wie seine breite Brust sich hob, wie sein Blick nicht sowohl hinaus als in sich selbst hinein schaute, wie sein rothes Gesicht noch röther flammte „von jener Jugend, die uns nie entfliegt“ — welch ein Genuß war das und welch ein Schauspiel, so reizvoll als die schönste Landschaft. Man sah in die Werkstatt eines unter außerordentlichem Hochdruck arbeitenden Geistes. Was galten Sonnenschein und Regen und die andern kleinen Freuden und Leiden des armen Daseins neben seinen Problemen, seinen Lösungen! — An einem Spätnachmittag heiterte sich der Himmel auf, Bajae und Procida erglänzten drüben an der andern Seite des Golfs in märchenhaftem Lichte, wir erstiegen die Felstreppen des Berges von Massa, indessen die Orangen endlich ihre Pflicht

thaten und zu duften begannen und die Eidechsen aus den Steinritzen hervorraschelten und den Augenblick weislich benutzten, um sich zu sonnen, — unser Freund, mitten in all dieser schönen Gegenwart, die so inständig begehrte, genossen zu werden, lüftete für uns den Schleier, der bisher auf einem der größten Mysterien der Vergangenheit gelegen hatte, weihte uns ein in die Entstehung der demonstrativen Pronomina. Wären wir ihm nicht Hörer gewesen, sicherlich, er hätte seine Kunde den staunenden Eidechsen erzählt. Mit solcher Innigkeit mögen an dieser selben, einst der „siegreichen Venus“ geweihten Stätte Virgil und Tasso ihre Verse den lauschenden Nymphen oder Hirten recitirt haben. Die am heutigen Tage triumphirende Göttin heißt Wissenschaft, und sie will ebenso alleinherrisch Alles, Natur und Menschenwesen, ihrem Banne unterwerfen wie ehedem die Schönheit. Doch ob im Dienste der einen oder der anderen Wahrheit, der des Bildes oder der des Gesetzes, die andächtige Sammlung, die rückhaltlose Hingebung des Gemüthes ist ein vornehmes Ding, und wer immer seinem vergänglichen Dasein eine dauernde Bedeutung zu geben sucht, der ist ein priesterlicher Mensch, ein Geweihter unter Tausenden. Freilich, jeder Priester ist von der Gefahr bedroht, daß, indem er sich als das auserwählte Gefäß eines Höheren betrachtet, er um des Inhaltes willen das Behältniß überschätze. Indessen wie sehr auch Noiré von dem Glauben an sich durchdrungen war, es galt ihm in seiner Person doch immer nur um die Sache, und sein Bedürfniß, jeden Hörer zu seinem Jünger zu machen, war kein Bedürfniß angebetet zu werden. Sein gehobenes Wesen trug keinen Talar und frei von Salbung entfloß ihm seine Beredsamkeit. Etwas Herbes hatte seine leidenschaftliche Konzentration in dem

einen Gedanken, nichts Verletzendes. Er achtete nicht der Dinge, die außerhalb seiner Welt lagen, litt nicht, was ihm das Innere störte, aber so gesteigert und in sich beschlossen seine Selbstempfindung war, man konnte dem Manne nicht gram sein, dem so bequem, ohne alle feierlichen Falten die Kleider um die massigen Glieder hingen, und den dabei die Naivetät eines für die trivialen Menschenzwecke unnahbaren, weltunerfahrenen Weltweisen zierte. Der Mainzer ist „bon enfant“, Dank seinem Wein, vielleicht auch einem Tröpfchen leichten keltischen Blutes, das zusammen mit dem Saft der Reben in seinen Adern rinnt. In Noirés Adern floß mehr als ein Tropfen französischen Blutes und die gutartige Umgänglichkeit seiner Heimath beharrte unter dem gehaltenen Ernste des Denkers. — Es giebt eine Selbstherrlichkeit, die sich nicht genug zu thun meinte, wenn sie nicht den Rest des Universums verachtete; es geht kein widerwärtigerer Wahn auf Erden um. Die heute nicht seltenen Beispiele solchen Aberwitzes dürfen aber nicht abhalten einzusehen, daß „die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt“, eine warme Atmosphäre ist, welche die tödtliche Kälte einer gleichgültigen Umgebung von ihm abhält. Zumal den Einsamen, die abseits von den gezogenen Wegen ihren eigenen Pfad nicht nur verfolgen, sondern sich erst bahnen, ist ein glühender Glaube an sich selbst eher zu wünschen als zu verargen. Woher hätte unser Freund unter den Pflichten einer Berufsthätigkeit, die auch einem tüchtigen Manne genug zu thun giebt und der er mit mehr als gewöhnlicher Treue und Eifer oblag, woher hätte er noch die Kraft und Elastizität genommen, die er brauchte, um sich daneben, darüber noch eine zweite höhere Aufgabe zu stellen, wie hätte er vermocht, fern von Mitstrebenden, mit Hilfsmitteln karg

versehen, der befeuernden Theilnahme entbehrend, sich dem selbstgesetzten Ziele in lebenslanger Anstrengung langsam zu nähern, wenn er nicht in sich die Stimme gehört hätte, die, den äußeren Beifall ersetzend, ihm Recht gab und unerschütterliche Sicherheit einsprach! Es ist wahrscheinlich, daß es solcher ihrer Idee vollen, von ihr über alle Erdenschwere hinweg getragenen Männer in Deutschland mehr giebt oder mindestens gab als anderswo; doch der übliche Stolz auf den deutschen Idealismus würde sich vielleicht mit einiger Zerknirschung paaren, wenn er einsehen wollte, daß die Exaltation, die diesem Idealismus so gern anhaftet, die Schuld der deutschen Wirklichkeit ist, einer Wirklichkeit, welche, weil sie sich um die Männer der Idee so herzlich wenig, so herzlos wenig kümmert, ihnen keinen Spiegel vorhält und sie kein Maß lehrt. Das Land des Idealismus ist auch das Land des Philisterthums und der Polizei, wo der, der sich zu seiner Legitimirung nicht auf einen offiziellen Paß, sondern nur auf seine Begabung und seine Liebe zur Sache berufen kann, gern für einen namenlosen Landstreicher erachtet wird und ebendarum leicht ins Schweifen und Schwärmen geräth. — Noirés bevorzugte Geisteshelden hießen Schopenhauer, Robert Mayer, Lazar Geiger; aus ihnen (neben Kant und Darwin) hatte er sich den Blüthenstaub zusammengetragen, woraus er sich seinen Honig bereitete. Aber auch ein besonderer Zug des Herzens verband ihn mit diesen Verkannten, diesen Einsamen, und vielleicht war es ihm lieb, sich zu ihnen rechnen zu können. Noch seine letzte Veröffentlichung, eine Festschrift zu Schopenhauers hundertjährigem Geburtstag, die neben einigen Ueberschwänglichkeiten viel Schönes und Wahres enthält, bricht eine Schopenhauersche Lanze gegen unser gelehrtes Zunftwesen, das ja in der That öfters mit einem recht

grundlosen Hochmuth auf die Leute außer Reih und Glied herabsieht. Es ist möglich, daß Noiré, der sich alles selbst hatte beschaffen müssen, sein Material und seine Methode, nicht immer so sicheren Schrittes gewandelt ist wie die Meister der Innung. Er hat vielleicht eines oder das andere schon Bekannte neu zu entdecken vermeint, und was solcher unverzeihlicher Sünden mehr sind. Aber dafür hat er sich auch die Frische des Eroberers bewahrt, die Unbefangenheit des selbstgemachten Mannes, hat er sich in seiner des frühen Erfolges entbehrenden Entwicklung nirgends festgenagelt und noch als Fünfziger zu seiner eigenen Originalität gelangen können. Solchen freien Arbeitern ist es zu gönnen, wenn sie gegen die Aussicht und Athem verschränkende Theilnahmlosigkeit der Welt ein reiches Maß von Selbstgewißheit als aes triplex um die Brust tragen.

In Sorrent verhieß Noiré als den Abschluß seiner Sprach- und Geistesphilosophie eine „Aesthetik". Sie ist nicht vollendet worden und das werden alle die beklagen, welche das dichterische Element in diesem Denker herausgefühlt und namentlich sich in seinem „Logos" an den feinsinnigen Ausführungen über die Poesie der Sprache und die Sprache der Poesie erfreut haben*).

*) Daß die Sprache „ein Herbarium vertrockneter Metaphern" sei, ist längst bemerkt worden; der metaphorische Ausdruck rührt, wenn ich nicht irre, von Jean Paul her. Wer sich überzeugen will, daß der Vergleich nur die halbe Wahrheit besagt, daß zwar der alte Stamm der Sprache aus verholzten, das junge Gesprosse aber immer wieder aus frischen Metaphern besteht, der lese im „Logos" das schöne Kapitel über „Das metaphorische Leben der Sprache". Und wem die Plattheiten, die ein gedankenloser Empirismus neuerdings über den Ursprung der Poesie zum Besten giebt, nicht zusagen, der labe sich an den aus der Tiefe emporgeholten Einsichten Noirés. Dieselben sind auch geeignet, denen zum Trost zu gereichen, die sich fragen, ob es noch deutsche

Unter der übergroßen unablässigen Spannung seines Denkens gab sein Gehirn mit einem Male nach. Ich hatte vor vier Jahren — so lange ist es her seit unserem letzten Zusammentreffen — eine unbestimmte Ahnung davon. So stämmig sein breiter Nacken war, die dunkelrothe Färbung des darauf sitzenden Kopfes hatte etwas Unheimliches; man errieth, wie ruhelos die Blutwelle dieses Gehirn durchströmte. Man hätte ihm mit dem englischen Dichter zurufen mögen:

O thou, who plumed with strong desire
Would'st flow above the earth, beware!
A shadow tracks thy flight of fire —
Night is coming.

Nun ist die Nacht gekommen. Im vorigen Frühling erkrankt, suchte er an mehreren Orten Abhilfe von seinen Leiden, hat sie aber schließlich in der Heimath von dem Allhelfer Tod empfangen. Treue Freunde hatten dem verwandtenlosen Manne die liebevollste Pflege angedeihen lassen.

(Nation 1889.)

Traditionen giebt, wenn sie eine Auffassung um sich greifen sehen, welche in der Sprache ein bloßes Werkzeug der Mittheilung, ein nur leider durch den Thurmbau von Babel in Verwirrung gerathenes Volapük erblicken möchte!

Wereschagins Katalog.*)

Ein Gespräch.

Zwei Freunde hatten die Ausstellung der Wereschaginschen Gemälde im Krollschen Theater verlassen und bogen in eine stille Allee des Thiergartens ein. Die mit alten und jungen Moosen bedeckte Wetterseite der Bäume leuchtete im Schein der Nachmittagssonne und aus den Spitzen der Sträucher, den Wölbungen der Hecken sprühten tausend hellgrüne Flämmchen und Fünkchen, die der leicht daherfahrende Wind vollends anzufachen schien.

— Erinnerst du dich des Goethe'schen Gedichtes auf den „frühzeitigen Frühling"? — fragte der Eine, der seines entzündlichen Gemüthes halber den Beinamen Phosphorus trug.

*) Der russische Maler Wereschagin veranstaltete im Jahre 1882 in Berlin eine Ausstellung seiner Gemälde, die durch Größe, Stoff und allerlei effectvolle Mittel, als elektrische Beleuchtung und Orgelbegleitung, auf das Publikum „sensationell" wirken sollten und in der That so wirkten. Der Stoff bestand aus indischer und tartarischer Scenerie, asiatischen Völkertypen, Greueln russisch-orientalischer Schlachtfelder und sonstigen Ab- und Enormitäten, und die künstlerische Vortragsweise war die des „gewissenhaften" Malers, der sich rühmt, die Wirklichkeit, die ganze Wirklichkeit und nichts als die Wirklichkeit zu geben. Ein umfangreicher Katalog, von Wereschagin selbst verfaßt, war darauf berechnet, den Eindruck, den Curiositäts- und Gräslichkeitseindruck der Bilder durch belehrende und erbauliche Erörterung zu fruktificiren. — Anm. d. Herausg.

Der Andere, welcher, mit oder ohne Grund, Phantasus hieß, citirte.

„Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?“

Und der Erste:

„Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück.“

Armer Wereschagin! Ihm helfen die Musen weder das Glück noch das Unglück tragen. Ob es da eigentlich der Mühe werth ist, ein Künstler zu sein?

— Es ist immer der Mühe werth zu wirken, versetzte Phantasus. Und du wirst ihm nicht absprechen, daß er wirkt! —

— Ich werde mich wohl hüten, ihm irgend eine Tugend abzusprechen. Hast du dir das Vorwort des Katalogs angesehen? Gleich in der zweiten Zeile steht zu lesen, daß er ein großer Maler ist — und was steht nicht alles sonst darin! Wir werden da unterrichtet, daß er nicht aus abenteuerlicher Rauflust oder seines persönlichen Vortheiles willen, sondern aus reiner Kunstbegeisterung und Vaterlandsliebe an den russischen Feldzügen Theil genommen, und daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, nationale

Schranken durchbrechend, zu einem Apostel der allgemeinen Menschenliebe emporgewachsen sei; daß er seine nicht nach äußeren Ehrenzeichen strebende Tapferkeit aufs Glänzendste bewährt und dafür den höchsten militärischen Orden erhalten; daß er die Gelegenheit, sich in Indien dem Gefolge des Prinzen von Wales anzuschließen, verschmäht und lieber dem Studium des Volkes obgelegen habe. Ein vielbewegtes, reiches Leben ohne Abenteuerlichkeit, als Patriot und Philanthrop, als Soldat und Künstler und Forscher und Apostel, dabei gewissenhaft und fleißig und eigenartig und — das darf am wenigsten fehlen — genial: alle diese edlen Qualitäten häuft das Vorwort auf den Ehrenscheitel des Herrn Mikrokosmus, und damit nur ja unsere Phantasie nichts hinzuzudenken braucht zur Vervollständigung des großen Mannes, heißt es noch ausdrücklich: sein Lebensbild gleiche „denen jener großen Meister des Cinquecento, welche, wie er, zugleich Künstler und Krieger waren, welche gleich ihm auf dem Schlachtfeld den Satz bewährten, daß ein ganzer Künstler vor allem ein ganzer Charakter sein muß". Beiläufig bemerkt, hast du bis heute ein Sterbenswörtchen gewußt von den Schlachten, in welchen Tizian und Rafael und Correggio und Soddoma und Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto e tutti quanti die Ganzheit ihres Charakters erwiesen haben?

— Nun, Michel Angelo hat seine Vaterstadt befestigt, wendete Phantasus ein.

— Ja, und hat die Flucht ergriffen in einem Augenblick der Schwäche. Fern sei es von mir, darum seine Charaktergröße anzuzweifeln. Zu einem ganzen Künstler gehört sicherlich ein ganzer Charakter; nur daß ein Künstler seine Kraft und Ausdauer und Tapferkeit anders erweist, als indem er Schanzen erstürmt. Der Ungeschmack,

die Gleichgültigkeit, die Herzenskälte, die Barbarei der Menge ist auch ein wohlverschanztes Bollwerk; dagegen kämpfte der Künstler an mit

— jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt!

Phantasus hatte diese mit wachsendem Eifer hervorgestoßene Rede lächelnd angehört und versetzte gelassen: Welches Feuer! Du bist noch sehr — alt, mein Freund.

— Sehr jung, willst du sagen: mein Eifer beweise, meinst du, daß ich noch sehr jung sei.

— Nein, nein! Einer von den Alten, von der Menschengattung — sie ist im Aussterben begriffen — der es noch nicht darauf ankam, ob sie früher oder später siegte. Lerne die Jüngeren verstehen, die schon im Mutterleib auf der Eisenbahn gereist sind. Die haben das Nichtwartenkönnen mit auf die Welt gebracht. Die mögen sich nicht begnügen mit der Anweisung auf die Zukunft, mit jenem selbstgezogenen Wechsel auf Nachruhm, den die vergeßliche Zahlerin Nachwelt in den seltensten Fällen honorirt. Wer heutzutage ein Talent in sich spürt, der sieht es als ein Capital an, das sofort Zinsen tragen soll. Von seinen Zeitgenossen will er anerkannt sein und hat keine Lust, die Vortheile der Unsterblichkeit erst zu genießen, wenn er gestorben ist. Vielleicht — so setzte Phantasus nach einer kleinen Pause hinzu — hängt dies damit zusammen, daß es in unserer Zeit überhaupt mit dem Unsterblichkeitsglauben hapert.

— Nicht vielleicht, ganz offenbar! rief Phosphorus. Als die Menschen noch der Vorstellung zugänglich waren, der in der Schlacht gebliebene Held werde von einem beflügelten Himmelsboten in den Saal der Götter getragen,

da verlohnte es sich, in erfolglosem Kampfe zu unterliegen; da rief der Künstler, so gut wie der Glaubensstreiter: „Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!" Aber heute, wo wir so genau wissen, daß von einem Thermopylenkämpfer und von einem hinter einer Mauer erschossenen Spion gleich viel oder gleich wenig übrig bleibt, nämlich ein Häufchen Knochen, heute, wo der Künstler, statt in seiner Phantasie die verklärte Stirn des gefallenen Kriegers mit einem unverwelklichen Kranze geschmückt zu sehen, die Armeen begleitet, um uns als Augenzeuge belehren zu können, daß die fahle Leiche des Besiegten von dem blutrünstigen Sieger entkleidet und verstümmelt wird — wie hätte da er selbst noch Lust, zu den Besiegten „im Kampf ums Leben", ums liebe Leben zu gehören! Er glaubt an keine Genien mehr, welche sein unsterbliches Theil hoch über allen Staub und Schmutz der Erde, dieses zertretenen Schlachtfeldes, zum Himmel emportragen; er glaubt nur noch an — sein eignes Genie, und damit auch die Leute daran glauben, verfehlt er nicht, sich ihnen ausdrücklich als Genie vorzustellen.

— Auch die Künstler und Poeten der Vergangenheit haben es nicht an Eigenlob fehlen lassen — wendete Phantasus ein.

— Ja, aber wie harmlos war das im Gegensatz zu dem heutigen Eigendünkel, wie naiv die Eitelkeit der Talente von ehedem zu der bewußten Geniesucht der jetzigen! Unter einem Vergleich mit den großen Meistern des Cinquecento oder mit Homer oder Shakespeare oder Beethoven thun sie's nicht mehr. Als wenn es gar nicht der Mühe werth wäre, bloß etwas Ordentliches zu leisten, es muß schlechterdings etwas Außerordentliches sein. Es giebt kein schweigendes Verdienst mehr, keinen echten Stolz,

der auf die Anerkennung der Menge verzichtet und sich mit dem Beifall der wenigen Verständigen begnügt. Das ganze Publikum soll vor dem großen Mann auf den Knien liegen und Hosiannah singen.

— Sehr natürlich, da es das ganze Publikum ist, an welches heutzutage der Künstler, der Dichter sich wendet, sich wenden muß. In früheren Zeiten gab es kein Publikum, sondern es gab Liebhaber und Kenner und Gönner. Mit den Liebhabern fühlte sich der Mann von Genie durch die gemeinsame schöne Leidenschaft verbunden. Vor den Kennern hatte er Respect, weil sie im Stande waren, ihn zu beurtheilen. Um zu leben, brauchte er Gönner — Könige und große Herren — und das waren sehr erhabene Personnagen, deren Wohlgefallen man nicht erwarb, indem man vor ihnen aufrecht stand, sondern indem man sich bückte. Alles war dazu angethan, um das Talent weder scheu und einsam zu machen, noch ihm eine zu geräuschvolle Rolle aufzuerlegen. Auf die Anerkennung weniger angewiesen, hatte es nicht allzuviel Mühe, deren Aufmerksamkeit zu erregen, und obwohl es schmeicheln mußte — die Mächtigen verlangen immer den Tribut der Schmeichelei — so brauchte es doch nur wenigen zu schmeicheln. Wie ganz anders ist das alles heute! Nicht vor einer glänzenden Galerie von Königen und Mäcenen, nicht vor einem Tribunale zuständiger Richter producirt sich der Künstler, sondern vor einem tausendköpfigen Parterre. Nicht den angeborenen Geschmack, das gebildete Urtheil, die stille Sympathie von Leuten, die er kennt und die ihn kennen, muß er gewinnen, sondern die öffentliche Meinung, zu der es keine privaten und also keine innigen, keine edeln Beziehungen giebt. Inmitten einer bunten, zerstreuten, „unbekannten Menge“, die zu

ihrem größeren Theile nicht anders denn gleichgiltigen Herzens und stumpfen Sinnes sein kann, umwogt, umlärmt von dem profanum vulgus, — muß sich da das Talent nicht um so einsamer fühlen, je eigenthümlicher es ist, um so weniger verstanden, je mehr der Stimmen sind, die mitreden, und darfst du ihm so sehr verargen, wenn es, was ihm nicht an Wärme von draußen zuströmt, durch ein erhitztes Selbstgefühl ersetzt? Gewiß, was du die moderne Geniesucht genannt hast, ist eine widerwärtige Krankheit und man weiß nicht, soll man darüber weinen oder lachen; allein sie erklärt sich, ähnlich wie andere Epidemien, aus der verdorbenen Atmosphäre, in welcher heutzutage das künstlerische Talent athmen muß. Hast du ein kleines Buch gesehen, das kürzlich erschienen ist unter dem Titel: „Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach"? Es ist ein einziger furchtbarer Schmerzensschrei, eine einzige leidenschaftliche Klage und Anklage eines vornehm angelegten, Großes erstrebenden Künstlers, welcher den Kampf gegen die Gleichgültigkeit, die Herzenskälte seines Zeitalters vergeblich gekämpft hat. Versuche es, ihn zu trösten, stelle ihm den Beifall und Dank der Zukunft in Aussicht. Er erwidert dir: „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen. Die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen und für liebevoll ermunterndes Eingehen und Aufnehmen, dessen der Künstler für sein Schaffen bedarf, wie die Pflanze das Licht der Sonne zum Wachsen."

— Ich habe das Buch gelesen mit herzlicher aber noch mehr mit schmerzlicher Theilnahme. Es ist ein peinigendes Buch, eine düstere Krankheitsgeschichte, und so sehr man dem Künstler ein gütigeres Schicksal gönnte, so bezweifelt man doch, ob die Kunst, die Kunst des Lichtes

und der Farben, jemals zu fröhlicher Entfaltung hätte gedeihen können in solch unheiterer, schwerer, eingeschlossener Seele, welche, statt durch die Höhe ihrer Ziele über sich selbst hinweggehoben zu werden, durch das Unmaß ihres Wollens belastet war. Alle Kunst, auch die erhabenste, die tragische, muß im höchsten Sinne leicht und heiter sein, frei von allem, was an Dumpfheit und Qual erinnert.

— Wohl! aber wie soll die Kunst heiter, wie soll der Künstler gesund sein, wenn er trotz aller Begabung, alles Muthes, aller Ausdauer keine Wirkung hervorbringt? Ich sage dir, es ist ein großes Ding um das Wirken, um den sichtbaren, greifbaren Eindruck auf die Zeitgenossen, und wenn wir sehen, wie die „alma sdegnosa“, die grimme Feuerseele eines Feuerbach, weil sie dem die Lorbeerkränze und die Goldrollen austheilenden Publikum keine Zugeständnisse machen kann, sich in fruchtlosem Ringen verzehrt, nun, so werden wir jenen minder herben, minder stolzen Leuten, welche, um ihr Talent an den Mann zu bringen, zu ihrem eigenen Ausrufer werden, mildernde Umstände bewilligen. Schlimm genug, daß das Klappern heute nicht nur zum Handwerk, sondern auch zur Kunst gehört. Aber wenn der Hörer taub ist, muß man die Backen voll nehmen, und wenn die Menschen das Kunstgefühl nicht inwendig haben in den Herzen, so muß man sie fassen bei dem, was sie auswendig wissen, so beruft man sich auf die großen Namen der Kunstgeschichte, auf die Meister des Cinquecento.

Das Gespräch stockte. Die beiden Freunde hatten das Ende der Allee erreicht und einen freien Ausblick gewonnen nach dem westlichen Horizonte, an welchem die Abendsonne im Bunde und Kampfe mit vielgestaltigem Gewölke ein zauberisches Farbenspiel aufzuführen begann.

Eine Gruppe hoher, hagerer Kiefern streckte hundert Schritte vor ihnen die feingeästeten Wipfel in die blaue Luft und ihre schwarzen Umrisse vermittelten die zerfließende Ferne und die harte Nähe des Vordergrundes.

— Da sieh, — rief endlich Phosphorus — was ein bischen Luft und Licht und ein paar an den richtigen Platz gestellte märkische Kiefern aus diesem gestaltlosen nordischen Flachland zu machen verstehen! wenn man Angesichts der Natur an die Kunst zu denken befugt wäre, wahrhaftig, ich könnte mich vor eine von Claude Lorrains seligen Landschaften versetzt glauben. Es ist nicht nöthig, daß der Landschaftsmaler nach dem Orient reise. Hier oder nirgends ist — Indien!

— Solche handgreifliche Unwahrheiten läßt dir heute Niemand mehr durch, du Bewunderer von Claude Lorrains Bergen und Thälern, die nirgend in natura existirt haben.

— Was weiß ich davon, ob sie in natura existirt haben! Als wenn man Angesichts der Kunst an die Natur zu denken befugt wäre! Daß Natur und Kunst zwei völlig verschiedene Welten sind, durch einen Abgrund getrennt, über welchen nur die Schwingen des Geistes in kühnem Fluge tragen, den aber keine noch so peinlich genaue Handarbeit überbrückt, — das wird mir niemals klarer, als wenn ich die Hilflosigkeit solch eines sogenannten Naturalisten sehe. Stellt Claude Lorrain mir einen seiner Berge vor Augen, so mag der dem Soracte des Horaz ähnlich oder unähnlich sein, jedenfalls hat der Maler nicht nöthig, mich zu belehren, daß es ein Berg ist. Malt aber solch ein Orientforscher den „Kantschinschinga“, so muß mich erst noch der Katalog unterrichten, daß hier der höchste, achtundzwanzigtausend Fuß hohe Gipfel des Himalaja abgebildet ist; andernfalls laufe ich Gefahr zu meinen,

das Gemälde stelle einen von spielenden Knaben zusammengetragenen Schneehaufen dar. Aber die Sache ist einfach genug: ein achtundzwanzigtausend Fuß hoher Berg läßt sich naturgetreu nur auf einer achtundzwanzigtausend Fuß hohen Leinwand abbilden, und da eine solche einstweilen von unseren Webereien nicht hergestellt wird, so ist der Herr gezwungen, der Bewunderung des Beschauers durch eine Notiz des Katalogs die erforderlichen Dimensionen zu geben.

— Mein lieber Freund — sagte Phantasus — ich habe es versucht, mich in die Seele des Künstlers zu versetzen.

— In seine Seele? Da wirst du schön angekommen sein. Ich wette, sie hat sich verleugnen lassen, als du nach ihr fragtest.

— Und doch ist es eine aufrichtigere Seele als du meinst. Sie will in der That nicht, daß man nach ihr frage; sie zweifelt an der eigenen Existenz oder doch an dem Rechte dazu; sie hält sich für ein Unwesen, das nicht befugt sei, sich zwischen die Natur und deren Abbildnerin, die Kunst, zu stellen; nur die Technik kommt ihr als eine ernsthafte, zuverlässige Person vor, welche jeden Respect verdiene; aber sich selbst betrachtet sie als „la folle du logis“, der man das Mitdreinreden endlich einmal verbieten müsse. Sie meint ganz treuherzig, der Maler werde die tausend und abertausend Gestalten der Welt da draußen jede in ihrer Art richtig sehen und richtig wiedergeben, wenn nur sie, die eigene innere Art des Künstlers, nichts dazu oder davon thäte. Sie dünkt sich als vom Uebel, die gute Seele, als eitel Wahn und Willkür. Ehemals war das Fleisch die Erbsünde und mußte abgetödtet werden; jetzt aber ist es der Geist, den es auszutreiben gilt. Wie

einstens der fromme Anachoret in die libysche oder arabische Wüste zog und den sündigen Leib kasteite, bis Hunger und Qual und Schmutz nichts davon übrig ließen, so flüchtet unser Künstler vor den Anfechtungen des Geistes, vor den trügerischen Visionen der Phantasie nach der Bulgarei und der Tartarei, löscht im Blut des Gemetzels allen schönen Schein und räuchert durch die Ausdünstungen der Lazarethe und unterirdischen Kerker das Gehirn vom Dunste der Einbildungen. Wenn er uns berichtet, daß er „den furchtbarsten Krieg des Jahrhunderts“ nicht nur mitangesehen, sondern mitgekämpft hat, daß er bis an die sibirische Grenze gereist ist, um das Elend der Deportirten durch vielfache persönliche Berührung kennen zu lernen, wer dächte da nicht an jene heiligen Schwärmer, welche in der Kraft ihres Glaubens jede menschliche Schwäche überwanden und die Aussätzigen küßten und das Lager der Pestkranken theilten!

— So wäre es am Ende gar eine geheime Wahlverwandtschaft, die diesen Feind des Fanatismus zu den Derwischen und Fakirn gezogen hat?

— Jede Religion hat ihre Eiferer. Es ist nur in der Ordnung, daß der neueste Glaube, der Naturalismus, auch seine streitende Kirche hat und seine Reiseprediger, die so erfüllt sind von der Wahrheit ihrer Lehre — —

Daß sie zum größeren Ruhme des wahren Gottes ein bischen priesterlichen Hokuspokus nicht scheuen. Dieses gefühlvolle Orgelspiel zu den Greueln des Schlachtfeldes — ist das die Wahrheit der Kunst, ist das die Kunst der Wahrheit? Dieses gemachte Dunkel mit dem gemachten Lichte — heißt das die Natur ehren? Lohnte es darum, alle möglichen barbarischen Länder zu durchziehen, alle möglichen Volkstypen nach dem lebenden Modell zu zeichnen,

theure ethnographische Sammlungen anzulegen, tausende von Photographien aufzunehmen, um schließlich zu all diesem Wahrheitsapparate den Täuschungsapparat eines Jahrmarkts-Panoramas nicht entbehren zu können! Wie seltsam! Erst baut man sich sein Atelier im Freien, um nur ja die Welt im schatten- und schonungslosen Lichte der Mittagsonne zu sehen, und dann zeigt man das Bild bei elektrischer Beleuchtung!

— Hm! lächelte Phantasus, — der Künstler mag gedacht haben, im Grunde komme es darauf nicht an. Das Publikum kennt ja doch nicht die Bulgarei und Turkestan und Indien aus eigner Wahrnehmung und vermöchte also auch am hellsten Tage nicht zu beurtheilen, mit welch wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit eine vollendete Technik all diese fernen Dinge dargestellt hat.

— Ja wohl! eine vollendete Technik, welche das wichtigste, ich möchte sagen, das einzige Gesetz der Kunst nicht erfüllt: nämlich daß das Kunstwerk sich aus sich selbst zu erklären und, ob auch die fernsten, ja die fabelhaftesten Dinge darstellend, sie aus eigner Kraft uns so nahe zu bringen hat, daß wir keines Vermittlers bedürfen, um sie zu begreifen und von ihrer Wahrheit überzeugt zu sein. Mit all dieser mikroskopischen Suche nach Wahrheit, mit allem Raffinement der Mache sind wir nur wieder zu jener kindlichen Kunst zurückgelangt, welche den von ihr geschaffenen Figuren einen Zettel in den Mund steckte, darauf geschrieben stand, was sie bedeuteten. Doch nein: ich thue jener frühesten Malerei Unrecht; immer war es doch ein im Bilde selbst verborgener Tiefsinn, ein innerer, allzu innerlicher, ein allegorischer Gehalt, den jene ersten, technisch so unbeholfenen, aber des Geistes vollen Meister nicht besser offenbar zu machen verstanden. Hier aber bei

dieser allerneusten Kunst, die aus Angst, es könnte in den greifbaren Körpern eine für all ihre Technik ungreifbare Seele stecken, in eine todte Welt flüchtet, wo es nur noch Leichen giebt und eine diese Leichen mit kalter Genauigkeit studirende Wissenschaft, hier liegt der Inhalt des Kunstwerks außerhalb des Kunstwerks. Das Bild ist nur die Illustration — zum Katalog. O dieser Katalog! Wie hat das Vorwort nur vergessen können, uns einzuschärfen, daß wir in unsrem Maler, der ein Soldat und Apostel ist, auch einen höchst gewandten, höchst kenntnißreichen Schriftsteller zu bewundern haben. Noch nie ist auf so wenigen Seiten so viel des Wissenswürdigen aus Geschichte und Erdkunde, aus Völkerpsychologie und Ethnographie in so knapper, präciser Sprache zu lesen gewesen wie in diesem Bilderverzeichniß. Noch nie hat ein Künstler solche Sorge getragen, daß die Beschauer außer dem körperlosen Eindruck, den die Gaukelei der Farben in ihnen hervorruft, auch noch etwas Anderes, Dauerhafteres, Solideres „schwarz auf weiß nach Hause tragen.“ Wenn sie längst das Bild Nummer elf, das einen Mann in weißem Gewand mit rothem Turban darstellt, vergessen haben, dann lesen sie noch in ihrem Katalog:

> Banya, Mitglied einer religiösen Kaste. Diese perhorresciren die Tödtung jedes Thieres, vom Elephanten bis zum Floh, gelten aber für speculativ, wucherisch und betrügerisch im Geschäfte.

Und über ein altes Weib, dessen scheußliche Gestalt ihnen vielleicht nicht das gebührende Interesse einflößte, wird ihnen die Belehrung zu Theil:

> Frau aus Ladak (West-Tibet), welche fünf Männer hat (Polyandrie).

Dieses eingeklammerte Wort „Polyandrie“ ist allein die fünfzig Pfennig werth, die der Katalog kostet. Das nur

möchte ich gern wissen, ob eine mit fünf Männern behaftete Frau in einer für das bloße Auge wahrnehmbaren Weise anders aussieht als eine, die nur deren viere beglückt, und ob die malerische Technik unsrer Zeit es in der That soweit gebracht hat, diesen Unterschied auf der Leinwand darzustellen. Was meinst du?

— Du nimmst es ein bischen genau, sagte Phantasus.

— Nicht zu genau bei solch einem wahrheitliebenden Künstler. Was! Von einem Bild, welches Kirgisen darstellt, sagt der Katalog:

> Kühne Reiter auf unermüdlichen kleinen Pferdchen. Flink im Rauben und Stehlen, jähzornig, doch gutmüthig und leichtgläubig. —

und ich sollte nicht neugierig sein dürfen, ob man, um die Unermüdlichkeit der kleinen Pferde zu malen, Umbra oder Terra di Siena anwendet, und welche Lasuren wohl die Leichtgläubigkeit der kühnen Reiter am besten durchscheinen lassen.

— Dein Spott ist mir zu schwerfällig — sagte Phantasus. Nimm doch die Sache ein bischen leichter und lustiger und verdirb dir die Freude nicht an dem Instincte oder dem Verstande dieses Mannes, der seine Zeit kennt und weiß, wo ihre Stärke liegt. Man faßt die Menschen nur bei ihrer Stärke.

— Entschuldige — bei ihren Schwächen willst du sagen —

— Es läuft auf dasselbe hinaus. Genug, dem heutigen praktischen Geschlechte mit Phantasie kommen — das ist beinahe so unpraktisch wie Hungers sterben. Beinahe, sage ich, denn Böcklin ist meines Wissens nicht Hungers gestorben.

— Und du nennst deinen Spott lustig?

— In einer demokratischen Zeit, welche das allgemeine Stimmrecht auch in Sachen des Geschmacks eingeführt hat, kann der praktische Künstler — —

— Der praktische Künstler? Ist die Kunst auch praktisch geworden? Allerdings seitdem das Christenthum sichs hat gefallen lassen müssen — —

— Der praktische Künstler kann heute nicht anders verfahren als der praktische Staatsmann. Wie dieser nicht mehr die Neigungen und Bedürfnisse und Vorurtheile der Massen vornehm vernachlässigen darf, so steht auch dem Künstler, der sich Bahn brechen will, kein anderer Weg offen als Rücksicht zu nehmen auf die Stimmung und die Wünsche der großen Zahl.

— Nichts kann klarer sein — rief Phosphorus. Der Realpolitik unsrer Tage entspricht der Realismus der Kunst.

— Ja, doch verstehen wir uns recht! Das wäre ein sehr stümperhafter Realpolitiker, welcher nur den realen, nicht auch den idealen Bedürfnissen der Völker Befriedigung gewährte. Das bloße Essen und Trinken macht die Menschen noch nicht glücklich.

— Sicherlich nicht! Weshalb auch jene Virtuosen der Realpolitik, die Römer ihren Pöbel nicht nur mit Brod, sondern auch mit Circusspielen regalirten. Und da fällt mir ein: wie, wenn man die Gladiatorenkämpfe, bei denen zuckende Gliedmassen und blutige Rümpfe in natura vorgeführt wurden, als unerreichte Muster naturalistischer Kunst auffaßte? Auch die bestgemalte Wunde bleibt doch an Naturwahrheit unendlich zurück hinter dem Blut, das vor den Augen des Beschauers rinnt und gerinnt.

— Ohne Zweifel, fuhr Phantasus fort, sind die meisten Menschen für ein kräftiges Schütteln ihrer derben

oder abgespannten Nervenstränge dankbar. Aber wer sie durch die bloße Sensation, durch die alleinige Wirkung auf die Nerven nicht nur zu packen, sondern auch festzuhalten meint, der irrt sich. Gerade die Menge verlangt auch etwas fürs Sentiment und ist durch nackten Realismus nicht zu befriedigen. Solche Künstler, welche nichts als die genaue Reproduction der Wirklichkeit geben ohne die kleinste Genugthuung für Gefühl und Phantasie, pflegen, vorausgesetzt, daß sie über die nöthige Technik gebieten, von ihren Kunstgenossen, von den Kennern und den raffinés gewürdigt und sogar überschätzt zu werden; aber das in die Schwierigkeiten der Technik uneingeweihte Publikum verlangt mehr als vollendete Nachahmung der Natur; es verlangt etwas für Phantasie und Herz.

— Aber eben sagtest du doch, man dürfe dem heutigen praktischen Geschlechte nicht mit Phantasie kommen!

— Nicht mit künstlerischer Phantasie. Wohl ist es ein praktisches Geschlecht, aber das will nicht sagen, daß es nicht auch in seiner Weise träume und schwärme. Jede Zeit schafft sich ihre eignen Ideale. Eine praktische und realistische Zeit macht das Reale zu ihrem Ideal, richtet ihre Begeisterung auf das Nützliche oder was ihr nützlich scheint. Nun wäre die Behauptung, daß die Gegenwart nur nach materiellem Genuß und Nutzen trachte, höchst ungerecht, vielmehr nie früher haben so zahlreiche Menschen nach geistiger und moralischer Befriedigung begehrt. Nur daß sie diese Befriedigung nicht außerhalb, nicht jenseits dessen suchen, was sie für wahr und nützlich halten. Für wahr halten sie allein die wissenschaftliche Erkenntniß; für nützlich allein, was die allgemeine Wohlfahrt, die allgemeine Bildung, die gesellschaftliche Ordnung mehrt und fördert. Wessen Verstand schwärmt heute nicht für möglichste Ver-

breitung von Kenntnissen und Fertigkeiten? wessen Gefühl schwelgt nicht in edeln, welt- und menschenverbessernden Tendenzen? Der Drang nach sogenannter Cultur, der Wunsch, durch Einrichtungen aller Art die Erde ergiebiger und wohnlicher zu machen und Noth und Elend von ihrer Oberfläche zu verscheuchen, — dies ist der Idealismus unsrer Zeit. Und diesem Idealismus dient der praktische russische Maler oder, wenn du lieber willst, ihn macht er sich dienstbar, und darum hat er Erfolg, während ein Feuerbach, der sich steift, dem Publikum Verständniß und Sympathie für seine eignen, ganz unzeitgemäßen Ideale beizubringen, untergeht. Ich fürchte, daß ich den Künstler Wereschagin nicht mehr liebe als du; denn nur eine ganze Person läßt sich lieben, nicht eine noch so fertige Hand. Aber ich bewundere ihn als richtigen Sohn der Zeit, ähnlich wie ich den Franzosen Zola bewundere. Wie falsch, diese Leute zu beschuldigen, daß sie nur auf die Sinnlichkeit wirkten, da sie gerade die innersten Empfindungen ihrer Zeitgenossen treffen. Wereschagin beschränkt sich nicht darauf, die Nerven zu erschüttern, indem er die Greuel des Krieges ohne Beschönigung abbildet. Nein, er wendet sich an die herrschenden humanen Tendenzen und malt zu der fürchterlichen Wollust des Schlachtfeldes den aller Ehren werthen Engel der Philanthropie.

— Du denkst an Schillers Distichon „der Kunstgriff“:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wollust, — nur malet den Teufel dazu!

— Und ebenso beschönigt oder verschönt er nichts an seinen asiatischen Landschaften, Scenen und Menschen. Er weiß, daß dem Publikum die Schönheit als unwahr nnd unnütz verdächtig ist, aber daß es gern seine Kenntnisse von fremden Ländern und Völkern vermehrt. Wenn er

nun den auf den Bildern selbst nicht anzubringenden Ueberschuß an humaner Tendenz und anthropologischer Belehrung im Katalog verwerthet, — nun, so ist auch das in der Ordnung, denn der Belehrung kann nie zuviel sein, und von der Wahrheit darf kein Tüttelchen vorenthalten werden.

— Kein Tüttelchen! rief Phosphorus und nickte. Das wird Einem besonders klar bei dem, was der Katalog zu dem Bilde Nummer neunundsechzig, den „Ruinen von Tschugutschak", bemerkt:

> Nicht weniger als zwanzig Millionen Menschen (Männer, Frauen und Kinder) wurden längs der westlichen Grenze Chinas ermordet.

Zwanzig Millionen! Nicht ein Mann mehr, nicht eine Frau weniger! Doch sage: Du sprichst unsrer Zeit die künstlerische Phantasie ab — sollte sie etwa dafür der Phantasie der Zahlen zugänglich sein?

— Das mußt du die Statistiker fragen. Jedenfalls läßt sich eher an eine Landschaft glauben, die mit den Knochen von zwanzig Millionen Kalmücken und Chinesen bedeckt ist, als an die von deinen Claude Lorrain und Böcklin gesehenen Länder mit ihren lebendigen Nymphen und fischgrätigen Wassermännern.

— Und glaubst du, das Publikum des allgemeinen Stimmrechts werde nie begreifen lernen, daß, wenn die Phantasie eines bedeutenden Künstlers die Welt in einer gewissen Weise schaut, dies auch eine Art Wahrheit ist und eine höhere als die des photographischen Apparats, eine lebendigere als die der wissenschaftlichen Abstraction, eine fruchtbarere als die der Zeittendenz?

— Wer wills wissen! erwiderte Phantasus und war nahe daran, seine gelassene Miene zu einem schwermüthigen

Lächeln zu verziehen. Aber er nahm sich zusammen, und indem er auf die von der untergehenden Sonne in ein letztes Glanzlicht getauchte Gegend deutete, recitirte er:

Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!

Ihr nach und immer nach! So lange diese Sehnsucht in Menschenherzen lebt, wird der Menschenverstand immer wieder erkennen müssen, daß zu des Geistes Flügeln kein körperlicher Flügel sich gesellt. Das Reich der Phantasie ist nicht von dieser Welt, und eben darum wird es den Menschen in dieser Welt immer wieder einmal zu enge werden.

(Deutsche Rundschau 1882.)

II.

Deutsche Sprache und Bildung.

Natur und Salon.

Eine Erinnerung an Interlaken.

In Interlaken traf ich einen Freund, welcher, seit drei Tagen in der Schweiz angelangt, dieselbe für einen unerträglichen Aufenthalt erklärte. Sagen wir gleich zu seiner Entschuldigung, daß dieser Freund ein französischer Dichter ist, und einem Mann, der im Jahre des Heils 1868 französische Verse schreibt und schöne französische Verse, muß man schon ein bischen Schwarzseherei zu gute halten. Mein Freund erzählte mir, daß, als er sich kaum in Paris in den Wagen gesetzt, auch ein bekannter Schneider vom Boulevard Montmartre eingestiegen sei, der sich während der Fahrt mit solcher Beredsamkeit und in so echt conservativem Geist über die Lage Europas ausgelassen habe, daß ihn die übrigen Reisenden für ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers genommen. Zwischen Lausanne und Vevey sei er an der Villa eines ehemaligen Cafetier aus dem Quartier latin vorübergekommen; an dem vergoldeten Gitter der Villa war in vergoldeten Lettern zu lesen, daß die Gallerie des Herrn Y. an dem und dem Tag der Woche dem kunstliebenden Publikum offen stehe. Hier in Interlaken, so fuhr mein Freund mit grimmiger Gebärde fort, habe ihn nun gar sein Unglück zum Stuben=

nachbar einer Schauspielerin von einem Fauboufgtheater gemacht, welche sich als Madame la Baronne de . . . ins Fremdenbuch eingeschrieben habe und ihre Schleppe mit solcher Majestät trage, daß sämmtliche Bewohner des Hôtels, Kellner, Engländer und Russen, sie ehrfurchtsvoll begrüßten, so oft sie vorübergehe; ihre Calembourgs bei Tisch aber würden als köstliche Blüthen echt französischen Geistes bewundert. Ich suchte meinen ärgerlichen Freund zu beschwichtigen, indem ich einwarf, daß die achtbaren deutschen Damen meines Gasthofs von Kochkunst und Kindererziehung, manchmal auch von der letzten Novelle der „Gartenlaube" sprächen, aber noch nie einen Calembourg gewagt hätten, und das sei denn doch auch nicht eben lustig; übrigens meine ich, man solle sich weder von Pariser Verderbniß noch von deutscher Tugend im Genusse der schweizerischen Natur beirren lassen. Nun wollte aber mein verbitterter Dichter nicht einmal die Schönheit dieser Natur gelten lassen: die Berge der Schweiz haben keinen Stil, behauptete er, die Thäler keine Farbe, die Häuschen seien zu sauber, und der Gang der Oberländerinnen lasse vermuthen, daß ihnen statt der Beine zwei dorische Säulen zu Werkzeugen der Bewegung dienen.

Während unseres Gesprächs hatten wir die Höhe der Heimwehfluh erstiegen. Die beiden Seen rechts und links ruhten bereits in bläulicher Dämmerung; die Zacken der sie umsäumenden Gebirge leuchteten noch in Purpurgluth; vor uns im schwarzen Grunde des Lauterbrunner Thals flatterten ein paar zerschlissene, durchlöcherte Nebeltücher hin und her, daraus die blendenden Leiber der Jungfrau und des Mönchs in bewältigender Pracht und Größe emporstiegen. Mein Freund begann andachtsvoll zu schweigen; er schien sich seiner abfälligen Rede über die

Schönheit der Schweiz zu schämen, und ich triumphirte bereits. Da schallte eine gellende weibliche Stimme in den kleinen runden Pavillon herein: C'est charmant! On dirait que nous sommes à l'opéra. Vous vous rappelez le final de Guillaume Tell, Monsieur? Und die gellende Stimme trällerte den Rossinischen Kuhreigen, was den angeredeten Herrn veranlaßte, bewundernd auszurufen: Tiens! je ne vous savais pas si bonne musicienne, Madame. Die Dame und der Herr traten in den Pavillon, und gewahrten mit freudiger Ueberraschung die bunten Fensterscheiben, die ihn umschließen. Sie betrachteten Jungfrau und Mönch erst durch grünes, dann durch safrangelbes, dann durch feuerrothes Glas und entschieden sich für Safrangelb. Die Dame erklärte dann: gelbe Seide stehe ihr sehr gut, und nach dieser interessanten Aeußerung hüpfte sie wieder zum Pavillon hinaus, hüpfte den Berg hinunter, so zierlich und gewandt, daß ihr der beflissene Begleiter kaum zu folgen vermochte. „Die geht wenigstens nicht auf dorischen Säulen", sagte ich. „Spotten Sie nur", versetzte mein Freund; „doch wäre es barmherziger, mich zu beklagen, der ich selbst hier in den Alpen der dunstigen Atmosphäre von Paris nicht zu entrinnen vermag. Nicht nur, daß ich auf Schritt und Tritt verfolgt werde von den Schneidern und Cafetiers, welche unsern Volksvertretern zum Verwechseln ähneln, von den Loretten, die als große Damen und von den großen Damen, die als Loretten auftreten; ich selbst empfinde nicht einfach, nicht harmlos, nicht natürlich genug, um diese Natur zu genießen, wie man sie genießen sollte. Die Dame da muß sich der großen Oper erinnern, wenn sie einen Maßstab für die Herrlichkeit dieser Gegend finden soll. Ich fürchte, mit meinem Naturgefühl steht

es nicht viel besser. Wer jahraus jahrein in einer Theaterwelt lebt, der begreift nur noch die Decoration mit ihrem berechneten Aufbau, mit ihrer berechneten Unordnung, mit ihrer berechneten Harmonie und Disharmonie der Farben. Was zu groß ist, um in den Rahmen der Scene zu passen, das dünkt formlos. Ich verstehe mich auf die gemalte Landschaft besser als auf die wirkliche, und ach! auf unsere gemalten Weiber besser als auf diese frischen Berner Bäuerinnen, denen ich, trotz ihrer rosigen Haut und ihrer blühenden Leiber, nicht verzeihen kann, daß sie nicht rhythmisch zu schreiten wissen wie die Ladenmädchen der Rue Richelieu."

Ich war nicht zum erstenmal Zeuge der Stimmung oder besser, der Verstimmung, aus welcher diese Worte hervorgingen; manchem wohltönenden Vers meines Freundes hatte diese Dissonanz zum Thema gedient. Der Widerspruch einer raffinirten Bildung und ihrer raffinirten Bedürfnisse mit dem sehnsüchtigen Verlangen nach Einfachheit, Einfalt, Natur streitet heut in manchem Franzosen und läßt ihn nicht zur Ruhe und Klarheit gelangen — ein ernstes, ja wehmüthiges Schauspiel, seltsam genug für den fremden Beobachter, der gewohnt war, Leichtfertigkeit und Klarheit als die unverwüstlichen Grundzüge des französischen Geistes zu betrachten.

In meine Pension zurückgekehrt, fand ich die Gäste bereits um den Theetisch versammelt. Gott sei Dank! dachte ich — diesen hier verkümmert der Ueberfluß an Stilgefühl noch nicht den Genuß der Natur. Es waren so ziemlich lauter Landsleute, die meisten aus dem nördlichen Deutschland, welche da beschäftigt waren mit gewissenhafter Gründlichkeit zu verzehren, was ihnen von Thee, Milch, Honig, Butter und kaltem Braten vorgesetzt worden.

Ein schweigsamer Kreisrichter mit intelligentem aber schmerzlich abgemagertem Gesicht, seine früh verblühte ernst blickende Frau, in eine weite hellgraue Jacke gehüllt, dann die beiden Schwägerinnen des Richters, kräftige junge Blondinen, die gar herzig lachten und sich die bebutterten Finger mit ihren rosigen Lippen rein küßten — das war die Familie, welche, weil am längsten in der Pension zu Gast, zuoberst an der Tafel saß; sie sollte übrigens demnächst abreisen, des Richters Urlaub näherte sich zum großen Schmerz der Schwägerinnen seinem Ende, und die Frau Kreisrichterin erkundigte sich eben bei ihrer Nachbarin, was man wohl dem dienenden Personal der Pension an Trinkgeldern zu entrichten habe. Die Nachbarin wußte über diesen Gegenstand eine halbstündige Auseinandersetzung zu geben, und in der That, die Frage hatte ihre Schwierigkeit, da ja eigentlich in dem Pensionspreise von 5½ Fr. täglich die Bedienung einbegriffen war. Schließlich entschied sich die Rednerin, eine vielgereiste Frau Obersteuersecretärin, für die Verabreichung von je 1½ Fr. an Zimmermädchen und Hausknecht, wogegen sie dem Portier als völlig überflüssigem Geschöpf keinen irgend gültigen Anspruch zuerkennen wollte. Diese vernünftige Unterscheidung fand den lauten Beifall zweier spitznasigen Berlinerinnen, Mutter und Tochter, welche sich im Allgemeinen mit großer Energie gegen den Unfug der Trinkgelder aussprachen; das dafür hinausgeworfene Geld würde viel besser, meinten sie, für Zwecke der höhern Bildung verwendet, zum Beispiel für den Besuch des königlichen Theaters in Berlin, das, was man auch behaupten möge, fortwährend das beste sei in Deutschland. Neben den Berlinerinnen saß ein altes Ehepaar aus Mecklenburg, offenbar sehr gutmüthige Leute, welche aber als adlige Rittergutsbesitzer

seit zwei Tagen nur noch selten und mit sichtlichem Unbehagen an der Unterhaltung ihrer bürgerlichen Umgebung theilnahmen; seit zwei Tagen war noch ein Mecklenburger, ein hochgeborner Herr Graf und Excellenz, in der Pension abgestiegen, in dessen Augen sie sich wohl nicht compromittiren mochten. Sie hatten durch diese Veränderung ihres Benehmens die Gunst, in welcher sie vorher bei den übrigen Gästen gestanden, völlig verscherzt und mußten zumal manche anzügliche Bemerkung über Raubritterthum, Faustrecht, Gardelieutenants und Betteljunker hören, worin sich das demokratische Selbstgefühl eines reichen Chemnitzer Fabrikanten Luft machte. Neben dem Chemnitzer saß eine Frau Senator aus Hamburg, welche sich zu sehr einer vornehmen Haltung befliß, als daß sie mit dem Radicalismus ihres Nachbars hätte sympathisiren können; doch ließen auch ihre Anschauungen bezüglich gewisser Dinge an radicaler Heftigkeit nichts zu wünschen übrig, so zum Beispiel, wenn sie einem ihr gegenübersitzenden Privatdocenten nachwies, daß in einer Stadt wie Hamburg, welche die trefflichsten Leihbibliotheken besitze, es keinen Sinn habe, Bücher anzuschaffen, „die man ja doch nur einmal lese.“

Ich schildere die Gesellschaft nur ebenso weit, als sie im Bereich meiner Beobachtung saß. Uebrigens, wenn ich absehe von der englischen Familie, welche in ihren gelben Sommerkleidern wie eine sonnbeglänzte Insel inmitten des deutschen grauen und braunen Kleidermeers auffstieg, und der gleichsam zu anderem insularen Vorzug, allein von allen Gästen, die Selbstbereitung des Thees in blinkendem silbernem Kessel verstattet wurde, abgesehen von diesen hochmüthig die Welt ringsum ignorirenden Eindringlingen, bildete die übrige Tafel nur eine Wieder-

holung der bereits geschilderten Persönlichkeiten: deutsche Beamten- und Kaufmannsfamilien, dazu ein paar norddeutsche Adlige, sämmtlich aufrichtige Gesichter mit schlichtem Ausdruck, ehrliche derbe Hände, welche die Speisen mit mehr Behagen als Anmuth zum Munde beförderten, bequeme Kleider ohne Farbe und ohne Schnitt. Endlich waren Butter und Honig und kaltes Fleisch bis auf unscheinbare Reste verzehrt; die Stühle wurden gerückt: ein paar Herren begaben sich auf die gewohnte Wallfahrt nach einer erprobten Brauerei; der größere Theil der Gesellschaft, zumal die Damen, wanderte hinüber nach dem „Salon de conversation."

Alle die zahllosen Pensionen, welche im Berner Oberland, am Vierwaldstätter See und in den übrigen vielbesuchten Oertlichkeiten der Schweiz sich vorfinden, besitzen ihren Conversationssaal, der bestimmt ist, den Gästen des Hauses in den Abendstunden oder an Regentagen als Stätte der Vereinigung und Geselligkeit zu dienen. In den größeren Pensionen, zumal Interlakens, trifft man die vornehmen und reichen Classen Europas und Amerikas, und es lassen sich in ihren eleganten Salons ganz interessante völkervergleichende Studien anstellen; auch unter dem universellen Firniß, der mehr oder minder den Leuten „von Welt" in aller Welt eigen ist, treten bald die verschiedenen nationalen Schattirungen zu Tage. Am wenigsten vom Weltmann hat gemeiniglich der Deutsche, auch der reiche und vornehme. Hat man sich ein paar Wochen lang in den Speise- und Conversationssälen der Interlakener Pensionen umgeschaut, so überzeugt man sich, falls man es nicht schon vorher wußte, daß ehrbares Spießbürgerthum, eckige Unbeholfenheit, schwerfällige Schüchternheit nicht etwa bloß unsere Mittelclassen auszeichnen.

In jenen großen Karawanseraien, wo so verschiedenartige und einander so fremde Elemente zusammenströmen, fühlt sich der Deutsche am wenigsten heimisch. Und wie könnte er es auch! Zu Hause ist er gewohnt im engen Kreise von Freunden gleichen Standes und gleicher Stellung zu leben — und zwar gilt dies im Ganzen wohl auch von dem Bewohner unserer großen Städte, welche eben keine Großstädte sind. Plötzlich in Berührung gebracht mit zahlreichen Leuten, welche ihm nicht bekannt, nicht seinesgleichen sind, muß er nothwendig das vermissen, was ihm den Umgang mit Menschen lieb macht, und wofür er das bezeichnende Wort „Gemüthlichkeit“ hat. Der wesentlichste Bestandtheil der Gemüthlichkeit dürfte ja doch in jener schlichten ungebundenen Formlosigkeit zu finden sein, die da einem jeden verstattet, den Rock und das Herz aufzuknöpfen im Kreise der Nachbarn, der Duzbrüder, der Collegen, deren es keinem einfällt, solche hemdärmelige Offenherzigkeit anstößig zu finden. Aber die Gemüthlichkeit, welche, indem sie die beste Seite der deutschen Geselligkeit ausmacht, wie jedes gute deutsche Ding, wie die Blume des Rheinweins, Weile braucht um zu gedeihen, wie sollte sie erblühen zwischen Menschen, die sich zum erstenmal begegnen? Der Verkehr mit jeder Art Menschen und vollends mit unbekannten kann nicht der glatten Grundlage der Höflichkeit entbehren; im Deutschen aber

„— lügt man, wenn man höflich ist.“

Um so schlimmer für die deutsche Höflichkeit, wenn der unhöfliche Vers des Meisters die Wahrheit spricht. Es ist keineswegs nothwendig, daß die Höflichkeit lüge. Wohl thut sie nicht so rückhaltlos wie die Gemüthlichkeit. Dafür nimmt sie mehr Rücksichten. Sie wohnt nicht allein auf den Lippen; der Takt ist treffend als die Höflichkeit des

Herzens definirt worden. Und um höflich zu sein, genügt es nicht, den Hut zu ziehen, es kommt darauf an, wie man den Hut zieht. So steht die Höflichkeit in nächster Verwandtschaft zu Anmuth und Feinheit, zu Liebenswürdigkeit und Geschmack. Sie wird zur Wissenschaft, welche lehrt, wie der Mensch mit dem Menschen zu verkehren, wie er sich ihm zu geben und wie er ihn zu nehmen habe.

In dieser Wissenschaft hat nun leider der sonst so gelehrte Deutsche noch gar viel zu lernen. Es ist ein belustigendes und doch auch wieder unerfreuliches Schauspiel, so manche unsrer Landsleute zu beobachten, welche auf den unglücklichen Gedanken geriethen sich in einer der eleganten Interlakener Pensionen einzumiethen, und die sich eine ungeheure Mühe und Pein anthun um gleich den Mitgästen andrer Nationalität fein und gewandt aufzutreten; je mehr sie darüber schwitzen, um so weniger will es ihnen gelingen. Da möchte man es fast noch lieber mit denen halten, welche, ohne sich viel Gedanken zu machen, in ihrer formlosen Natürlichkeit verharren, wenn eben zuversichtliche Ungeschlachtheit, welche sicher auftritt und mit den Absätzen dröhnt, mehr Anspruch haben könnte zu gefallen als steife Gespreiztheit, welche auf den Zehen einherstelzt, „in jedem Schritt ein rechter Winkel." Im einen Fall vermißt man die Schule, im andern gewahrt man sie zu sehr. Dort fehlt die Zucht, hier die Freiheit welche das Anerzogene in Natur verwandelt. Der Süddeutsche pflegt mehr nach jener, der Norddeutsche nach dieser Seite zu irren. Beide weisen auf eine bedeutende Lücke in unserm Leben und unsrer Erziehung hin.

Diese Lücke wird natürlich am meisten bemerkt wo das Zusammentreffen von Menschen aller Länder zu Vergleichen auffordert. In den kleineren Pensionen der

Schweiz, wo das deutsche und das in dieser Beziehung völlig gleichgeartete deutsch-schweizerische Element fast ausschließlich waltet, pflegt die formlose Schroffheit, welche die erste Annäherung zwischen den Hausgenossen erschwert, in vielen Fällen bald ersetzt zu werden durch eine nicht minder formlose Gutmüthigkeit, welche die anfänglich so widerhaarigen Elemente wenigstens gruppenweise aneinander bindet. Dann stellt sich etwas von der lieben Gemüthlichkeit ein; schade nur, daß sie auf dem völlig ungeeigneten Boden des „Salon de conversation“ nicht zu gedeihen vermag. Geisblatt und Hollunder, welche das Fenster des deutschen Bürgerhauses so traulich umranken, haben nichts zu schaffen im Warmhause, wo Magnolien und Azaleen prangen. Es läßt sich nichts widersprechenderes denken als die Idee des Salon und die Realität, die sich aus dem ernsten Kreisrichterpaar, dem vorlauten Chemnitzer Kaufmann, der steifen Mecklenburger Excellenz und den übrigen Hausbewohnern zusammensetzt. Wohl hocken in dieser und jener Ecke ein paar wahlverwandte Stühle freundlich und stillvergnügt zusammen; aber wie einmal diese Stühle stehen, so bleiben sie, sie rücken nicht aus und durcheinander, die Ecken werden nicht zum einzigen Raum. Weil der Kreisrichter und die Excellenz nicht gleich ein Herz und eine Seele zu bilden vermögen, so bleiben sie durch Abgründe getrennt, die dem Lauterbrunner Thal an Tiefe nichts nachgeben. Jene gesellschaftliche Routine welche, ohne die Abgründe auszufüllen, doch überall schnell Brücken schlägt, fehlt eben. Damit die künstliche und kunstvolle Vegetation des „Salon,“ die wir nun einmal in Deutschland nicht cultiviren, farben- und formenreich erstehe, braucht es mehr als daß es einem Pensionsbesitzer beliebe an sein größtes Zimmer „Salon de conversation“

zu schreiben. Seine Gäste, wackere Sachsen und Friesen und Schwaben, welche sich daheim nicht auf ein solches zufälliges und frivoles Beisammensein verstehen, wie sollten sie es, auf drei Wochen nach Interlaken oder Luzern versetzt, plötzlich lernen? Deutsche vereinigen sich nicht gesellig ohne die Aussicht auf einen bestimmten Nutzen für Leib und Seele. Merkwürdig genug, daß ein Volk, welchem sonst der platte Utilitarismus so sehr widerstrebt, welches den inneren Werth jeder Art von Beschäftigung so wohl von deren unmittelbarem Zweck zu unterscheiden weiß — daß dieses Volk die Geselligkeit nicht als solche ohne besonderen Zweck und Ziel begreift. Von allen Beschäftigungen scheint dem ernsthaften Deutschen allein die „Conversation“ nicht um ihrer selbst willen getrieben werden zu dürfen. Während die Lust der südlichen Nationen im „far conversazione“ besteht, ohne daß sie neben der Unterhaltung noch flüssigen oder festen Unterhalt begehren, bilden Speise und Trank den unentbehrlichen Mörtel deutscher Gesellschaft. Windige Franzosen mögen sich begnügen am Kamin zu sitzen und mit den Armen in der Luft herumzufahren; der solide Deutsche will einen Tisch vor sich sehen, auf den er sich behaglich stützen kann. Ohne Tisch keine Gemüthlichkeit. Wenn aber Essen und Trinken die Bedingung deutscher Geselligkeit bilden, so mag man es doch nicht immer als Zweck anerkennen.

Man kommt also zusammen, um zu singen, zu turnen, zu kegeln, zu schießen, zu stricken, um Vorträge zu halten und anzuhören; selbst das Pfänderspiel wird mit Gründlichkeit betrieben. In allen Fällen aber handelt es sich um eine Sache, um einen Stoff, um ein Object. Die Geselligkeit des „Salon“ beruht im Gegentheil gerade auf der Form und auf dem Subject. Da kommt es nicht auf

das Sein, sondern auf die Erscheinung an. Nicht wer und was der Mensch sei, der da in den Saal tritt, sondern wie er auftrete, das ist hier die Frage. Und deßhalb wird in den Salons Frankreichs und Italiens, eben weil es echte Salons sind, nicht vorgestellt. Aber ein Deutscher muß wissen, mit wem er zu thun habe, ehe er sich mit seinem Mitmenschen näher einläßt. Wie könnte er denn dem Herrn Oberappellationsgerichts-Präsidenten den ihm gebührenden Titel geben, wenn er diesen Titel nicht kennt? Und der Herr Oberappellationsgerichts-Präsident — soll er sich etwa dazu herbeilassen über die Abschaffung der Todesstrafe oder über den Prozeß Twesten mit dem ersten besten Tischnachbar zu plaudern, welcher weder Feuerbach noch Mohl studirt hat? Ja, wenn einmal der Herr Präsident in Erfahrung gebracht, daß sein Tischnachbar seines Zeichens ein Notar und Staatsanwalt ist, und einstens in Jena studirt hat, dann wird er ein Auge zudrücken über die weite Distanz, die auf der hierarchischen Leiter einen Oberappellationsgerichts-Präsidenten und einen einfachen Notar und Rechtsanwalt trennt; bei der Reise ins Ausland mag man immerhin die Amtsuniform daheim lassen — da der Notar und Rechtsanwalt in Jena studirt hat, so kennt er jedenfalls Feuerbach und Mohl, und ist im Stande die gelehrten Argumente für die Todesstrafe und wider die Redefreiheit der Abgeordneten zu würdigen. Aber, lieber Herr Oberappellationsgerichts-Präsident, der Sie eben in Interlaken an der Tafel sitzen und eine gute Forelle aus der Aare nach deutsch-gründlicher Sitte mit dem Messer zerlegen, handelt es sich denn jetzt darum, ein Gutachten über die Todesstrafe auszuarbeiten, oder ein Votum zu begründen über die Schuld oder Unschuld des Landtagsabgeordneten Dr. Twesten? Nein, es handelt sich darum

mit dem neben Ihnen sitzenden Herrn ein Stündchen zu verplaudern. Und dazu müssen Sie Feuerbach und Mohl citiren? Und weil Sie Feuerbach und Mohl citiren müssen, wissen Sie nichts anzufangen mit einem Menschenkind, welchem es nicht beschieden gewesen in Jena Terzen und Quarten zu hauen? Allein Jemand, der keine Terzen und Quarten gehauen und nie vor einem Katheder gesessen, kann darum doch ein ganz verständiger, er kann vor allem ein gewandter, gefälliger, höflicher Mensch sein, der sich seine Bildung eben nicht aus dem Hörsaal, aber sonst woher geholt hat. Wenn Ihre Göttinger oder Heidelberger Bildung nur die Bildung von Jena und Marburg Ihres Verkehrs würdigt, so beweisen Sie eben damit, daß Sie zwar den Doctortitel erhalten, nicht aber sich zu jener allgemeinen menschlichen Bildung aufgeschwungen haben welche den unentbehrlichen, aber auch den einzigen Rechtstitel ausmacht, kraft dessen einer sich zur guten Gesellschaft rechnen darf.

Es ist bezeichnend, daß uns im Deutschen ein Ausdruck wie „gentlemen“ oder wie „gens du monde“ abgeht. „Weltmann“ ist nur eine Verdeutschung aus dem Französischen, und da uns die französische „Welt“ fehlt, so schwebt das Wort in der Luft; es klebt ihm wohl sogar in den Augen der Meisten eine levis nota an: es bedeutet etwas leichtfertiges, unzuverlässiges, das keine ehrliche Profession treibt, und verheirathete Frauen entführt. Da hätten wir besser gethan, den Franzosen ihr Wort zu lassen, und uns das englische anzueignen. Aber nein! Das englische gentleman ist nun einmal gar nicht auf deutsche Erde zu übertragen. Was würden die mecklenburgischen Ritter dazu sagen, wenn „Edelleute“ alle die heißen dürften, an deren Ehrenhaftigkeit glaubt wer sie kennt, deren würdige

und feine Haltung auf den ersten Blick in die Augen springen, und die außerdem während einer Sommerreise in der Schweiz keine tiefsinnigen Untersuchungen darüber anstellen, ob dem Portier des Gasthofs ein Trinkgeld gebühre oder nicht. Du lieber Himmel, denken die mecklenburgischen und andere Ritter, wenn Unbescholtenheit, gutes Benehmen und ein liberales Verhältniß zu den Portiers den „Edelmann" ausmachten, wozu hätte man denn einen Stammbaum, und wäre hoffähig? Darauf ließe sich antworten: daß in England der Adel nicht untergegangen ist, weil auch Nichtadlige gentlemen heißen. Ob die Verfassung eines Staats einer bestimmten Classe von Bewohnern eine bevorrechtete Stellung gewähren solle, das ist eine Frage die auf ein anderes Gebiet gehört. Hier wird nur behauptet, daß es in Deutschland an einer Bezeichnung fehlt für die, welche die guten Gesellschaften bilden, oder bilden sollten, ohne erst einen Stammbaum oder ein Doctordiplom oder die Verleihung des Commercienrathstitels vorweisen zu müssen. Und zwar scheint uns, daß in diesem Fall der Mangel des Namens den Mangel der Sache bedeutet. In Deutschland giebt es eben keine Gesellschaft, giebt es nicht jenes Freimaurerthum, für welches die Unterschiede des Rangs und der Herkunft, des Amtes und Vermögens bedeutungslos sind, für welches der Besitz gewisser persönlichen Eigenschaften die alleinige Bedingung der Mitgliedschaft bildet. Wir haben in Deutschland eine Hoffähigkeit, aber keine Gesellschaftsfähigkeit; wir haben Vereine und Kränzchen, aber keine Salons; wir haben Etikette und Comment, aber wir haben nicht einen geschriebenen oder ungeschriebenen „Galateo," welcher, statt die Bräuche aufzustellen einer gewissen Classe oder Kaste, den Verkehr von gebildeten Menschen mit gebildeten Menschen regelte.

Unser Oberappellationsgerichtspräsident würde uns wahrscheinlich höchst gründlich belehren können wie dieser Mangel eines allgemeinen gesellschaftlichen Gesetzbuchs aus dem innersten Wesen des deutschen Charakters entspringe. Die germanische Rechtsanschauung kenne kein allgemeines Volk, sondern nur Gruppen oder Stände, deren jeder seine eigenen Gesetze habe. Das ist sicher ganz richtig; aber daraus, daß einst die Deutschen sich hundertfältig trennten und zersplitterten in Staat, Recht und Gesellschaft, folgt keineswegs, daß diese Trennung und Zersplitterung ewig zu dauern habe.

Wie die besten Köpfe der romanischen Nationen die werthvollste Frucht der germanischen Individualisirung, die Selbstregierung, auf ihr Gebiet zu verpflanzen suchen, so sollten wir uns hinwiederum von dem socialen Zug der Romanen so viel aneignen als nöthig ist, um die Schäden der Individualisirung auszumerzen. In Politik und Recht sind wir auf dem besten Wege dazu. Wir unificiren ganz tüchtig darauf los, und es wird uns wohl nicht gereuen, dereinst in einem Staat unter einem Gesetze zu leben; was an wirklich berechtigten Eigenthümlichkeiten existirt, das wird, Dank dem germanischen Sondertrieb, dennoch fortexistiren. Zäher und hartnäckiger als unser staatlicher und gesetzlicher Particularismus wehrt sich der gesellschaftliche. Die kleinen Staaten ergeben sich in ihr Schicksal und beugen sich dem nationalen Princip. Die Zünfte, die Orden, die Stifte, die Fideicommisse schwinden und machen den freien Associationen und dem freien Vorrechte Platz. Aber in unserer Gesellschaft dauert die Kleinstaaterei, das Zunft- und Corporationswesen, mit einem Wort die Zersplitterung fort. Da stehen sich noch die Kasten und Stände schroff, ja feindselig gegenüber; ihr Verkehr, wo er statt-

findet, ist hart und schwerfällig; man scheut sich und mißtraut sich, wie sich im Mittelalter die Städte und Fürsten mißtrauten; man kennt sich nicht und weiß nicht wie man einander zu begegnen habe. Natürlich! innerhalb der einzelnen Kasten und Stände herrscht ja so vielfach ein altfränkischer Zopf, eine steife Ueberlieferung, eine geheimnißvolle Satzung, welche die Draußenstehenden eifersüchtig fern hält. Die Ueberzahl der Rechte und Sitten aber schafft wie immer die Anarchie. An Formeln für Studenten und Officiere, für Adelige und Bürgerliche, für Höfe und Bierkneipen fehlt es nicht; aber es fehlt an der Form welche alle bindet. Gerade so wie wir bis auf die jüngste Zeit tausend Gesetze besaßen, aber nicht ein Gesetzbuch; und ganz so wie sich kein nationales Recht hat bilden können, so hat sich kein nationaler Gesellschaftston gebildet. Möge man diesen Mangel nicht für geringfügig ansehen. Um sich zu „verinnerlichen," lebt der Einsiedler in seiner Clause; die „schöne Seele" gedeiht im Stillen. Aber die schöne Form wird nur geboren, wo Augen sind sie zu schauen. Und zur Form gehören, bekanntlich noch andere Dinge als die Art die Beine zu setzen beim Gehen und die Gabel zu brauchen beim Fischessen.

Eine Zeitlang bedauerte ich, meinem französischen Freunde nicht den Rath gegeben zu haben, sich in einer kleinen rein germanischen Pension einzumiethen. Ich hatte es unterlassen, fürchtend er möchte die schlichten, einfachen, zugleich derben und schüchternen Kreisrichter und Steuersecretärinnen uninteressant finden zum Davonlaufen, und mein Patriotismus konnte ein solches Ergebniß nicht wünschen. Ich hatte unrecht. In Interlaken fühlte sich mein Freund noch unwohl von dem Pariser haut goût, von dem aus Fäulniß destillirten Parfüm, der seine über-

reizten Geruchnerven hinderte, den einfachen Duft der grünen Matten herauszuspüren. Zufällig gerieth er später an einem kleinen Orte der Ostschweiz mitten in solch einen Haufen deutscher Kreisrichter und Obersteuersecretärinnen. Und siehe da! er lernte sie lieb gewinnen trotz ihrer unscheinbaren rauhen Schale, und nachdem er einen Monat lang Abends mit ironischem Staunen dem Treiben im Salon de conversation beigewohnt, am Tag aber mit seinen deutschen Mitgästen durch Berg und Thal gestreift war, blieb er zwar bei seiner Ansicht, daß die Berge der Schweiz keinen Stil hätten, fand aber daß sie sich besser als die stilvollen südlichen Landschaften zum Naturgenuß eignen. Und nach Paris zurückkehrend, wollte er das Heil Frankreichs davon abhängig wissen, daß es gelänge, der französischen Anmuth und Eleganz deutsche Innigkeit und Tiefe einzuhauchen. Schön, erwiederte ich! Doch unter der Bedingung, daß ihr uns gestattet, unsrerseits deutsche Innigkeit und Tiefe mit französischer Formschönheit zu umkleiden. Diejenige der beiden Nationen, ders am besten gelingt sich also zu ergänzen, soll als die rechte große Nation gelten. Bei mir aber dachte ich: die Aussichten stünden besser für uns; denn daß die Natur zur Kunst fortschreite, ist eben nur die rechte Entwicklung; daß die Kunst zur Natur zurückkehre, möchte mehr Mühe kosten.

(Allgemeine Zeitung 1869.)

Ernst Renan und die deutsche Cultur.

Es ist keine leere Einbildung, wenn der französische Redner, welcher heute über die politische „Hegemonie" Deutschlands grollerfüllte oder wehmüthige Betrachtungen anstellt, einen Trost darin findet, daß er, der Franzose, nach wie vor die ganze Welt zum Publikum habe. Was auch die entstellende Mißgunst oder Eifersucht sagen möge, die sogenannte deutsche Hegemonie ist keine römische Cäsarenherrschaft; doch eine Aehnlichkeit läßt sich nicht in Abrede stellen: wie in dem Römerreiche ein griechischer Autor mehr Leser fand als ein lateinischer, so genießt eine französische Schrift den Vorzug der leichten und allgemeinen Verbreitung vor einer deutschen. Ein deutscher Akademiker, welcher Werth darauf legte, nicht von einigen sachverständigen Fachgenossen verstanden, sondern von den geschmackvollen Leuten des Erdkreises bewundert zu werden, würde französisch reden müssen; etwa wie Cicero nicht umhin konnte, sich manchmal des Griechischen zu bedienen. Dem Uebergewicht der französischen Sprache haben die Siege der deutschen Waffen keinen Abbruch gethan. Ja, gerade so wie aller Welt kommt auch vielen Deutschen nichts leichter zu Ohren, als was an der Seine getrieben und geschrieben wird. Unsere Tagesblätter meinen uns bei Leibe nichts vorenthalten zu dürfen von den Pariser

Dingen, und über die wenigst wichtigen sind sie am besten unterrichtet. Wie viele unbedeutende französische Namen merkt sich der deutsche Zeitungsleser, der über manches vaterländische Verdienst keinen Bescheid weiß! Fürwahr, wenn wir die hochmüthigen Leute sind, für die man uns erklärt, so ist dieser Hochmuth mit einem guten Theil Selbstverleugnung gemischt.

Doch nein! die Wahrheit ist vielmehr diese: unser Hochmuth und unsere Demuth sind nicht gemischt, sondern liegen unvermittelt neben einander. Es giebt Deutsche, die sich aus falsch verstandenem Patriotismus oder einem allzu ausschließlichen Gefühl für deutschen Werth von allem Französischen abgewendet haben und dasselbe um so weniger leiden mögen, je leichter es dem beweglichen und gefälligen Elemente gelingt, überall hinzudringen und sich einzuschmeicheln. Gerade eine große Zahl unserer Hochgebildeten verschließt sich heute gegen eine Civilisation, der wir so viel verdankt haben und noch so viel werden verdanken können. Dagegen die niedrigeren und weiteren Flächen unserer populären Bildung liegen gegen Frankreich heute wie je mit offenen Grenzen da. Französischer Verstand und französische Feinheit finden weniger als ehemals bei uns Eingang; französischer Schaum und Abschaum überschwemmen uns wie früher, mehr als früher, da das Bereich des Niedrigen überhaupt zugenommen hat.

Dies ist offenbar ein fehlerhafter Zustand und es wäre Zeit, daß dem anders würde. Wenn wir das wirklich Gute der Franzosen wieder mehr schätzten, so würden wir eben dadurch ihr Schlechtes eher fern halten. Auch im geistigen Völkerverkehr läßt sich dem Andrang geringer und schädlicher Waare keine wirksamere Schranke entgegensetzen, als indem man die Concurrenz der besseren

erleichtert. Nur sehr enge Köpfe können meinen, wir vermöchten überhaupt ohne alles Fanzösische auszukommen. Jeder großen Nation sind als natürliche Privilegien sehr besondere Fähigkeiten verliehen, vermöge deren nur sie sehr allgemeine Bedürfnisse aller Nationen befriedigen kann. Wir brauchen die Franzosen wie sie uns, und darum ist es dringend zu wünschen, daß zwischen den besten Deutschen und den besten Franzosen wieder ein auf richtigerer gegenseitiger Würdigung beruhender Austausch angebahnt werde. Wie schwer das freilich ist, das hat jüngstens Jemand bewiesen, der wie kaum ein anderer berufen wäre mitzuhelfen zum Hinwegräumen der Schwierigkeiten.

Wohl beschäftigen sich die Franzosen mehr als vordem mit uns. Der unliebenswürdige Römer ist ein Gegenstand des Interesses geworden für den zierlichen Hellenen; aber dieser, welcher sich brüstet, was ohne die Athener geschehe, sei verloren für den Ruhm, ist weniger denn je geneigt, seinem Besieger etwas zum Ruhme nachzusagen. Der feinsinnigste und unbefangenste unter den lebenden Franzosen, einer, der wie wenige seiner Landsleute uns kennt und wie wenige Deutsche die Deutschen einst zu preisen wußte, ergriff neulich eine Gelegenheit, unser Erwähnung zu thun, und — sieh da! — er fand nicht nur nichts an uns zu loben, sondern eine ganze Fluth herben Tadels entströmte seinem beredten Munde. Die Aeußerungen, welche Ernst Renan bei seiner feierlichen Aufnahme in die französische Akademie über den gegenwärtigen politischen, moralischen und socialen Zustand Deutschlands gethan hat, wollten ohne Zweifel nichts sein als friedliche Betrachtungen eines gelassenen Philosophen oder schlimmsten Falles elegische Klagen eines aus seinen stillen Denkerfreuden aufgestörten Humanisten. Ein Geist wie Renan, bei

welchem die Fähigkeit des Anempfindens an die Proteusnatur des gestaltenschaffenden Dramatikers hinanreicht, darf nicht böser Absicht geziehen werden, wenn er vor zehn Jahren mehr die Vorzüge der Deutschen wahrnahm und ihm heute mehr ihre Mängel auffallen, oder wenn er eben die Eigenschaften, den deutschen Ernst, die deutsche Schlichtheit, den deutschen Gehorsam, in welchen er früher Vorzüge erblickte, jetzt für Mängel ansieht. Niemand hat das Verdienst, welches darin bestehen kann, sich selbst zu widersprechen, in helleres Licht gesetzt als Renan; die Allseitigkeit

a pour lui tant de charmes
Qu'il prend contre lui-même assez souvent les armes.

Solche allesverstehende Intelligenzen werden nicht leicht durch Neigung und Abneigung irre geführt. Ihr Wesen ist Gerechtigkeit, und nicht ungerecht zu sein war sicherlich Renans Absicht, auch als er in der Akademie so übel von uns sprach. Allein die tückische Eris, „die Mutter der Trugreden", nachdem sie die blutigen Schlachtfelder verlassen hat, zögert noch im Heiligthum der Musen und verkehrt auf den Lippen heiterer Weisen die Worte des Friedens in Worte des Haders. So friedlich sie gemeint waren, jene Aeußerungen Renans sind als ein Stück Polemik empfunden worden, und zwar nicht erst von uns Deutschen, die wir uns von einem so erleuchteten Geiste einer billigeren Beurtheilung versehen zu dürfen glaubten, sondern und vor allem von den Franzosen selbst, welche keinem Theile der glänzenden und geistreichen Lobrede auf Claude Bernard so vollen Beifall spendeten als den Sätzen, worin mit der heutigen deutschen Cultur ins Gericht gegangen wurde.

Hätte Renan doch dies bedacht: daß, wie nun einmal heute die Welt beschaffen ist, selbst eine akademische Festrede, welche nur der Verherrlichung des höchsten Humanismus gelten will und gelten sollte, von dem befangenen Sinn der Zeitgenossen allzugern als ein Pamphlet, als ein im Dienste der Tendenz geführter Streich, als der berechnete Ausfall eines politischen und nationalen Sachwalters aufgefaßt wird. Das eben ist ja heute so traurig, daß beinahe nur noch die auf Erkenntniß der physischen Natur gerichteten Geister sich verstehen, sich verstehen wollen, während es eine moralische Wahrheit, die „der ganzen Menschheit zugetheilt ist“, kaum noch zu geben scheint. Der gescholtene Materialismus der Naturwissenschaften darf sich rühmen, an einem Bande zu weben, das alle hienieden verbindet. Aber unter denen, welche am himmelwärts strebenden Bau der Ideen arbeiten, nimmt die Sprachverwirrung immerfort zu. Physiker und Chemiker, Geologen und Astronomen, Mechaniker und Physiologen aller Länder, Rassen und Sprachen schaffen gemeinsam an einem Werke, bebauen einträchtig neben einander, mit einander dasselbe von keinen Hemmnissen durchzogene Feld, und der Ertrag des einen ist der Gewinn aller. Aber giebt es noch eine allgemein menschliche Religion und Moral und Kunst? Wird nicht gerade in diesen Provinzen, welche einst allzu hoch im Aether zu liegen schienen, als daß die Grenzpfähle der Länder und Staaten trennend in sie hineinzuragen vermochten, wird nicht in diesen obersten Räumen, wo der über alle niederen Schranken erhabene Genius der Menschheit das Ideal suchte und fand, wird nicht gerade im Reich der sittlichen Wahrheit, der Schönheit, der Freiheit nur noch das Besondere, das Beschränkte, das Bedingte gesehen, gewürdigt, gepriesen?

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild —

so sang von dem Reich des Ideals der Dichter, der sein edelster Bürger war. Wo ist es hin, dieses Reich? wohin seine Bürger? Wo finden sich noch die Propheten, welche ein an alle Irdischen gerichtetes himmlisches Evangelium verkünden? wo die Moralisten, welche eine von aller Stammesbesonderheit unabhängige Sittlichkeit lehren? wo die Historiker, welche die Geschichte von einem welthistorischen Standpunkt aus schreiben, sie nicht fälschen zu Gunsten des Patriotismus oder der Partei, sie nicht entseelen zu Gunsten einer Genauigkeit, die vollends eine Fälschung ist? wo sind die Gesetzgeber, welche noch an ein Recht glauben, das, verschieden von dem Interesse dieser Zeit und dieses Volkes, zu allen Zeiten und für alle Völker gilt? wo die Künstler, welche noch in freier Schöpferlust Götter und Helden bilden und nicht vielmehr ihre nächsten kleinen Landsleute sklavisch abconterfeien? — Von dem poesievollen Biographen des Christenthums, dieser Weltreligion und Weltmoral, von Ernst Renan, welcher wie wenige unserer Zeitgenossen das Gefühl für die Berechtigung, aber auch für die Beschränktheit und Engherzigkeit alles Nationalen besitzt, von ihm vor allem hätte man erwarten dürfen, daß er das Wort nur führe im Namen der großen Wahrheit, welche einigt, nicht der kleinen, welche scheidet. Der Rufer im Streite giebt es genug — zumal zwischen Frankreich und Deutschland. An ihm, der das dauernd Gute, was der deutsche Geist hat, so wohl versteht, an Renan wäre es gewesen, nur von diesem Guten zu reden, nicht von seinen Mängeln und zeitweiligen Lücken. Er konnte wissen, daß seine Verdammung der heutigen deutschen

Cultur mißverstanden und mißbraucht werden mußte, daß sie nicht als objectives Urtheil eines wissenschaftlichen Völkerpsychologen, sondern als leidenschaftlicher Ausdruck nationaler Abneigung und politischer Feindseligkeit wirken werde.

Hinterher, als Renan diese Wirkung gewahrte, erschrak er. Wenn einer, so ist er nicht der Mann, länger als einen kurzen Augenblick Genuß darin zu finden, daß die Menge ihm Recht giebt. Wohl hatte er als neuer Akademiker seine Pflicht erfüllen müssen — „la grandeur oblige" —, hatte auf dem Grab eines edlen Todten, aber zugleich ins Antlitz der Lebendigen das Opfer feinsten Weihrauchs dargebracht, welches der akademische Ritus vorschreibt, und für die Anmuth und Weihe, womit er das Amt celebrirte, gern den Beifall der auserwählten Versammlung hingenommen, die sich zu solch einer „séance de réception" einfindet. Aber als dieser Beifall außerhalb der Mauern der Akademie widerhallte, als das zustimmende Gemurmel der wenigen sich in den lärmenden Jubel der vielen verwandelte, als er erkannte, daß er Worte geredet hatte, die geeignet waren, Schlagworte zu werden, daß er Urtheile gefällt, in welchen andere ihre Vorurtheile wiederfanden, da wurde ihm bang vor seiner Volkähnlichkeit, da fragte er sich wie jener griechische Redner: habe ich etwas Verkehrtes gesagt, daß sie mir zustimmen? und er beeilte sich, aus einem der Vierzig — was, wie er sah, nur allzu leicht gleichbedeutend ist mit einem der Millionen — wieder er selbst zu werden, wieder sich allein anzugehören, wieder Ernst Renan zu sein, der nur seine eigenen Gedanken denken mag.

Diese Rückkehr aus der hallenden Sphäre der akademischen Beredtsamkeit und der banalen Popularität in die

stillen Höhen, wo die maßvollen Urtheile und die gemessenen Wendungen zu Stande kommen, lohnte sich bald. Renan war in der Einsamkeit sofort wieder der beschauliche Geist, der sich nicht verzeihen kann, heftig und beschränkt gewesen zu sein, und gewiß! diese leise wurmende Unzufriedenheit mit sich selbst, nicht der laute Einspruch der deutschen Zeitungen ist es gewesen, was ihn veranlaßte, einen „Brief an einen deutschen Freund" zu schreiben, worin er in der Form einer nachträglichen Erläuterung seinen früheren Aussprüchen viel von ihrer Schroffheit und Schärfe benimmt. Geduldiger und eingehender als in seiner Rede bespricht Renan in diesem Briefe die gegenwärtigen deutschen Zustände. Er hat viel, sehr viel daran auszusetzen, aber das haben wir ja wohl auch. Ueber einen Gegenstand, der uns so nahe berührt und uns selbst so viel zu denken und zu klagen, zu fürchten und zu rathen giebt, werden wir einen einsichtsvollen Ausländer aufmerksam anhören, wenn er ein bischen Redlichkeit und Wohlwollen mitbringt.

In der That beginnt Renan seinen Brief mit der Versicherung, daß man seine Rede mißverstanden habe. Nicht als ein Feind Deutschlands sprach er, als er in der Akademie sich über die heutige deutsche Politik und Gesellschaft und Gelehrsamkeit so unbarmherzig ausließ; kein Wort sagte er gegen Deutschland und seinen Genius. Wie könnte er, er, dessen ältester Jugendtraum, das Zusammenarbeiten Frankreichs und Deutschlands, jetzt wieder die Ueberzeugung seines reifen Alters ist! Er hat nicht gewechselt; nach wie vor denkt er, daß die beiden Nationen einander bedürfen, weil sie sich ergänzen, daß „die zwei Hälften des menschlichen Geistes" sich versöhnen müssen.

Wohl hätten wir gewünscht, daß Renan sich nicht erst

in die Lage versetzt hätte, diese authentische Interpretation seiner eigenen Worte geben zu müssen, daß er von allem Anfang an deutlich gewesen wäre, daß er den Feinden Deutschlands in Frankreich keinen Vorwand geliefert hätte, ihm Beifall zu klatschen, und daß er die Feinde Frankreichs in Deutschland nicht ermächtigt hätte, auf ihn hinzuweisen und zu sagen: Da seht ihr! auch der ruhigste, freieste, feinstgebildete Franzose schürt oder rechtfertigt den Haß seiner Landsleute.

Doch genug, das ist nicht Renans Absicht gewesen; ganz im Gegentheil, jene Worte herben Tadels, in welchen wir einen Widersacher zu vernehmen glaubten, waren Aeußerungen eines wohlmeinenden Freundes, — eines Freundes, der nur, ach! zu seinem Schmerze, uns den Vorwurf machen muß, daß wir nicht dem hohen Ideal entsprochen haben, welches er sich von uns gebildet hatte. Gut! mit einem Feinde läßt sich nicht discutiren; aber einem kritischen Freunde, dessen Mißbilligung aus warmer Sympathie entspringt, einem „bourru bienfaisant“, der uns ausschilt zu unserem Besten, werden wir geduldig zuhören und freundlich erwidern.

Leider werden wir vor Allem erwidern müssen: o Freund, bist du nicht vielleicht selbst schuld an der Enttäuschung, die dir, wie du sagst, von uns bereitet worden? jene hohe Vorstellung, welcher wir nicht entsprochen haben, war sie berechtigt? wie konntest du dir ein Deutschland gestalten nach dem Bilde jener Denker und Dichter, welchen du mit Recht nachrühmst, daß sie dem Besitzthume des menschlichen Geistes ein neues Reich hinzugewannen? Dir braucht man doch nicht zu sagen, daß die großen Geister eines Volkes nicht identisch sind mit diesem Volke, der Sohn der Jungfrau nicht mit den Juden und der von

Bienen genährte Plato nicht mit den von irdischen Müttern gesäugten Athenern. Und wahrlich, wie nur je eines, so war das Reich der deutschen Poeten und Philosophen nicht von dieser Welt. Niemals standen große Schriftsteller so außerhalb ihrer Umgebung, wie die Verkünder des deutschen Idealismus außerhalb des realen Deutschland standen. Ihre Leiber traten deutsche Erde und athmeten deutsche Luft; aber das Auge ihrer Seele schaute, Gott sei Dank! ganz andere Dinge als die deutsche Wirklichkeit jener Tage. Diese Wirklichkeit war so niedrig und dürftig, als die Ideen Herders reich und die Ideale Schillers erhaben waren. Ein großes Volk ohne Stolz und ohne Würde, ohne Macht und ohne Freiheit, ohne Selbstbewußtsein und ohne Einfluß, durch tausend willkürliche Bande verschnürt, durch tausend lächerliche Schmarotzergebilde verunstaltet, zu hilflos, um zu erwerben, zu arm, um zu genießen, zu dumpf, um empor zu streben — das war das deutsche Volk, in dessen Mitte Lessing den „Nathan“ und Goethe den „Faust“ schrieb. Aus diesen Dichtungen wehte ein Odem, bestimmt, die Geisteswelt mit einer nie vorher gekannten Freiheit zu erfüllen, zu einer nie vorher gekannten Wahrheit zu erheben. Aber dieser gewaltige Geisteshauch, der hoch in den Lüften um die Erde kreiste,

— come il vento
Che le più alte cime più percuote,

drang nicht oder kaum in die Enge des deutschen Bürgerhauses, und wäre er auch dahingedrungen, er konnte nur die Seelen, nicht die Leiber befreien. Die classische deutsche Poesie, Philosophie nnd Moral war viel zu vornehm, um praktisch und volksthümlich zu werden, um greifbare Früchte zu tragen. In der dünnen Luft, worin ein paar auserlesene Geister lebten, konnte kein ganzes

Volk athmen. Ihre Anschauungen waren zu wahr, ihre Maaße zu groß, ihre Lehren zu erhaben, ihre Forderungen zu selbstlos. Unsere classische Literatur diente keinem Bedürfniß, am wenigsten dem Bedürfniß des Tages. Ihre praktische Wirkung beschränkte sich wesentlich darauf, den Besten der Nation den Abstand zwischen der Höhe des Ideals und dem Jammer der realen Existenz fühlbar zu machen.

Ganz andere Mächte als die des Idealismus mußten erstehen, um dem deutschen Volke ein würdigeres und ersprießlicheres Dasein zu verschaffen, Mächte, die zum völligen Unterschiede von jenem Idealismus nicht für die Unabhängigkeit des Denkens, aber für die Unabhängigkeit der deutschen Nation, nicht für den kategorischen Imperativ, aber für die deutsche Sitte, nicht für die absolute Wahrheit und ideale Schönheit, aber für die politische Kraft und das wirthschaftliche Gedeihen des Vaterlandes arbeiteten und noch arbeiten. Kein Vorwurf ist unstatthafter als der, daß das neue Deutschland nicht die Abstractionen Kants, den Humanismus Herders, die olympische Weltsympathie Goethes verkörpert habe. Die Wahrheit ist, daß das neue Deutschland niemals geworden wäre, wenn nicht statt des weiten Idealismus jener großen Geister, der „nach Außen nichts bewegen“ konnte, das enge Wollen, die nüchterne Berechnung, das harte Arbeiten praktischer Staats- und Geschäftsmänner zur Herrschaft gelangt wäre.

Als Lessing 1778 seine „Gespräche für Freimaurer“ verfaßte, meinte er, es wäre „recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört.“ Dreißig Jahre später schrieb ein junger preußischer Officier, der

nach der Schlacht bei Jena in die französische Gefangenschaft gerathen war, einen Aufsatz: „Die Deutschen und die Franzosen", worin er seinen Landsleuten vorwirft: „Wir haben zu wenig heilsame Vorurtheile; der echte Geist der Kritik, der in uns wohnt, sucht das Gute überall auf wie das Böse; er giebt also anderen Nationen ihr Verdienst und deckt die Fehler der eigenen auf — dies zerstört den Nationalsinn, der seine größte Stärke in Vorurtheilen hat". Der junge Officier wurde in der Folge als General von Clausewitz einer der Begründer jener Schule wissenschaftlicher Strategen, bei welchen Renau die hochtönenden Reden vermißt. In dem Gegensatze des Dichters, der die nationalen Vorurtheile tilgen wollte, und des Militärs, der ein Menschenalter später sie herbeisehnt, stellt sich deutlich der Gang der deutschen Entwickelung dar und das Verhältniß des realen Deutschland, wie es heute als nationaler Staat erstanden ist, zu der Ideenwelt unserer classischen Schriftsteller. Nicht nur räumlich hat das heilige römische Reich deutscher Nation enger werden müssen, um sich in den profanen preußisch-deutschen Staat zu verwandeln, auch geistig sind wir enger geworden. Die Deutschen, die das nicht erkennen wollen, haben ebenso sehr Unrecht als Renan, der es erkennt, uns aber einen Vorwurf daraus macht. Renan hätte den Vorwurf nicht erhoben, wenn er hätte bedenken wollen, daß die moralischen Eroberungen der Herder und Kant, der Schiller und Goethe die Franzosen nicht abhielten, ihrerseits das körperliche Deutschland zu erobern, zu demüthigen, zu berauben. Weder die Sansculotten Custines, noch die Grenadiere des ersten Napoleon machten aus Dankbarkeit und Ehrfurcht vor den Verdiensten der deutschen Philosophen und Dichter Halt an den deutschen Grenzen. War es da zu

verwundern, daß die Deutschen sichs merkten und den Wahn abthaten, es lasse sich ein Land durch philosophische Systeme und poetische Inspirationen vertheidigen? war es zu verwundern, daß sie über die Ursache ihrer nationalen Zerrüttung, ihrer politischen Schwäche nachdachten und dieselbe in jenem Weltbürgerthum entdeckten, welches die Vorurtheile zerstört.

Die für die praktischen Zwecke des nationalen und staatlichen Lebens erforderlichen Vorurtheile zu erzeugen und im Geiste der Nation zu befestigen, das ist ohne Zweifel die wichtigste und wirksamste Tendenz der deutschen Geistesentwicklung in diesem Jahrhundert gewesen im Gegensatz zu der auf menschliche Bildung abzielenden Cultur des vorigen Jahrhunderts. Wir sind keine parteilosen Kosmopoliten mehr, keine weitherzigen Philanthropen, keine uneigennützigen Weltbeschauer und Weltverbesserer. Wir schwärmen nicht mehr mit dem Marquis Posa, wir sind nicht mehr allgerecht wie der weise Nathan, wir arbeiten nicht mehr an unserem inneren Menschen wie die schönen Seelen des Wilhelm Meister. Wir haben uns aus den weiten Fernen der Menschheitsideale auf uns selbst zurückgezogen, sind enger, aber auch bestimmter, nüchterner, aber auch klüger, sind kühler und egoistischer geworden. Der den Deutschen mehr als irgend einer anderen Rasse eigene kritische Zug verleugnet sich auch in dieser neuen Epoche nicht; aber die deutsche Kritik, welche sich ehedem gegen die Unzulänglichkeit der Welt der Erscheinungen richtete, zerstört jetzt mitleidslos die Welt der Phantasie und der Idee. Statt das Universum zu einem philosophischen System zu machen, statt den Aether mit göttlichen Gestalten zu bevölkern, statt unsere Freude zu haben an dem, „was sich nie und nirgends hat begeben“,

richten wir uns auf unserer deutschen Erde innerhalb unserer deutschen Grenzpfähle wohnlich ein, suchen sicher und wohlhabend zu werden, kein Volk mehr von Dichtern und Denkern, sondern von Soldaten und Geschäftsleuten.

Dem neuen Zustand des deutschen Geistes entspricht ganz natürlich der neue deutsche Staat. Derselbe ist nicht aus der philosophischen Spekulation entstanden, welche vielmehr gerade bei uns ihre praktische Ohnmacht nur allzu deutlich dargethan hat, sondern aus der Thätigkeit tüchtiger Administratoren, kluger Staatsmänner, tapferer Krieger. Nicht gemäß den Theorien Kants ist der neue Staat aufgebaut worden, sondern gemäß der Praxis Friedrichs des Großen, und die Prinzipien selbst des Philosophen unter den Königen haben, ihm selbst zum Trotz, mehr Verwandtschaft mit dem „Principe" des Machiavelli als mit den Prinzipien eines Philosophen. Dem deutschen Staate vorzuwerfen, daß er nichts für die Welt leiste, daß er nur für sich da sei, heißt ihm recht eigentlich sein Wesen selbst zum Vorwurf machen. In der Zeit ihrer Staatlosigkeit arbeiteten die Deutschen für die Welt, aber sie wurden aus dieser uneigennützigen Arbeit durch harte Stöße aufgerüttelt. Daß sie nun heute so egoistisch sind, bloß für sich zu arbeiten, ist es ihnen so sehr zu verargen? Zumal — da, wenn große Denker und Künstler für die Welt arbeiten, sie in der That nur das Reich des Geistes erweitern, ohne irgendwen zu beeinträchtigen; wenn aber Könige und Feldherren das Wohl der Menschheit in die Hand nehmen, so pflegt es immer auf Kosten Jemandes zu geschehen. Die generösesten Erklärungen der Menschenrechte, wenn auf den Spitzen der Bajonette durch die Länder getragen, vergießen Blut. Die Armeen, welche die Ideen der Revolution nach Deutschland und Italien und Spanien brachten,

waren weniger uneigennützig, als die Rousseau und Montesquieu. Daß wir nicht den Anspruch machen, allmächtig zu sein und die Welt neu einzurichten, wie Alexander, Augustus, Karl der Fünfte, Napoleon, das ist ein echt französischer Tadel, den wir gern verdienen und hoffentlich immer verdienen werden. Wenn man nicht den Ruhm haben kann, ein geistiger Welteroberer zu sein, so habe man wenigstens den Ruhm, nicht die reale Welt unterjochen zu wollen. Indem wir das Glück und die Freiheit der Anderen nicht zu schaffen unternehmen, sind wir in der That liberal.

Aber, sagt unser französischer Freund, ihr habt auch eure eigene Freiheit, euer eigenes Glück nicht geschaffen. Wo ist nach euren Siegen der Lohn eurer Anstrengungen geblieben? Statt euch zu vertrauen, mißtrauen euch eure Staatsmänner; statt eure Geschicke in eure Hand zu legen, sinnen sie nur auf beschränkende Einrichtungen, auf Strafgesetze und Zwangsmaßregeln. Acht Jahre sind vergangen seit der Herstellung eures neuen Reiches. Ihr habt weder das große Problem, einen lebensfähigen Parlamentarismus auf dem Continent herzustellen, noch irgend eine andere der großen politischen und sozialen Fragen gelöst. Ihr seid weder glücklicher, noch moralischer, noch zufriedener geworden.

Hier muß vor allem Einsprache erhoben werden gegen den Satz Renans, daß das Schauspiel, welches heute Deutschland bietet, etwas Außerordentliches sei; daß der Sieg gewöhnlich nicht zur Beschränkung der Freiheit führe. Uns dünkt vielmehr, die Geschichte zeige, daß immer und allerwärts große diplomatische und militärische Erfolge, Erfolge der conzentrirten und disciplinirten Staatsgewalt, die Thätigkeit der spontanen Mächte des Volksgeistes, das

heißt die Freiheit, gemindert haben. Die Initiative großer Staatsmänner und die Selbstregierung der Nationen, siegreiche Heere und starke Volksvertretungen sind Gegensätze. Nicht nur weil die materielle Macht auf Seiten des Siegers ist, sondern weil, wie Renan selbst so richtig sagt, die Menschen immer und immer wieder der herrlichen Gestalt des Triumphators zujubeln: „Du bist unser Haupt, sei unser Prophet!“ Wohl hat in Deutschland die Siegesfreude nachgelassen, ja sogar sich in Unlust und Mißmuth verwandelt. Aber nicht gegen den Staat und seine Leiter wendet sich diese Verdrossenheit. Vielmehr, wenn das deutsche Volk heute über alles und jedes unzufrieden zu sein scheint, seinen Trost findet es in seiner neuen nationalen Einheit, in seiner politischen und militärischen Kraft. Mit dieser Einheit und Kraft, mit ihrem Staate ist die Nation nicht unzufrieden; vielmehr nur von dem Staate erwartet sie die Heilung ihrer Schäden, nur ihn ruft sie an in all ihren Verstimmungen. Weil der Staat ihr Macht, Ansehen, die Unabhängigkeit des Ganzen gegeben hat, so hofft sie, er werde ihr auch die anderen Güter geben, welche das Leben des Lebens werth machen, auch die Güter, die bisher immer nur der Gewinn und das Verdienst der Individuen gewesen sind, die Würde, die Unabhängigkeit, die Selbstentwicklung, die materielle und moralische Kraftentfaltung der Einzelnen. Der Antagonismus, welchen Renan zwischen der deutschen Nation und ihren gegenwärtigen Staatsmännern entdecken will, besteht nicht. Die große Mehrheit der Deutschen ist durchaus einverstanden mit diesen Staatsmännern und billigt wie deren äußere, so auch deren innere Politik, so wenig dieselbe liberal heißen kann, insofern man unter Freiheit das größtmögliche Maß von Selbstbestimmung der Individuen

versteht. Aber wenn man in einem allerdings sehr verschiedenen Sinne vielmehr eine solche Regierung liberal nennen will, welche den Anschauungen und Neigungen des Volkes gemäß regiert, so ist die heutige deutsche Regierung durchaus liberal; sie ist der treue Ausdruck des gegenwärtig in der Nation herrschenden Geistes.

Renan freilich meint, das neue Reich habe nicht verwirklicht, was man von einer Regierung erwarten konnte, welche in sich alle Kräfte des nationalen Genius vereinigt. Merkwürdig! Renan wirft uns unseren Mangel an Freiheit vor, und dabei denkt er, eine Regierung könne alle Kräfte des nationalen Genius in sich vereinigen, das heißt also, eine Regierung könne ein Volk nicht nur unabhängig, sondern auch frei, nicht nur gehorsam, sondern auch selbstthätig, nicht nur stark, sondern auch geschickt, nicht nur gesittet, sondern auch moralisch, nicht nur unterrichtet, sondern auch schöpferisch machen. Daß die deutsche Regierung nicht wie der „Roi-Soleil" alles Licht und alle Wärme ausstrahlt, das kann ihr Renan nicht verzeihen. Allein seit wann denkt er denn so hoch von jener Monarchie Ludwigs XIV., die er früher einmal mit den Reichen der Sassaniden und Mongolen verglich?[1]) und hat er nicht eben erst die Weltanschauung der großen deutschen Denker gepriesen? Aber wenn diese Weltanschauung sich in eine einzige Grundidee zusammenfassen läßt, so ist es die der Spontaneität, der Originalität, der Entwicklung aus sich selbst heraus, des freien Schaffens, des natürlichen Werdens, der inneren Gesetzlichkeit, des Individualismus im Gegen-

[1]) „— cette monarchie de Louis XIV, sorte d'imitation d'un idéal sassanide ou mongol, qui doit être tenue pour un fait contre nature dans l'Europe chrétienne." Questions contemporaines. 1868. p. 18.

satz zu der — Renan gestatte uns zu sagen — französischen Idee des Collectivismus, des äußeren Gesetzes, der gesellschaftlichen Ordnung, des staatlichen Zwanges, der Uniformität, des diszipliniirten Wollens und künstlichen Machens.

In dem bereits erwähnten Aufsatz des jungen Clausewitz heißt es: „— jene Beschränktheit der Franzosen macht sie nicht blos lenksamer für die Regierung, sondern sie concentrirt auch ihren Verstand in engeren Grenzen und macht ihn praktischer für das politische Leben; sie erzeugt eben durch die Einförmigkeit der Individuen den esprit de corps und dieser, etwas erweitert, den Nationalgeist; durch eben diese Wirkungen aber macht sie den Franzosen geeigneter, zum politischen Instrument seiner Regierung zu dienen." Als der junge Preuße, von Trauer erfüllt über die Zerrüttung seines Vaterlandes, diese Worte schrieb, suchte er sich zu trösten in dem Gedanken an den freieren Individualismus seiner deutschen Landsleute; aber offenbar bewunderte er doch und beneidete die siegreichen Feinde um der Eigenschaften willen, denen sie ihre politische Größe verdankten. Seit den napoleonischen Kriegen hat der erwachte deutsche Patriotismus bei dem deutschen Volk gerade die Eigenschaften zu entwickeln und zu pflegen gesucht, welche bis dahin mehr bei den Franzosen zu finden waren, die Eigenschaften, wodurch eine Nation politische Leistungen vollbringt. Es ist nur natürlich, daß darüber jene anderen Kräfte zurücktraten, welche, früher von den Deutschen allein geschätzt und gepflegt, zwar ihrer individuellen Entfaltung förderlich, ihrer staatlichen Thätigkeit aber hinderlich gewesen waren. Nur die kollektiven Kräfte der Nation kann aber eine Regierung vereinigen, leiten, entwickeln, befruchten, und wenn der neue deutsche Staat neben der politischen Blüthe nicht auch eine Blüthe des deutschen

Geisteslebens erzeugt hat, so sollte gerade Renan dies ihm nicht verübeln. Gerade er müßte wissen, was freilich leider in Deutschland viele nicht wissen oder nicht mehr wissen, daß die höhere intellectuelle und moralische Cultur eines Volkes von ganz anderen Mächten, mit ganz anderen Mitteln, auf ganz anderen Wegen geschaffen und gefördert wird als durch die Kräfte, Mittel und Methoden der staatlichen Action. Daß der nationale Ruhm den nationalen Genius spornen kann, ist wahr; daß er ihn spornen muß, ist nicht wahr. Mehr als einmal ist eine Epoche literarischer und künstlerischer Blüthe zusammengefallen mit tiefster politischer Erniedrigung. Dante und Petrarca sangen zürnend und klagend von der „serva Italia, di dolore ostello“ —; Tizian und Michelangelo malten und meißelten, während ihr Vaterland zwischen der französischen und der spanischen Fremdherrschaft hin- und hergerissen wurde. Unsere eigenen Goethe und Schiller wurden durch den politischen Jammer Deutschlands nicht abgehalten, unsterbliche Werke zu schaffen, und hinwiederum war die napoleonische Aera die literarisch unfruchtbarste in der ganzen modernen Geschichte Frankreichs. Gewiß, die Literatur eines Volkes hängt zusammen mit seinen öffentlichen Zuständen, aber die Zusammenhänge liegen viel tiefer, sind viel feiner als mancher patriotische oder demokratische oder geschichtsphilosophische Systematiker sich einbildet. Eine große Literatur kann in großen Monarchien und in kleinen Republiken gedeihen, unter der milden Sonne fürstlicher Mäcene und inmitten der Verwirrung des Bürgerkrieges; sie ist weder die Frucht nationaler Größe noch politischer Freiheit noch überhaupt irgend welcher allgemeiner Verhältnisse; sie verträgt nur Eines nicht — einen Zustand des Ganzen, der dem Talente ver-

bietet, sich nach seinem eigenen Gesetz zu entwickeln und zur Geltung zu bringen. Mäcene, die ihm das verstatten, sind ihm ein Segen, mögen sie sonst auch die willkürlichsten Tyrannen sein; und das ruhmreichste Staatswesen ist ihm verhängnißvoll, wenn dasselbe alle Kräfte, alle Sinne des Volkes auf den einen Zweck des Staates hinlenkt.

Weil es der Zusammenfassung aller deutschen Kräfte auf den einen Zweck der nationalen Wiederherstellung bedurft hat und noch immer bedarf, so ist es nicht erlaubt, sich zu wundern, daß Deutschland heute nicht die Bedingungen darbietet für das Gedeihen eines spontanen, individuellen, schöpferischen Geisteslebens. Um für das politische Leben praktischer zu werden, hat der deutsche Verstand sich verengern müssen; damit ein deutscher Nationalgeist entstehe, bedurfte es einer größeren Einförmigkeit der Individuen; und die durch unsere staatlichen Schul- und Militäreinrichtungen der Nation ertheilte Erziehung, welche sie unindividueller und zu einem geeigneteren „politischen Instrumente" machen soll, hat, scheint es, ihr Ziel noch nicht genugsam erreicht. Daß diese Erziehung keine Goethe bilden wird, wissen wir sehr wohl; daß sie vielmehr geeignet ist, ein Talent, das unter andern Bedingungen ein großer Dichter oder Philosoph hätte werden können, in durchaus abliegende Bahnen zu lenken, sehen die hellen Köpfe auch in Deutschland, aber sie glauben es nicht beklagen zu sollen. Unser berühmter Physiologe du Bois-Reymond sprach schon vor Renan die Meinung aus, daß, wenn Goethes Jugend in die heutige Zeit fiele, er vermuthlich „Götz", „Werther" und „Faust" ungeschrieben ließe und lieber im Reichstage Reden hielte. Ob Goethe es lieber thäte, läßt sich in Zweifel ziehen; um so gewisser ist es, daß er ein willigeres Ohr, einen empfänglicheren

Sinn bei der Nation fände, wenn er ihr von der Herrlichkeit des Staates und von den Pflichten des Bürgers redete, als wenn er, ein unehrerbietiger Prometheus, Menschen formte nach seinem Bilde, die des Zeus nicht achten.

Nach jenen achtzig Jahren einer von Renan so sehr bewunderten literarischen Thätigkeit, „während welcher in Deutschland Schriftsteller blühten, die sich den größten der anderen Nationen vergleichen lassen“, ist eine andere Epoche eingetreten, eine Epoche von Staatsmännern, „die an solider Tüchtigkeit keinem der großen politischen Genies der Vergangenheit nachstehen“. Daß die beiden, die Männer des Gedankens und die der That, nicht neben einander Platz haben, darf wohl mit Trauer erfüllen; aber es kann nur den befremden, der sich nicht vergegenwärtigt, wie diese Zeit der politischen Verengerung sich als eine durchaus natürliche und nothwendige Reaction gegen die Zeit der geistigen Expansion darstellt. Uebrigens, um gegen Deutschland nicht ungerecht zu sein, muß man nicht vergessen — und der Verfasser des „Caliban“ sollte es am wenigsten vergessen — daß in dem letzten halben Jahrhundert die Geister allüberall mittelmäßiger, nüchterner, trockener geworden sind; daß allüberall in dieser Aera der Analyse und der Technik es kein anderes Ideal mehr giebt als Präcision und Nützlichkeit; daß man allenthalben der Begeisterung und der Intuition mißtraut und nur noch die Theilung der Arbeit für redlich und ergiebig hält; daß die Weisen und Propheten aller Völker nicht mehr auf dem Berge predigen und durch heilige Symbole die Herzen zu rühren suchen, sondern in Parlamenten Gesetze geben, in Zeitungen Fragen erörtern und vergebens in der Fülle ihres historischen Wissens einen Ersatz suchen für die verlorene Frische, für die nachtwandlerische Sicherheit einer

unbefangenen Schöpferkraft; daß man allerorten für jedes Leid und jedes Gebrechen das Heil sucht in allgemeinem Unterricht und allgemeinen Einrichtungen, nicht mehr, wie ehedem, in der Tugend des Einzelnen und der Religion Aller. Immerhin kann nicht geleugnet werden, daß diese von der Culturentwicklung der gesammten heutigen Welt befolgte Richtung gerade bei uns Deutschen in besonders enge Wege einzulenken droht. Dies hängt mit unseren sozialen Zuständen zusammen, und hier kommen wir auf den letzten der von Renan erwähnten Punkte.

Unser französischer Freund sagt, die Literatur setze voraus eine heitere, glänzende, leichtlebige Gesellschaft, eine Gesellschaft, welche über sich selbst zu lachen geneigt sei und in welcher, bei noch so großer Ungleichheit der Klassen, dieselben sich doch mischten und alle am Leben aller Theil hätten. Renans Ausspruch ist wohl zu absolut. Eine Gesellschaft, wie die italienische der Renaissance, wie die englische und französische während der ganzen letzten zweihundert Jahre, hat Deutschland auch in seinen besten Tagen nie besessen. Das literarische Schaffen und das literarische Genießen ist bei uns immer nur das Verdienst und der Geschmack einzelner gewesen. Seit Ulrich von Hutten sich darüber lustig machte, daß ihn seine Standesgenossen, die Ritter, für ihresgleichen gelten lassen würden, wenn er nur nichts gelernt hätte, sind unsere Junker zwar die wissenschaftlichsten Generalstabsofficiere der Erde geworden, aber die vornehme deutsche Gesellschaft betrachtet die Musen noch immer als nicht gesellschaftsfähig und entbehrt darum all des Reizes, den nur die Musen verleihen. Die Musen haben aber nun einmal aristokratische Sympathien und, von den Palästen ausgeschlossen, nehmen sie ungern vorlieb mit den Häusern des Beamten und des Kaufmannes; selbst

in der Bücherei des Professors stört sie etwas. Die deutsche Literatur hat immer abseits von der deutschen Gesellschaft gewohnt, gesonnen und gedichtet; dennoch hat sie existirt, und es ist also nicht ganz richtig, daß es ohne Gesellschaft keine Literatur gebe. Aber freilich, die Trennung von Gesellschaft und Literatur hat bei uns zur Folge gehabt, daß die beiden gar wenig auf einander gewirkt haben. Wohl wahrte sich dadurch unsere classische Literatur ihre wunderbare Idealität; aber darum gelang es ihr auch so wenig, die deutsche Wirklichkeit zu verschönern und zu adeln. Der dämonische Mann, welcher den deutschen Sozialismus theoretisch und praktisch gegründet hat, erhob gegen das deutsche Bürgerthum die Anklage, „daß die Großen und Guten unserer Nation, unsere Denker und Dichter, wie Kraniche über den Häuptern dieses Bürgerthums dahin geflogen sind und nichts von ihnen auf diese Masse gekommen ist, als der leere Schall eines Namens." So schlimm steht es nun gewiß nicht. Der so böse redete, war eben ein demokratischer Tribun, der es mit den Worten nicht so genau nehmen durfte noch wollte. Aber nur zu wahr ist es, daß die heutzutage allenthalben über die feinere Civilisation der Vergangenheit hereinbrechenden Hochfluthen der Demokratie gerade in Deutschland nicht denselben Dämmen und Hindernissen begegnen wie anderswo. Unsere klassische Cultur hat nicht den Vortheil gehabt, die deutsche Gesellschaft zu durchdringen und in ihr einen festigenden Cement zu finden. Schon die angeborene Geistesart des deutschen Volkes brachte es mit sich, daß es mehr eine Cultur der Ideen als der Formen war, und diese Ideen hatten vielleicht nicht die Fähigkeit, jedenfalls nicht die Zeit, sich zu verkörpern, zu nationalen Meinungen, Formeln, Traditionen zu werden. Nicht der Literatur, son-

dern der Politik, dem Staate, den mit dem Staate aufs engste verbundenen, für die Zwecke des Staates begeistert wirkenden öffentlichen Schulen war und ist es beschieden, dem deutschen Leben Gestalt zu geben und Ziele zu setzen, die Meinungen zu modeln, die Charaktere zu formen. Die moderne demokratische, fachwissenschaftliche, utilitarische Bildung hat in Deutschland nicht anzukämpfen gegen die befestigte Bildung, gegen den unabhängigen Geschmack, gegen die sozusagen capitalisirten Anschauungen, Ueberlieferungen, Conventionen einer alten Geistesaristokratie. Und damit hängt es zusammen, daß wir uns wider die Gefahren des Socialismus mehr auf die Waffen des Staates als auf den inneren Widerstand der Gesellschaft verlassen müssen.

So vereinigt sich bei uns heute alles, um den Staat nicht nur zum festen Rückgrat, sondern auch zum Gehirn und Herzen der Nation zu machen. Die Socialisten wollen selig werden durch den Staat, freilich durch den Staat ihrer Façon, und die Gesellschaft sucht beim Staate Schutz gegen den Socialismus. Die Regierenden selbst theilen völlig das allgemeine Vertrauen in ihre Fähigkeit, nicht nur den öffentlichen, sondern auch den privaten Menschen durch Gesetz und Polizei, durch militärische Zucht und Schulen aller Art zu bilden und zu bessern. Werden ja doch die Staaten durch eben die Mittel erhalten, durch welche sie gegründet worden. Und so schließt man, daß dieselbe Methode, nach welcher der künstliche Bau des preußischen Staates aufgerichtet worden ist, auch dem natürlichen Wachsthum der deutschen Nation nicht anders als frommen könne. Schiller meinte, daß die Sonne Homers auch uns lächle; aber nicht der gesangreiche Jonier widerstand dem fremden Eindringling; in der Bedrängniß

des Vaterlandes verdiente sich der waffenstarrende Dorier die Hegemonie. Wie jenseits der Alpen das neue Reich nicht von dem fein- und freigewohnten Toscaner hergestellt wurde, sondern von dem „malo assuetus Ligur", so das neue Deutschland von dem hart erzogenen Preußen, und die Nation verzeiht ihm seine Unliebenswürdigkeit um seiner rauhen Tüchtigkeit willen.

Ob einmal die Zeit kommen wird, wo neben der Kraft auch die Anmuth erscheint, wo im Bürger der Mensch, in der Gesammtheit das Individuum wieder zur Geltung gelangt, wo in den gewaltigen Bau des deutschen Staates die milden Genien einziehen, die allein ihm Schmuck und Schönheit verleihen können? Wer will es wissen, aber wer möchte es nicht hoffen? Das idealistische Deutschland von ehedem, das realistische von heute, warum sollten sie nicht einst in einem neuen Jahrhundert zusammen leben und gedeihen? — in einem neuen Geistesfrühling:

When briers shall have leaves as well as thorns
And be as sweet as sharp!

Jene großen Schriftsteller, von deren Ideen man heute so wenig weiß, so wenig wissen mag, obwohl zahllose historische und philologische Anatomen darüber her sind, fort und fort ihr Leibliches zu durchwühlen, sie werden dereinst wieder auferstehen, wieder im Geist und in der Wahrheit gelesen werden. Dann wird Deutschland aufs neue erfahren, daß die Wahrheit doch noch etwas Besseres ist als das nützlichste Vorurtheil und die Freiheit etwas Fruchtbareres als die verständigste Ordnung. Ja, dann erst wird aus der geistigen Saat der classischen deutschen Literatur der volle Segen ersprießen. Als jene Saat ausgestreut wurde, war der deutsche Boden nicht im Stande, eine so vornehme Cultur zu tragen, und diese Cultur diente nicht

den deutschen Bedürfnissen. So lange Deutschland noch des Lebens Nothdurft entbehrte, konnte es die höchsten Güter nicht genießen. Kein Mensch und viel weniger ein Volk lebt von reinen Ideen, und hinwiederum führen die Ideen eine allzuluftige Existenz, wenn sie nicht in fester Erde wurzeln. Zwischen unserer classischen Literatur und unserer wirklichen Welt bestand ein Abgrund, und nicht nur der Wirklichkeit schadete es, daß sie sich nicht berührten. Blieb diese arm, gemein, unschön, so hatte jene etwas Abstractes, Unbestimmtes, Unpraktisches. Vielleicht, daß sich in dieser gegenwärtigen Epoche politischer und ökonomischer Arbeit der Abgrund ausfüllt. Renan nennt uns mit Recht „ein Volk von Einsamen.“ Wir waren es, wir sind es noch heute. Noch sind wir hundertfach getrennt, nicht sowohl durch äußere als durch innere Schranken; die Stämme, die Confessionen, die Stände, die Berufe sind bei uns noch immer mehr geschieden als bei irgend einem der großen Culturvölker. Der Adel weiß wenig von der gelehrten Welt, diese wenig von dem Handel und den Gewerben. Die Enge und Kleinheit der Verhältnisse aller in einem zerrissenen und verarmten Lande schloß den Einen ab vom Anderen und erzeugte mit dem Vorurtheil, das den Anderen verkennt, den Hochmuth, der die eigene Person, die eigene Kaste überschätzt. Gegen diesen Sondergeist hat unser classischer Humanismus so gut wie nichts ausgerichtet; die großen Dichter wurden Weltbürger, aber die guten Deutschen blieben Spießbürger. Die Aufklärung Lessings verscheuchte die Nebel des Aberglaubens, nicht die des Standesvorurtheils; Kants Kritik that der Gottesfurcht Eintrag, nicht der Menschenfurcht, und Mephisto hätte auch sagen können: Die Götter sind sie los, die Götzen sind geblieben. Man wird eben leichter mit den neun Chören der Engel fertig

als mit irdischen Hierarchien. Die philosophische Kritik kann mit den unsichtbaren Mächten des Himmels aufräumen; aber gegen Gespenster, die in unseren Wohnungen spuken, hilft nur die Erfahrung: man muß sie anfassen, um sich von ihrer luftigen Natur zu überzeugen. Der Mangel an Erfahrung, an Verkehr, an Reibung mit jeder Art von Menschen erhält noch immer in manchem Deutschen, der sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet, jenes Uebermaß von Respect, das uns Renan vorwirft. Dasselbe wird sich verlieren in dem Maße, als der Deutsche heraustritt aus dem engen Gesichtskreis der Kleinstaaten und Kleinstädte, der Klassen und Professionen in die Weite des Großstaats und eines gemeinsamen nationalen Lebens. Verglichen mit dem Pfahlbürgerthum und dem Standesvorurtheil ist das nationale Vorurtheil wahrhaftig ein Fortschritt, und das öffentliche Leben, welches sich so rücksichtslos in das Leben der Individuen eindrängt, arbeitet nicht nur für die Einheit des deutschen Staats, sondern auch für die Einheit der deutschen Gesellschaft. Die eine Hauptstadt, die eine Armee führt Deutsche zusammen, die sich sonst nie gekannt und die sich darum mißkannt hätten. So machtlos das Parlament ist, es begegnen sich da Aristokraten und Bürger, Gelehrte und Geschäftsleute; sie lernen sich verstehen und mit der Zeit gewiß auch sich verständigen. Der tausendfach gesteigerte Verkehr wirkt ähnlich und die Veränderung der wirthschaftlichen Zustände thut vollends Wunder; der Reichthum der gewerblichen Classen wächst, der Grundbesitz der Aristokratie nimmt an Werth und Bedeutung ab; den Einen wird ein früher ungekanntes Behagen zu Theil, die Anderen werden, zu ihrem Besten, aus einem allzu gemeinen Behagen aufgestört. So bildet sich vielleicht doch noch im Laufe der Zeit das, was heute

noch uns mangelt und dessen Mangel die bedenklichste Lücke in unserem socialen Gefüge vorstellt: es bildet sich eine höhere Klasse, deren Mitglieder zugleich materielle Unabhängigkeit und geistige Beweglichkeit haben, und wo erst diese sind, pflegt sich auch die innere Unabhängigkeit zu erzeugen. Eine Aristokratie, die sich um Geistesbildung kümmert, die Söhne von Kaufleuten und Fabrikanten, welche ein ererbter Wohlstand zu feinerem Lebensgenuß leitet, könnten eine Art deutscher Gentry herstellen, welche den Gelehrten nicht das Monopol des Wissens, den Beamten nicht das des Einflusses, den Officieren nicht das des guten Tones lassen würde. Jene res angusta domi, welche einst zu der Weite unseres classischen Idealismus in solchem Widerspruch stand und seine praktischen Mängel verschuldete, würde nicht mehr verhindern, daß die Ideen sich verkörpern. Der aus seinem Grab erstandene Idealismus würde nicht länger jener materiellen Kraft ermangeln, welche, wie Renan sagt, die Bedingung ist, um das Gute zu realisiren. Unsere gegenwärtige, so ganz praktische, staatliche und ökonomische Cultur, so sehr es scheint, als ob sie nur der materiellen Entwickelung der Nation zu Gute kommen könne, würde ebendadurch das Erdreich bereiten, aus welchem eine neue moralische Cultur zu erwachsen vermöchte, eine nicht nur die Geister befreiende, sondern die Herzen verbindende Cultur, welcher auch nicht länger die holde Blüthe der Liebenswürdigkeit fehlen dürfte:

A fellow-feeling makes us wondrous kind.

Damit aber eine so glückliche Voraussicht sich erfüllen könne, damit in der harten Zucht, welche das deutsche Volk heute durchmacht, nicht seine höheren Fähigkeiten ersticken, seine edleren Organe verkümmern, darf diese gegenwärtige eiserne Periode nicht zu lange dauern. Leider kann sie

nicht früher enden, als bis Deutschland sein neues Staatswesen sicher weiß gegen innere und äußere Feinde. Ein halbes Jahrhundert, so hat der große deutsche Feldherr gesagt, müßten die Deutschen gerüstet stehen, und da der Mann keine „klingenden Worte“ macht, so hat er alle überzeugt, die einigen klaren Verstand und einiges patriotische Gefühl haben. Ein halbes Jahrhundert ist eine lange Zeit, und wenn sie vollends nicht friedlich verliefe, wenn neue Siege unserer Waffen nöthig würden, möchte gar das Volk Lessings alles Ernstes des Glaubens werden, daß nur, was Blut koste, des Blutes werth sei. Renan schließt seinen Brief, indem er die Hoffnung ausdrückt, daß „wir eines Tages aufs neue Mitarbeiter werden im Streben nach all dem, was dem Leben Anmuth, Heiterkeit, Glück verleiht.“ Ein Deutscher würde vielleicht, ohne daß er im Grunde etwas anderes meinte, gesagt haben: im Streben nach all dem, was dem Leben Inhalt, Ernst, Befriedigung gewährt. Möchten doch viele hoffen wie Renan! möchten wir beide, Deutsche und Franzosen, erkennen, daß wir noch mehr Grund haben uns zu versöhnen als uns zu bekämpfen, und möchten zumal die, in deren Pflege und Obhut der Menschheit besseres Theil gegeben ist, sich nie, auch nicht auf der Tribüne, auch nicht im Drange der akademischen Beredtsamkeit ein Wort der Zwietracht entfahren lassen, sondern mit dem liebenswürdigen Dichter, welcher der Vater des modernen Humanismus gewesen ist, immer neu in den Ruf ausbrechen: „Pace, pace, pace!“

(Deutsche Rundschau 1875.)

Generalpostmeister und General-sprachmeister.

„Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln; das wohllautende Omnibus muß ihnen jetzt unerträglich scheinen, und statt auf die naheliegende Verdeutschung durch den Dativ Pl. „Allen" zu gerathen, wird ein steifstelliges Allwagen, Gemeinwagen, Allheitfuhrwerk oder was weiß ich sonst für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden."

Das kaiserlich deutsche Generalpostamt, welches ein so zärtliches Interesse für unsere deutsche Sprache hegt, kennt ohne Zweifel die Abhandlung Jacob Grimms „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache". Dort findet sich die oben angeführte Stelle, durch welche aber das Generalpostamt nicht überzeugt worden ist, da es sonst nicht für das wohllautende Telephon die schauderhafte Zusammensetzung Fernsprecher dem deutschen Volke auferlegt hätte.

Wer sollte es glauben? Derselbe eminente Mann, welcher sich um die Förderung des Verkehrs nicht nur innerhalb Deutschlands, nicht nur zwischen Deutschland und dem Auslande, sondern in der ganzen gesitteten Welt wahrhaft großartige Verdienste erworben hat, derselbe Mann ist andererseits mit dem ganzen ihm eigenen Eifer bemüht, ebenso kleinliche als störende Schranken zwischen Deutschland und den übrigen Ländern aufzurichten. Aber dieser Widerspruch darf uns nicht befremden: es ist wahrlich nicht das erste Mal, daß Jemand die größte Tüchtigkeit auf seinem eigenen, ihm wohlbekannten Gebiete bewährte und auf fremdem Gebiete in der Irre ging. Schon jene ersten sprachreinigenden Neuerungen, welche das Generalpostamt vor einiger Zeit im Amtswörterbuch der Post einführte, waren sehr fragwürdiger Natur. In London, in Paris, in Rom verstand man ohne weiteres, was das Wort „Recommandirt“ auf einem aus Deutschland kommenden Briefe bedeutete; der Unterofficiers-Imperativ „Einschreiben!“ stellt dem ausländischen Verständniß sprachliche und moralische Schwierigkeiten entgegen. Das Wort „Postlagernd“ ist zwar nicht so durch und durch deutsch, wie man uns versichert, denn Post kommt von positus her, dafür aber ein um so häßlicheres Fabricat, an das übrigens, wie wir gern einräumen, der deutsche Geschmack sich rasch gewöhnt hat. Dieser Geschmack ist eben nicht sonderlich verwöhnt. Er wird sich, ach! sogar das Wort „Fernsprecher“ gefallen lassen.

Wir wollen nicht betonen, wie tonlos er ist, dieser deutsche Fernsprecher mit dem e und r in jeder seiner drei Silben, wie wohlklingend dagegen das griechische Telephon. Euphonie ist ja auch ein griechisches Wort, und um das Wort nicht zu gebrauchen, mag man lieber auch mit der

Sache selbst nichts zu schaffen haben. Ist dieser Fernsprecher dem Telephon wenigstens dem Sinne nach gleich? Keineswegs. Das Telephon spricht nicht nur; es klingt und singt, es klirrt und schwirrt; es empfängt und giebt jeden Klang und jedes Geräusch; darin eben besteht ja sein Wesen, daß es wie ein Ohr jeden Ton in sich aufnimmt, wie ein Echo ihn weiterträgt. Indessen das Wort „Fernsprecher" hat einen viel schlimmeren Mangel; und gerade das ist dieser Mangel, was man ihm als Tugend anrechnet: sein sogenanntes Deutschthum. Die bewundernswürdige Erfindung des Amerikaners Bell ist, so scheint uns, mehr amerikanisch als deutsch, aber sie ist auch nicht amerikanisch. Sie gehört ihrer Entstehung, ihrer Natur, ihrem Zweck nach der ganzen Welt an. Sie wäre nicht möglich gewesen, ohne die elektrischen, magnetischen, akustischen, physiologischen Forschungen und Erfahrungen, an denen alle civilisirten Nationen Theil haben. Und das Telephon, wenn anders es die Vervollkommnung erlangt, welche man ihm versprechen darf, ist dazu bestimmt, nicht nur das Berliner Generalpostamt mit dem Berliner Generaltelegraphenamt, sondern die Völker, die Welttheile mit einander zu verbinden, gerade so wie der Telegraph, und für solche Dinge, welche nicht der besonderen Cultur eines einzelnen Volkes, sondern der allgemeinen Cultur der gesammten Welt angehören, hat man mit Recht Namen gewählt oder gebildet aus dem Wortschatz der alten, der classischen Sprachen — der Sprachen der zwei Völker, deren Cultur die Grundlage aller späteren Culturen, auch der deutschen, geworden ist. Ideen und Dinge, welche alle Nationen gleichmäßig kennen, verstehen, benutzen und im Munde führen, mit griechischen und lateinischen Namen zu benennen, ist ein aus praktischen und höheren Gründen

durchaus verständiger, nützlicher und schöner Gebrauch, und wer aus nationaler Beschränktheit und verkehrtem Patriotismus den classischen Wortschatz, dieses gemeinsame, unerschöpfliche, noch immer Zins und Zinseszins tragende Erbe der Menschheit aus dem eigenen Lande fernhalten will, der sehe zu, daß man auf ihn nicht einen in allen Sprachen eingebürgerten griechisch-lateinischen Namen anwende. Nichts ist bezeichnender, als daß von sämmtlichen sich des Telegraphen bedienenden Völkern nur zwei statt des Wortes „Telegraph" Ausdrücke eigener nationaler Mache vorgezogen haben, nämlich — Czechen und Magyaren.

Die generalpostamtlichen Verfügungen in Sachen der deutschen Sprache haben aber noch eine andere, viel größere, viel bedenklichere Wichtigkeit. Sie bedeuten einen Eingriff einer Behörde in Dinge, bezüglich deren sie, bezüglich deren der Staat überhaupt keine Competenz besitzt. Man lächle nicht! Wir gehören nicht zu denen, welche aus Mücken Elephanten machen, aber wir sind der Ansicht, daß — man verzeihe uns das Bild — der Staat mit seinen Elephantenfüßen solch zartbeflügelte Wesen, wie die Sprache eines ist, zwar treten und zertreten, nicht aber sie lehren, nicht ihnen vorschreiben kann, wie sie ihre feinen Schwingen zu brauchen haben.

Der „Fernsprecher" des Generalpostamts ist nur eines der vielen Symptome der Doppelkrankheit, an der wir heute leiden, eines der, wenn man will, harmlosesten Symptome, aber in welchem sich die Natur des einen und anderen Uebels besonders deutlich und greifbar kundgiebt. Neben der Krankheit der Deutschthümelei und in engem Zusammenhang mit ihr quält uns die Krankheit der Staatsthümelei. Nicht nur, daß Deutschland in allem und jedem sich selbst genügen und in nichts und zu nichts mehr das

Ausland brauchen soll, wird auch mehr und mehr mit der Sorge und Arbeit für die Befriedigung sämmtlicher deutscher Bedürfnisse der Staat betraut. Die Ansicht, daß der Staat der „Organismus“ sei, in welchem das gesammte Leben der Nation webe, wirke, wachse, hat sich bereits so sehr in den Köpfen festgesetzt, daß das generalsprachmeisterliche Vorgehen des Generalpostamts von männiglich als das einfachste und natürlichste Ding von der Welt betrachtet zu werden scheint. Wenigstens haben wir nicht von irgend welcher Einrede dagegen vernommen. Und doch ist das Ding weder einfach noch natürlich.

Ein ausgezeichneter Beamter, welcher einer sehr nützlichen aber auch sehr mechanischen Abtheilung des staatlichen „Organismus“ in meisterlicher, ja genialer Weise vorsteht, hält sich für befugt und geeignet, auch an der Sprache, diesem so unendlich viel feineren Theile nicht des staatlichen, sondern des nationalen Organismus, zum Mechaniker zu werden. Wäre er nun ein ebenso genialer Sprachkünstler als Postbeamter, so wäre nichts dagegen einzuwenden, daß er — nicht in seiner Eigenschaft als Beamter, aber als Künstler — sein Scherflein beitrage zur Verschönerung unserer so vielfach entstellten Sprache. Es ist sehr wünschenswerth, daß, wer das Geschick dazu hat, an der Beseitigung des abscheulichen Jargons unserer obrigkeitlichen Sprechweise mitarbeite. Ein geschmackvoller Mensch, welcher den Vortheil, daß er zugleich Hofmarschall wäre, dazu benutzte, uns zu befreien von „Hofchargen“, „Excellenzendamen“, „Fürstlichkeiten“ und anderen solchen Monstren, welche im vornehmsten Theile unserer Zeitungen ihr hochherrschaftliches Unwesen treiben, ein solcher geschmackvoller Mensch müßte auch den allerdemokratischsten Frondeur von der Nützlichkeit der Hof-

marschälle überzeugen. Aber ach! es ist leichter, Hofmarschall zu werden als ein geschmackvoller Mensch, und ein Postgenie muß nicht auch ein Sprachgenie sein; ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß das Sprachgenie das Postgenie ausschließt und umgekehrt. In der That hat denn auch das Generalpostamt den „Fernsprecher“ nicht ohne Weiteres decretirt, sondern hat das deutsche Volk aufgefordert, „über eine unserem Sprachgeiste entsprechende deutsche Bezeichnung für das Telephon nachzudenken.“ Eine Art Plebiscit also! Da es nun in Deutschland nicht an Puristen fehlt, „welche sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten“, so ist der Aufforderung des Generalpostamtes von zahlreichen Leuten entsprochen worden, über deren zahlreiche Nachdenkresultate ein, wie es scheint, officiöser Feuilletonartikel eines großen Berliner Blattes Bericht erstattete. Ob unter diesen in Folge der Aufforderung des Generalpostamtes eingegangenen Voten sich auch solche befanden, welche sich gegen die Landesverweisung des Wortes „Telephon“ überhaupt aussprachen, das wird uns in dem offiziösen Feuilleton nicht gesagt. Es ist eben eine eigene Sache mit den Plebisciten und mit der Art, wie deren Ergebniß beim Durchgang durch den amtlichen Apparat zu Tage kommt. Uebrigens war ja auch in der That dem deutschen Volke nicht die Frage vorgelegt worden, ob es ein anderes Wort für Telephon haben wolle; das stand bereits fest, und wer gegen diese im Princip beschlossene Maßregel opponirte, der hatte die „Fragestellung“ nicht verstanden — um eine der heutigen parlamentarischen, weder griechischen noch lateinischen, aber nicht eben anmuthigen Ausdrucksweisen zu gebrauchen. Schließlich kehrte sich das Generalpostamt gar nicht an die Vorschläge, welche

es veranlaßt hatte, sondern führte motu proprio und auctoritate propria das Wort „Fernsprecher“ amtlich ein, und hierdurch ist, wie der Feuilletonist in dem lieblichen Stil des Officiosus schreibt, „die Frage der Verdeutschung des Wortes Telephon der Entscheidung nahe gerückt.“ — Nur nahe gerückt!? Wie bescheiden!

Doch lassen wir den leichten Ton, der einem in diesen ernsten Zeiten des staatlichen Ethos den Vorwurf der Frivolität eintragen könnte. Auch uns ist es ernst um den deutschen Staat, ernst um die deutsche Cultur. Allein eben weil wir wünschen, daß der deutsche Staat gedeihe, ohne daß die deutsche Cultur zu Schaden komme, flößt uns die immer mehr einreißende Verwechselung der beiden ernsthafte Besorgnisse ein; zunächst für die Cultur, dann aber auch für den Staat. Diesen Besorgnissen wollen wir hier Ausdruck geben, auf die Gefahr hin, von Dingen sprechen zu müssen, welche vom Fernsprecher fern abzuliegen scheinen.

Es wird heute von vielen im deutschen Reich als oberstes Dogma gelehrt und geglaubt, daß der Staat das Alpha und Omega aller Dinge, Gefäß und Inhalt des Rechtes und der Gerechtigkeit, Ursprung und Ziel der Sittlichkeit und Bildung sei. An der politischen Opportunität dieses Dogmas in den gegenwärtigen Zeitläuften soll nicht gezweifelt werden. Aber politische Opportunität ist nicht Wahrheit. Jedesmal, wenn irgendwo große politische und sociale Kämpfe und Umgestaltungen stattfanden, hat es Leute gegeben, welche zu den Thatsachen die Theorie lieferten und theils vorgaben, theils wirklich glaubten, ihre von Thatsachen, die momentan sind, abstrahirte Theorie müsse ewig sein. So sehen wir seit einigen Decennien zugleich mit den Ereignissen, durch welche sich die

Herstellung und Befestigung des deutschen Staates vollzieht, Doctrinen aufkommen und herrschen, welche der Welt die neue Offenbarung verkünden, der Mensch sei um des Staates willen da, vom Staate empfange er nicht nur das Maß seiner Rechte, sondern diese Rechte selbst, vom Staate nicht nur die Norm seiner Handlungen, sondern auch seiner Gesinnungen, vom Staate den Werth seiner Persönlichkeit, seine Ziele und Ideale.[1])

---

[1]) „Nur im Staat und durch den Staat werden wir fruchtbare Glieder der Menschheit, nur im Staat können wir in äußeren Thaten die Tugenden üben, welche jede Religion lehrt. Er ist heute die hohe Schule der Pflicht und des Gemeinsinnes . . . Giebt es heute eine Begeisterung, die uns alle besser und gleichmäßiger erfassen kann, als die Liebe zum Vaterland? Alle Sittlichkeit concentrirt sich in den zwei großen Postulaten der Wahrheit und der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze — nenne man's Nächstenliebe, Brüderlichkeit, Gemeinsinn, wie man will . . . Das leuchtende Vorbild politischer Sittlichkeit allein kann den Neid der Armuth gegen den Reichthum verstummen machen . . . Der Staat steht höher als das Eigenthum, das nur eine der von ihm geschaffenen und geschützten Institutionen ist" u. s. w. Adolf Held, Socialismus, Socialdemokratie uud Socialpolitik. (Leipzig, 1878.) S. 116, 117.

Der Verfasser, welcher das Eigenthum eine der von dem Staate geschaffenen Institutionen nennt, hält sich dabei für einen Anhänger der historischen Schule und eifert gegen Rationalismus und Individualismus, die er übrigens in einen Topf wirft. An einer anderen Stelle (S. 92) spricht er sich voll Entrüstnng aus über Leute, welche „die Rechte des Einzelnen für heiliger halten, als das Recht des Staates." Wir möchten dem Verfasser, der als Mann der Staatswissenschaft sich zur Definirung der Sittlichkeit berufen glaubt, folgenden Fall zur Entscheidung vorlegen: In einem Proceß, welcher sich kürzlich vor einem französischen Schwurgericht abspielte, ließ der Präsident ein sechsjähriges Kind gegen den eigenen Vater aussagen, und diese Aussage des ahnungslosen Kindes brachte den Vater aufs Schaffot. Hat dieser Präsident, der offenbar „den zwei großen Postulaten der Wahrheit und der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze" gemäß verfuhr, sittlich oder unsittlich gehandelt?

Wir irren uns: Diese Offenbarung ist nicht neu; sie war zum Beispiel auch das Glaubensbekenntniß der Schreckensmänner der französischen Revolution. Das Neue daran ist, daß sie heute bei uns in Deutschland von Leuten gepredigt wird, welche mit dieser Lehre des Radicalismus den Radicalismus zu bekämpfen glauben; welche nicht Hohn genug haben für die seichte Anschauung von der Allmacht der menschlichen Vernunft und nicht sehen, daß die Allmacht des Staates auf ganz dasselbe hinausläuft; welche das Gesetz der historischen Entwickelung im Munde führen, demselben aber in ihrem Denken die staatliche Gesetzgebung unterschieben.

Diese Selbsttäuschung über die Natur der eigenen Ansichten und Tendenzen beruht auf einer seltsamen Verwirrung der Begriffe. Eine Verwirrung der Begriffe ist es, wenn man Staat, Vaterland, Volk für eins und dasselbe hält und alles das, was von Vaterland und Volk gilt, auf den Staat überträgt. Da kann es denn nicht fehlen, daß man die materiellen und geistigen Kräfte, deren Gesammtheit ein Volk, ein Vaterland ausmacht, mit den Einrichtungen des Staates verwechselt, daß man die Vaterlandsliebe mit der Erfüllung der vom Staate vorgeschriebenen Leistungen, daß man die nationale Sittlichkeit mit der staatlichen Zucht, daß man die spontane Entwickelung der das Gepräge einer bestimmten nationalen Individualität tragenden Menschennatur mit der Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung eines bestimmten Staatswesens verwechselt.

Man kann auch zu hoch vom eigenen Volke, vom eigenen Vaterlande denken. Die Geschichte ist voll von Beispielen, die da zeigen, wie der nationale Hochmuth zu Falle kommt, wie sich die Eitelkeit der auserwählten

Völker rächt. Und wenn die moderne Cultur, während sie in manchem hinter der antiken Cultur zurückbleibt, doch eine höhere und bessere ist, so dankt sie das der ihr zu Grunde liegenden Anschauung, welche die Menschheit als ein Ganzes begreift — als ein Ganzes, das in verschiedenen Zweigen wächst, deren jeder seine eigenen Blüthen und Früchte trägt und die durch natürlichen Säfteaustausch und künstliche Propfung einander nähren, vervollständigen, veredeln, erneuern. Die Vaterlandsliebe, eine soviel bessere Empfindung sie ist als die Liebe des Einzelnen zu seinem liebem Ich, ist doch wieder eine egoistische Empfindung im Vergleich mit der Menschenliebe. Sie geht auf ein ideales Ding, aber auf ein beschränktes und bedingtes Ideal, welches übertroffen wird von den unbeschränkten, unbedingten Idealen der Menschheit. So sittlich sie ist gegenüber der niederen Selbstsucht des Individuums, ist sie doch nicht die oberste, die lauterste Sittlichkeit. Dazu wohnt ihr viel zu viel Enges, Kleines, Relatives bei, zum Unterschied von den viel absoluteren sittlichen Eigenschaften: der Gewissenhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der Güte, der Redlichkeit, der Treue, der Geduld u. s. w. Es kann einer ein vortrefflicher Patriot sein und dabei ein durchaus unbilliger, harter, hochmüthiger, falscher, roher Mensch. Ja, indem die Vaterlandsliebe, dieses „theuerste der Bande", uns bindet an die Freunde, die das gleiche Land bewohnen, die gleiche Sprache sprechen, die gleichen Erinnerungen ehren, die gleichen Leidenschaften, gleichen Wünsche, gleichen Anschauungen, gleichen Interessen hegen und pflegen, droht sie, jene edelsten sittlichen Empfindungen aus unseren Herzen auszuschließen, welche frei sind von allen Banden, unabhängig von Sympathie und Antipathie, jene Empfindungen, welche ihren höchsten

Ausdruck gefunden haben in dem erhabensten aller sittlichen Gebote, dem Gebote, auch unsere Feinde zu lieben.

Doch freilich, wenn die völlig selbstlosen Empfindungen die edelsten sind, so sind es doch nicht die unentbehrlichsten, und die höchsten Ideale sind am wenigsten wirklich, am wenigsten verwirklichbar. Die Welt ist so bestellt, daß die Menschen einander lieben sollen und bekämpfen müssen. Und der Kampf hat seinen guten Grund:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen;
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Wie jeder einzelne Mensch fortwährend für sein eigenes Wesen und seinen eigenen Platz an der Sonne kämpfen muß gegen die anderen Einzelnen, so müssen die einzelnen Völker für ihr eigenes Wesen, ihren eigenen Platz kämpfen gegen die anderen Völker; und indem der Kampf die Kräfte des Einzelnen weckt und stählt und mehrt, entwickelt er zugleich die Individualität des Einzelnen und durch die Entwickelung des Einzelnen das Ganze. Das ist der tiefe Sinn des ewigen Gegensatzes zwischen Individuum und Individuum, zwischen den Individuen und der Gesammtheit, eines Gegensatzes, der sich in den engsten und weitesten Kreisen, auf den niedersten und höchsten Stufen der menschlichen Entwickelung wiederholt und um so fruchtbarer wirkt, je mehr der Kampf der Individuen aus der Sphäre der Materie in die des Geistes emporsteigt; denn der materielle Kampf ist ein Kampf mit Kräften und um Güter, welche beschränkt sind und einander ausschließen, während die Geister mit Kräften und um Güter ringen, welche unendlich sind und einander den Platz nicht streitig machen, da sie nicht im Raume wohnen. Es hat darum

gleich wenig Sinn, den Volksindividualitäten, den nationalen Persönlichkeiten wie den einzelnen Individuen den Garaus zu machen im Namen und zu Gunsten eines allgemeinen Menschenthums; die Menschheit, als Ideal eine Einheit, tritt in die reale Erscheinung als ein Nebeneinander von Individuen, von verschiedenartigen Personen, die mit einander um die Existenz ringen, zunächst bloß um die materielle, dann um die geistige, und nur durch diese Verschiedenheiten und ihren Kampf realisirt sich das ideale Ganze. Und da, wie jeder einzelne Mensch die Menschheit im Kleinsten, so jedes einzelne Volk wiederum die Menschheit im Kleinen vorstellt, eine Menschheit im Kleinen, welche mehr oder minder die Triebe und Fähigkeiten der Menschheit im Großen enthält, — so hat die Zugehörigkeit des Einzelnen zu seinem Volke nicht nur den Sinn, daß er als Glied seines Volkes den Kampf ums Dasein, den Kampf um ein höheres Dasein als das des Einzelnen besteht, sondern auch daß er, indem er dem eigenen Volke dient, das eigene Vaterland liebt, mehr oder minder der Menschheit dient, mehr oder minder die Menschheit liebt. Mehr oder minder! Wie die Existenz des Einzelnen um so werthvoller ist, je weniger er bloß lebt, um das Leben zu fristen, so ist die Existenz eines Volkes um so werthvoller, je weniger es bloß sein Dasein behaupten will im Kampfe der Völker, je mehr es, außer daß es das nackte Leben lebt, auch die höheren und höchsten menschlichen Fähigkeiten in sich entwickelt. Und hier ist der Punkt, von welchem aus sich die Verwechselung von Staat und Volk oder Vaterland als eine höchst bedenkliche darstellt. Das Volk, das Vaterland ist die Gesammtheit aller in einem Land und seinen Bewohnern vorhandenen Kräfte in ihrer spontanen Entfaltung. Der Staat

dagegen ist nur Entwickelung und Ergebniß einiger dieser Kräfte, und nicht der edelsten, und sein eigenes Wesen und Wirken hat weniger von einem spontanen Wachsthum als von einer künstlichen Regelung, Ordnung und Ausbildung.

Wir Deutschen haben früher ein deutsches Vaterland als einen deutschen Staat besessen. Unsere allgemein menschliche Entwickelung ist — wenigstens in moderner Zeit — unserer nationalen und unsere nationale Entwickelung ist unserer staatlichen Gestaltung vorausgegangen. Dieser Gang war ein anormaler und insofern mag er beklagt werden. Aber es hat doch auch sein gutes gehabt, daß wir früher im Reich der Ideen und Ideale als im Reich der Thatsachen und Thaten lebten. Denn vermuthlich ist es uns nur so möglich gewesen, einige ruhevolle Gedanken zu erzeugen, wie sie in einem politisch bewegten Volke nicht erzeugt zu werden pflegen, und vermuthlich wird die Wirkung und der Ruhm dieser Gedanken länger dauern als Wirkung und Ruhm unserer Thaten. Zu diesen Gedanken, auf welche wir in unserer beschaulichen Vergangenheit kamen, gehören auch einige, die just den Staat betreffen, und diese Gedanken der staatlosen Deutschen über den Staat sind nicht das wenigst Tiefe, was über den Staat gedacht worden ist. Aber — es waren keine politischen Gedanken, wie wir sie eben heute denken, sondern speculative. Mit dem idealen Staat oder besser mit der Idee des Staates befaßten sie sich, nicht mit dem wirklichen Staate. Während die Idee des Staates in der Tiefe der deutschen speculativen Vernunft entstand, entstand in der Tiefe des deutschen Gemüthes die Sehnsucht nach dem deutschen Staate, und diese Sehnsucht wie jede Sehnsucht idealisirte den Gegenstand ihres Verlangens — idealisirte ihn um so mehr, je idealistischer da-

mals das deutsche Volk war. Die doppelte, speculative und gemüthliche Beschäftigung mit dem Staate in einem Lande, welches kein Staat war, bei einem Volke, welches keinen, wenigstens vollen und ganzen Staat besaß, erklärt es, daß bei uns anschauungslose Anschauungen aufkamen, welche den Staat, die Realität der Realitäten, in eine ideale Höhe erhoben, in der er nicht wohnt, nicht zu wohnen vermöchte. Und weil das deutsche Volk in den Idealreichen der Philosophie und Religion, der Wissenschaft und Kunst lebte, ehe es zur politischen Thätigkeit gelangte, erklärt es sich, daß dieses „Volk der Denker" der politischen Thätigkeit einen gleichen und gleichartigen Werth neben Religion, Wissenschaft, Kunst zu erkennen, ja, jene über diese stellen konnte. Keiner wandelt ungestraft unter Palmen! Wir haben nicht ungestraft früher über den Staat nachgedacht als im Staat gelebt. Heute, da wir einen wirklichen Staat besitzen, dürfte es rathsam sein, an der Wirklichkeit die alten Ideen zu messen, und wenn es sich zeigt, daß diese Ideen nicht ohne weiteres sich auf den wirklichen Staat anwenden lassen, so werden wir, ihnen ihr Recht im Bereiche der Speculation, der reinen Anschauung lassend, neue Ideen hinzufügen, welche minder hoch und luftig, dafür aber in ihrer Nüchternheit um so praktischer sind. Und praktisch zu werden, praktisch in dem guten Sinn, der keineswegs die Verleugnung des Idealen bedeutet, ist uns um so nöthiger, je mehr uns aus unserer theoretischen Vergangenheit noch eine fatale Neigung zum Theoretisiren geblieben ist. Denn leider ach! haben wir zwar nur zu viel aufgegeben von dem echten Idealismus der früheren Zeit, von dem Idealismus, der

„— aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken"

flüchtete, aber der unechte Idealismus, welcher Ideologien für Realitäten hält, treibt sein Unwesen auch noch im neuen deutschen Reiche deutscher Nation.

Es war keine kleine Eroberung im Reiche der Erkenntniß, als den Anschauungen, welche den Staat für ein Machwerk der menschlichen Willkür, der Gewalt und Berechnung hielten, die deutsche Anschauung entgegentrat und ihn für eine nothwendige Schöpfung der Menschennatur erklärte. Aus dem Privateigenthum eines Machthabers, aus einer bloßen Gesellschaft zur Befriedigung einzelner Bedürfnisse verwandelte er sich bei dem Lichte des deutschen Gedankens in die allgemeine Form des menschlichen Zusammenseins. Aus einer abstracten, mechanischen, temporären Veranstaltung, welche sich so oder so einrichten oder auch ganz aufheben ließ, wurde er das lebendige Erzeugniß eines concreten Landes und Volkes. So vertiefte sich der Begriff des Staates ins unendliche. Nicht mehr die Gewalt erfand und erhielt ihn für ihre selbstsüchtigen, nicht mehr die Berechnung für ihre nützlichen Zwecke. Wie Sprache und Religion und Recht und Moral und Kunst nicht länger gewollte Erfindungen, zweckdienliche Werkzeuge, sondern spontane Gebilde nothwendig und unbewußt schaffender Triebe des Menschengeschlechtes waren, so war nun auch der Staat Ausdruck, Ergebniß und fortwährende Thätigkeit eines schöpferischen menschlichen Triebes, des staatbildenden Triebes.

Wie viel aber auch mit diesen deutschen Speculationen im Sinne der reinen Erkenntniß gewonnen war, für die realen politischen Bedürfnisse des deutschen Volkes, für den realen deutschen Staat war sehr wenig damit gewonnen, wie sich am besten darin zeigte, daß allen Anschauungen von der inneren Nothwendigkeit des Staates zum Trotz

der deutsche Staat nicht oder nur sehr mangelhaft existirte. Und fürwahr, wenn er heute existirt, so ist er nicht vermöge jener Speculationen zur Existenz gelangt. Um so mehr aber vermag unsere heutige praktische Erfahrung uns zu belehren, wie wir zum Zwecke des praktischen Lebens, der realen Politik jene reinen Ideen aus ihrer ungemessenen Höhe herabzuholen und nach dem Maßstab der Wirklichkeit umzugestalten haben. Beim Lichte der Erfahrung dürfte sich ergeben, daß, was immer bezüglich des idealen Staates, des Staates im allgemeinen, wahr sein mag, der reale, der concrete Staat nicht als eine nothwendige Schöpfung der menschlichen Natur, sondern als ein Werk der Gewalt und der Klugheit, der Umstände und des Glückes entsteht; daß, so wenig sich eine menschliche Gesellschaft außerhalb aller staatlichen Form denken läßt, doch jeder besondere Staat eine Einrichtung ist zur Befriedigung besonderer, bestimmter, veränderlicher Bedürfnisse; daß nur in der Idee der Staat als das lebendige Product eines Landes und Volkes gelten kann, daß praktisch jeder Staat mehr oder weniger von einem Mechanismus hat, dessen einzelne Bestandtheile keineswegs in einem nothwendigen Zusammenhang mit Land und Leuten stehen müssen; daß endlich, mag immer man in der staatbildenden Thätigkeit ebenso wie in der religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen eine spontane menschliche Fähigkeit wirksam sehen, es darum doch keineswegs gestattet ist, die am Staate und im Staate wirksamen Kräfte mit diesen anderen in eine Reihe zu stellen. Denn, um die Hauptsache mit einem Wort zu sagen, Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst sind wesentlich ideale Dinge, entsprechen den höheren menschlichen Fähigkeiten, während der Staat ein wesentlich praktisches Ding ist und einer wesentlich praktischen Fähig-

keit des Menschen entspricht. Und den Staat als ein praktisches, nicht als ein ideales Ding anzusehen, ist aus einem doppelten Grunde nöthig: einmal um seiner selbst willen, weil wir nur dann praktische Politik treiben werden, und zweitens um jener höheren idealen Dinge willen, damit der Staat, das wesentlich praktische Ding, nicht die wesentlich idealen Dinge beeinträchtige und verderbe.

Nicht als ob nicht auch Religion und Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst ihre praktische Seite hätten. Aber das Praktische ist nicht ihr Wesen, Nützlichkeit ist nicht ihr Kriterium. Hinwiederum kommt der Staat ganz gewiß den höheren menschlichen Thätigkeiten zu gute, aber sein eignes Wesen ist nicht idealer Natur: nicht auf das Vollkommene und Ewige, sondern auf das Zweckmäßige und Gegenwärtige ist er gerichtet. Das heißt nicht, daß der Staat nicht ebenso nothwendig sei als Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst; er ist sogar noch nothwendiger, insofern es nichts Nothwendigeres gibt als das Praktische. Nicht nur ist der Staat wie jene höheren Dinge ein Element der menschlichen Cultur, er ist sogar die unentbehrlichste Bedingung und Voraussetzung derselben, aber er gehört nicht zu den höheren Culturelementen, gerade weil er den höheren zur Grundlage und zum Hebel dient. Der Staat ist das Ding, mittelst dessen die Gesammtheit der Bewohner eines Landes, der Angehörigen eines Volkes ihre, der Gesammtheit als solcher, gemeinsamen praktischen Bedürfnisse befriedigt. Nur insoweit die Gesammtheit auch ideale Bedürfnisse als praktische Bedürfnisse empfindet, nur insoweit befriedigt der Staat auch ideale Bedürfnisse, aber nicht weil sie ideal, sondern weil sie praktisch sind. Das heißt, auch wo der Staat dem Idealen dient, thut er es nicht dem Idealen, sondern der Nützlichkeit zu lieb; —

nur das, was unideal ist an dem Idealen, wird vom Staate geschätzt und gefördert.

Die erste, die nächste aller Nützlichkeiten ist die reale Existenz. Wie für die einzelnen, so für die Gesammtheit gibt es nichts dringenderes zu thun, als zu existiren. So lange die Existenz nicht gesichert ist, ist das Ideal ein Luxus. Wenigstens für die normale Empfindung, für die Empfindung der meisten. Mögen einzelne den Luxus des Ideals als so schön empfinden, daß sie lieber nicht existiren als ihn entbehren mögen; als einzelnen, die nur sich selbst gehören, muß ihnen das unbenommen sein, und auch den mehreren frommt von Zeit zu Zeit ein Beispiel, welches zeigt, daß man etwas Besseres als das Leben dem Leben vorziehen könne. Es ist dafür gesorgt, daß der Beispiele nicht zu viele werden. Ein ganzes Volk empfindet nicht so, und wenn es so empfindet, so empfindet es thöricht: denn wohin käme es mit dem Ideal, wenn der reale Körper fehlte, worin es wohnte? Wenn ein ganzes Volk nur der Religion, nur der Sittlichkeit, nur der Kunst leben wollte, und an der Vernachlässigung der realen Existenzbedingungen zu Grunde ginge, was würde aus seiner Religion, seiner Sittlichkeit, seiner Kunst? Deutschland hat die allzu ausschließliche Pflege des Ideals — des religiösen zumal — theuer bezahlt, und es ist durchaus in der Ordnung, daß es heute vor allem zu voller und sicherer realer Existenz gelangen will, daß es heute mehr politisch und wirthschaftlich als im Reiche des Ideals arbeitet, daß es auf seinen werdenden Staat stolz ist und um so rühriger und unablässiger an ihm weiterbaut, je mehr er noch ein werdender, nicht ein bereits vollendeter Bau ist.

Aber so nützlich, so nöthig, so dringend diese unsere Arbeit am deutschen Staate ist, hüten wir uns davor, in

der Lust an dieser Arbeit ihr einen anderen Werth beizulegen, als den sie hat. Es ist reale, es ist praktische Arbeit, es ist Arbeit für das nöthigste, das unentbehrlichste, für die Existenz. Aber das unentbehrlichste ist nicht auch das werthvollste; im Gegentheil, was am wenigsten zu entbehren ist, hat auch den wenigsten Werth. Für den deutschen Staat thätig sein, heißt nicht für das Ideal thätig sein. Der deutsche Staat fällt nicht mit den idealen Gütern des deutschen Volkes zusammen und vollends nicht mit den idealen Gütern der Menschheit.

Völker so gut wie die einzelnen können propter vitam vivendi perdere causas, können in der Sorge und Mühe für die bloße Existenz der höheren Gründe der Existenz verlustig gehen. Wenn Deutschland an die Stelle der ehemaligen ausschließlichen Pflege des Ideals eine ebenso ausschließliche Pflege der Praxis setzte, wenn, was der deutsche Staat gewänne, die deutsche Cultur verlöre — man müßte am Ende doch sagen, Deutschland habe mehr verloren als gewonnen. Nun wird zwar Niemand unter uns einräumen, daß er der staatlichen Existenz, der politischen Arbeit die deutsche Cultur opfern wolle. Solche Ungeheuerlichkeiten räumt man eben nicht ein, auch sich selbst nicht. Höchstens wird gesagt, Deutschland habe versäumtes nachzuholen, habe seine frühere idealistische Einseitigkeit durch einseitigen Realismus gut zu machen; die Weltgeschichte bewege sich nun einmal in Gegensätzen, in Action und Reaction. Darauf ist vor allem zu erwidern, daß sogenannte historische Gesetze mit Bewußtsein zu Maximen des Verhaltens eines Volkes machen zu wollen, ein Unterfangen ist ähnlicher Art, wie wenn der einzelne sein Leben einrichten wollte nach Maßgabe der Lehren, welche sich aus den Veröffentlichungen des statistischen Bureaus ergeben

oder zu ergeben scheinen. Was die Weltgeschichte mit uns heute vorhat, das werden nach hundert und hundert Jahren unsere Enkel und Enkelsenkel einsehen. Und übrigens — weil die Welt der Thatsachen sich im Zickzack voranbewegt, muß auch die Welt der Ideen diese Ruck- und Sprungbewegung mitmachen, bewußt und absichtlich mitmachen? Weil Einseitigkeit in einem gewissen Maße unabweisliches Gebot für das handelnde Leben ist, müssen wir auch einseitig denken, einseitig denken wollen? Müssen die Irrthümer und Uebertreibungen des Handelns von den entsprechenden Irrthümern und Uebertreibungen des Denkens begleitet werden? Welch ein armseliges Ding wäre dann das Denken! nicht einmal dazu gut, die Ausschreitungen des Handelns zu gewahren! Oder wären wir bereits so sehr Politiker geworden, daß wir auch unsere Gedanken nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit dächten und heute zu uns selber sagten: da wir Deutschen heute nicht idealen, sondern realen Dingen obzuliegen haben, so ist es zweckmäßig, die realen für ideale Dinge zu halten! Absichtlich oder unabsichtlich — diese Verwechselung begeht, zu dieser Verwechselung verleitet, wer dem deutschen Volke empfiehlt, den deutschen Staat als das höchste seiner Ideale, die Begeisterung für den Staat als die edelste Begeisterung, die politische Sittlichkeit als die edelste oder gar einzige Sittlichkeit zu betrachten. Wahrlich, wenn etwas einem Besorgnisse einzuflößen vermag für diese deutsche Sittlichkeit, von der sie, ach! uneingedenk des Wortes von Schiller[1]), soviel Schwatzens machen, so ist es diese Verwirrung und Verwilderung des Denkens und Fühlens.

Politische Sittlichkeit! Etwa die Sittlichkeit des Staats-

[1]) „Wie? du hassest die Tugend? — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

mannes, der, um die Interessen des Staates zu wahren, es nicht verschmäht, nicht verschmähen darf, zu lügen und zu trügen, Spione zu brauchen, feile Schriftsteller zu besolden, unversöhnlich zu kämpfen, unbarmherzig zu verfolgen, nicht nur die Schuldigen, auch Unschuldige zu zermalmen! Nicht als ob man mit sentimentalen Schwachköpfen oder heuchlerischen Rhetoren solches staatsmännisches Handeln verdammen sollte. Die Sittlichkeit des Staatsmannes in seiner Eigenschaft als Staatsmann besteht darin, daß er sich selbst durchaus und völlig dem Interesse des Staates widmet, unterordnet, opfert, — sogar jenen besten Theil seines Selbst opfert, der in den eigenen sittlichen Empfindungen und Trieben besteht. Weil und insofern er Staatsmann ist, darf er sittlich sein, nur soweit es das Interesse des Staates erlaubt. Die staatsmännische Sittlichkeit ist also eine eigenartige Sittlichkeit, welche sehr oft mit der allgemeinen Sittlichkeit, dem für alle geltenden kategorischen Imperativ, im Widerspruch steht und insofern unsittlich ist. Aber in der praktischen Welt ist alles relativ, auch das absoluteste, auch die Sittlichkeit. Als Ideal steht die Sittlichkeit hoch über der realen Existenz einer Nation, aber praktisch ist diese Existenz das dringendere Bedürfniß. Und soweit es zur Existenz erforderlich ist, darf und muß eine Nation und für die Nation der Staatsmann die allgemeine Sittlichkeit verletzen, allerdings auch nur soweit es zur Existenz erforderlich ist. Ueber dem nächsten, dem dringenderen Bedürfniß giebt es entfernte, aber höhere Bedürfnisse, die nimmermehr ungestraft außer Acht gelassen werden. Wenn eine Nation, wenn ein Staatsmann aus politischen Gründen unsittlich handelt, so kann dies zwar aus Gründen der Nützlichkeit nöthig und darum gerechtfertigt sein, aber etwas besseres als Nützlichkeit wird da-

durch geschädigt, und dieses bessere ist auch wieder eine höhere, die allerhöchste Nützlichkeit. Wenn ein Staat es zu einer reichen, mächtigen Entfaltung seiner materiellen Kräfte bringt, dafür aber die idealen Kräfte der Nation beeinträchtigt, so wird seine Existenz der edleren Zwecke und Ziele entbehren, und schließlich wird auch seine materielle Macht, die nicht getragen und beseelt ist von höheren geistigen Kräften, verknöchern und absterben. Wenn also das nächste Staatsinteresse, das der Existenz, häufig ein Handeln gebietet, welches dem sittlichen Ideal widerstreitet, so erfordert ein minder nahes, aber höheres Interesse, daß eine derartige Verletzung der Sittlichkeit nicht über das schlechterdings durch praktische Nothwendigkeit gebotene Maß hinausgehe. Allgemeine Regeln, in welchen Fällen die politische Nothwendigkeit, in welchen die Sittlichkeit das größere Recht für sich habe, lassen sich nicht aufstellen. Der wahrhaft große Staatsmann fühlt es mit richtigem Tacte heraus. Friedrich II. war ein großer Staatsmann und Ludwig XIV. war es nicht, weil der Hohenzoller zum Unterschied von dem Bourbonen seine nahen, seine politischen Ziele zu erreichen verstand, ohne die höheren Interessen der Nation zu schädigen; — weil er sich des Gegensatzes bewußt blieb zwischen dem, was nützlich ist und dem, was gut ist, und dem Nützlichen nicht mehr des Guten opferte, als unbedingt vonnöthen war.

Das bedenklichste an der politischen Moral, an der Moral des Nutzens, besteht darin, daß sie die sittlichen Ideen auch derer, welche keine Staatsmänner sind, beirrt und verwirrt, auch diese anderen auf den Gedanken bringt, das Nützliche sei das Gute. Wenn der Staatsmann unmoralisch handelt im Interesse des Staates, so thut ers wenigstens im Interesse des Staates. Der Parteimann

thuts im Interesse der Partei, und die Parteimoral steht so tief unter der Staatsmoral, als die Partei unter dem Staate steht. Und doch, ihre praktische Berechtigung hat auch die Parteimoral — jener Codex von Maximen, welche gebieten, mit der Partei durch dick und dünn zu gehen, für gut zu halten, was die Partei für gut hält, die Wahrheiten zu vertuschen, welche der Partei Nachtheil, die Handlungen zu beschönigen, welche der Partei Unehre bringen könnten, den Parteigenossen für einen hellen Ehrenmann, den Parteigegner für einen schwarzen Missethäter auszugeben. Diese Parteimoral ist natürlich, nützlich und nothwendig, insoweit Parteien natürlich, nützlich und nothwendig sind. Diese Parteimoral macht brauchbare Bürger; — gewissenhafte und aufrichtige, oder gar feinfühlige, großmüthige Menschen macht sie wahrlich nicht.

Wenn man mit den Wörtern überhaupt einen bestimmten Sinn verbindet, so bedeutet das Wort „politische Sittlichkeit“ nichts anderes als die Sittlichkeit der Politiker, der Staatsmänner, der Parteien, das heißt eine Sittlichkeit, welche etwas ganz anderes ist als Sittlichkeit. Es stünde schlimm um den Staat, wenn er der Sittlichkeit des Volkes nicht anders diente, als durch Erzeugung der sogenannten politischen Moral. Glücklicherweise gehört ein gewisses Maß wirklicher, nicht sogenannter Sittlichkeit zu den praktischen Bedürfnissen des Staates. Der Staat kann nicht bestehen, ohne daß seine Angehörigen bestimmte Pflichten erfüllen, welche zugleich sittliche Pflichten sind, ohne daß sie bestimmte Gesinnungen hegen, welche zugleich sittliche Gesinnungen sind. Indem der Staat die Erfüllung dieser Pflichten verlangt, indem er diese Gesinnungen verbreitet, wirkt er sittlich. Aber — er wirkt sittlich, nicht um der Sittlichkeit, sondern um der Nützlichkeit willen,

und die Pflichten, die er nicht sowohl schafft als auferlegt, die Gesinnungen, die er nicht sowohl erzeugt als verbreitet, sind weit entfernt, die ganze Sphäre der Sittlichkeit zu umfassen; sie umfassen nur deren kleinsten Theil. Angenommen, der Staat erzeugte die Vaterlandsliebe, was er nicht thut; — er wäre übel daran, wenn er die Liebe zur Heimath, zu den Volksgenossen nicht bereits vorfände —; so kann die Vaterlandsliebe doch keineswegs jede andere Art von Begeisterung, von opferwilliger Hingabe der Person für ein Höheres als die Person ersetzen. Man denke nur, wie verhältnißmäßig selten die Vaterlandsliebe größere Theile eines Volkes zu selbstverleugnendem Handeln, zu edlen Thaten treibt, wie sie nur in einzelnen Momenten des Lebens einer Nation zum hellauflodernden, alle Herzen durchglühenden Feuer wird, in um so selteneren Momenten, je mächtiger, je sicherer der Staat ist. Es ist ein Großes um die Bewegung der Gemüther, welche gewaltiger, allgemeiner als jede andere zugleich die Höchsten und Klügsten und die Einfältigsten und Niedrigsten ergreift, bis auf den Hirten, den Bauer, den Taglöhner, die sonst in der Sorge um das tägliche Brot aufgehen, und sie alle fortreißt, daß alle ihre reichen und ihre armen Leben dahingeben für das Land, das einigen so freigebig, den meisten so kärglich spendet, — aber wie alles Große selten ist, so braust auch nur selten der Sturm des Patriotismus durch die heimathlichen Gaue. Er ist kein Alltagswetter; sein Odem streut die blutigen Saaten der Schlachtfelder aus, aber die Ernte jedes Jahres gedeiht ohne ihn, muß ohne ihn gedeihen. Aus Begeisterung für das Vaterland giebt der Krieger das Leben hin; aber nicht aus Begeisterung zahlt der Bürger seine Steuern. Die Vaterlandsliebe, die edelste der vom Staate gehegten und gepflegten sittlichen Em-

pfindungen, kann darum nicht das sittliche Empfinden überhaupt vertreten. Und das können auch nicht die anderen Tugenden, deren Verein sich etwa als staatliche Sittlichkeit bezeichnen ließe: die Achtung vor dem Gesetz, die militärische Treue, der Amtseifer, der Gemeinsinn. Es gibt noch etwas Besseres als diese vom Staat geforderte und geförderte Sittlichkeit. Wer den Staat „die hohe Schule der Pflicht" nennt, meint entweder oder verleitet andere zu meinen, es gebe keine anderen Pflichten, als die, welche der Staat ehrt und lehrt und vorschreibt, oder, wer diese Pflichten erfülle, müsse darum auch die anderen erfüllen. In der That giebt es andere Pflichten als die, welche der Staat vorschreibt; denn sonst wäre Sittlichkeit und Gesetzlichkeit eines und dasselbe; und es giebt andere Pflichten als die, welche der Staat ehrt und lehrt, denn der Staat kümmert sich nur um diejenigen, deren Erfüllung von der Gesammtheit als ein Bedürfniß empfunden wird. Von den Pflichten, deren Erfüllung der einzelne als ein Bedürfniß oder gar als etwas besseres denn als ein bloßes Bedürfniß empfindet, weiß der Staat nichts. Und doch besteht die höhere Sittlichkeit gerade in der Erfüllung solcher Pflichten, an denen die Gesammtheit als solche kein oder ein zu geringes Interesse nimmt, um ihre Erfüllung zu verlangen. Die Gesammtheit verlangt die Erfüllung gewisser Pflichten gegen die Gesammtheit und die Erfüllung einiger Pflichten gegen die einzelnen. Demgemäß bestraft der Staat nur einige wenige unsittliche Handlungen, die an einzelnen verübt werden, als Verbrechen und Vergehen; er bestraft nur die gröbsten und augenfälligsten, genauer gesagt, die gemeinschädlichsten, nicht die unsittlichsten; und die Gemeinschädlichkeit, nicht die Unsittlichkeit ist das Motiv seines Strafens. Daher kommt

es, daß, auch wenn der Staat eine Zolldefraudation mit zehnmal schwererer Strafe belegte als den Betrug, der an einem einzelnen verübt wird, die Zolldefraudation doch nicht zu einer größeren Unsittlichkeit würde; im Gegentheil, die geringere Mißachtung, welche den Zolldefraudanten im Gegensatz zum Betrüger trifft, beweist, daß es nicht das staatliche Gebot ist, welches die Sittlichkeit, nicht das staatliche Verbot, welches die Unsittlichkeit einer Handlung ausmacht.

Es ist nicht eben schwer, die tieferen Gründe zu sehen des Unterschiedes — eines Unterschiedes der Quantität und der Qualität — zwischen der Sittlichkeit, welche der Staat theils verlangt, theils wenigstens verbreitet, und der Sittlichkeit, welche er weder verlangen noch verbreiten kann. Der Staat dient den realen Bedürfnissen der Gesammtheit; die realen Bedürfnisse der Gesammtheit fallen aber nicht mit den realen Bedürfnissen des einzelnen, und noch viel weniger mit idealen Bedürfnissen zusammen. Weil der Staat nützliche Zwecke verfolgt, nicht aber Ziele, die über bloße Nützlichkeit erhaben sind, so genügt es ihm, daß der Zweck erreicht werde, ohne daß er fragt, wie er erreicht wird. Daher ist die vom Staate bezweckte Sittlichkeit eine äußerliche Sittlichkeit der That, ist keine innere der Gesinnung; sie bleibt in der niederen Sphäre des Willens, steigt nicht empor in die höhere Sphäre des Denkens und Fühlens. Vorausgesetzt, daß der Bürger handelt, wie er zum Nutzen des Staates handeln soll, kommt es dem Staate nicht darauf an, aus welcher Gesinnung heraus er es thue. Wenn der Staat auch die Gesinnungen, gewisse Gesinnungen pflegt, so thut er dies nicht um ihrer inneren Vortrefflichkeit, sondern um ihrer äußeren Nützlichkeit — Gemeinnützigkeit — willen. Auf

die Leistung kommt es ihm an, nicht auf die Beweggründe, auf den Erfolg, nicht auf die Absicht, auf äußere Ordnung, nicht auf innere Freiheit. Daher auch die, welche so viel große Worte machen von dem sittlichen Berufe des Staates, immerfort von sittlicher Zucht reden. Das Wort drückt das Wesen der Sache aus, die eben in Zähmung, Züchtung, Züchtigung besteht, in äußerer Macht, welche das Nöthige erzwingt, besten Falles in Erziehung, welche Gewohnheiten hervorbringt, nicht in innerer Befreiung der Gemüther, deren Wirkung ist, daß sie freiwillig das Nothwendige ergreifen. Nöthig ist aber sehr viel weniger, als was nothwendig ist, — nöthig zum Leben sehr viel weniger, als was nothwendig ist, um gut und schön zu leben. Die Gesammtheit, welche vor allem leben will, welche vom eisernen Gesetze der Noth beherrscht wird, braucht sehr viel weniger Sittlichkeit, als der einzelne, der ein besseres, ein schönes Leben leben, der dem Gesetze der Freiheit gehorchen will. Nur die gemeinsten Bedürfnisse in jedem Sinne, auch dem sittlichen, sind allen gemeinsam, und nur die gemeinsamen Bedürfnisse befriedigt der Staat, kann, darf er befriedigen. Das ist so wahr, daß man sagen muß: der Staat kann überhaupt nur ein gewisses Maß von Sittlichkeit brauchen, und in der That bekämpft und verfolgt er nicht nur grob unsittliche, sondern oft auch allzu sittliche Handlungen, Handlungen, welche wider das Interesse der allgemeinen Nützlichkeit verstoßen.

Der Staat ist nicht die Sittlichkeit — das ist der kurze Sinn unserer langen Rede, in der wir, sehr wider unsere Neigung, das Wort Sittlichkeit so gar viel haben brauchen müssen. Ebenso gut hätten wir sagen können: der Staat ist nicht die Religion, der Staat ist nicht die Kunst, der Staat ist nicht die Wissenschaft u. s. w. Aber

wir haben unsere Ansicht gerade an der Sittlichkeit exemplificirt, weil von den fatalen Verwechselungen, welche den Staat an die Stelle ganz anderer und besserer Dinge setzen, keine häufiger ist als eben die Verwechselung von Staat und Sittlichkeit, und auch weil heute keine größeren praktischen Schaden anzurichten droht. Wird doch dem Staate als Schöpfer und Inhaber der Sittlichkeit bereits das Recht vindicirt und die Fähigkeit zugetraut, die gesammten Empfindungen der Billigkeit und Nächstenliebe zu reglementiren.

Alle diese Verwechselungen aber — wir kommen auf unsere oben ausgesprochene Behauptung zurück — alle beruhen auf der Verwirrung der beiden Begriffe Staat und Volk.

Man darf in einem gewissen Sinne von einem Volke als einem Organismus sprechen, als einer idealen Persönlichkeit, welche leibt und lebt, schafft und verzehrt, denkt und empfindet. Indessen, wenn man so spricht, thut man gut sich zu erinnern, daß man ein Bild braucht, daß eine ideale Persönlichkeit keine physische Person, daß eine Volksindividualität kein Individuum ist. In Wahrheit leibt und lebt nur der einzelne, schafft und verzehrt nur der einzelne, denkt und empfindet nur der einzelne. Wenn man das gleiche oder ähnliche Leben, Schaffen, Empfinden, Denken vieler einzelner als das Leben, Schaffen, Empfinden, Denken der von diesen Einzelnen gebildeten Gesammtheit bezeichnet, so ist das erlaubt, vorausgesetzt, daß man sich bewußt bleibe des Unterschiedes der einzelnen von der Gesammtheit. Leider ist in unserem demokratischen Jahrhundert dieser Unterschied sehr vielen verloren gegangen, vielen, die, was sie als einzelne nicht bedeuten, als Theile einer Gesammtheit be-

deuten möchten. Auch die moderne Wissenschaft, zumal die deutsche Wissenschaft hat dazu beigetragen, daß der Gesammtheit Ehren zuerkannt wurden, die nur dem einzelnen gebühren. Weil wir den Dichter eines in alter Zeit geschaffenen Gedichtes nicht kennen, weil das Gedicht möglicher Weise aus mehreren, von verschiedenen Verfassern herrührenden Theilen besteht, weil je naiver das Zeitalter, desto weniger das individuelle Bewußtsein geweckt ist und das individuelle Werk desto naiver und unmittelbarer die Anschauungen, die Zustände eines ganzen Volkes spiegelt, hat man der richtigen Einsicht in das unbewußte Schaffen des Genies, des naiven Genies, einen falschen Ausdruck gegeben und gesagt, das Genie des Volkes — das Volk habe das Werk geschaffen, das Gedicht gedichtet. Goethe und Schiller, die doch etwas vom Dichten verstanden, glaubten nicht, daß Iliade und Odyssee Werke einer Menge von Dichtern seien. Aber wie viele Deutsche giebt es nicht, die, wenn sie in ihrer Literaturgeschichte lesen, der Faust sei die edelste dichterische Schöpfung des deutschen Geistes, sich behaglich in der Empfindung wiegen, am Faust mitgedichtet zu haben. Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft trugen und tragen in gleicher Weise bei, eine Auffassung zu verbreiten, die, weil sie dem Volke giebt, was ihm nicht gehört, höchst populär ist. Es liegt in der Natur aller Wissenschaft, daß die Wissenschaft das Allgemeine, nicht das Individuelle sucht und findet; denn sie sucht das Gesetz, das mehreren Erscheinungen zu Grunde liegt, sie sucht die Ursachen der Wirkungen, und sieht als Ursachen eher allgemeine und darum zugängliche und erkennbare Vorgänge an, als individuelle, die, weil sie individuell sind, sich der Beobachtung mehr entziehen. Gerade die Vertiefung der modernen

wissenschaftlichen Anschauung hat uns auch wieder oberflächlicher gemacht. Weil wir die Religion nicht länger als das berechnete Werk herrschsüchtiger Priester betrachten, weil wir darin die Manifestation des religiösen Triebes der Menschheit erkennen, haben wir diesen religiösen Trieb schlechtweg zum Schöpfer der Religion gemacht, ohne zu fragen, ob der allen gemeinsame religiöse Trieb sich nicht in dem Genius eines Individuums verdichten, erhöhen, mit einer ganz neuen, außerordentlichen, in ihrer Art und Stärke geheimnißvollen Kraft multipliciren mußte, um eine Religion zu schaffen. Es ist eben nichts schwieriger verständlich als das Individuum, just weil es sich von den Andern unterscheidet, am schwierigsten das geniale Individuum, weil es sich am meisten unterscheidet. Da macht man es sich denn bequem, setzt die Gesammtheit an die Stelle des Individuums, und spricht von einem Volke, als wäre es ein Individuum, während es in der That doch nur eine durch diejenigen Eigenschaften, welche den es zusammensetzenden Individuen gemeinsam sind, individuell geartete Gesammtheit bildet. Und gemeinsam sind selbstverständlich nur die wenigst individuellen Eigenschaften, am wenigsten gemeinsam ist die allerindividuellste Eigenschaft, das Genie.

Wenn es also schon gewagt ist, ein Volk als eine Persönlichkeit, eine Individualität zu bezeichnen, — gewagt, insofern man ein Bild braucht, das leicht mißverstanden werden kann und wirklich sehr oft mißverstanden wird, —, so wird auf diesen möglichen Irrthum noch der gewisse Irrthum obendrauf gesetzt, wenn man mit einem Volke den Staat dieses Volkes als eines und dasselbe verwechselt und alles, was der Individualität des Volkes, ja einzelnen Individuen des Volkes zukommt, auf den

Staat anwendet. Da wird nun auch der Staat, der doch nur die Organisation einiger Elemente des Landes und Volkes ist, zum Organismus, zum lebendigen Geschöpf mit allen Functionen des Lebens und mit den Ansprüchen, die nur einem lebendigen Geschöpfe zukommen. Und gilt erst einmal der Staat als ein lebendiges Geschöpf, so läßt sich ohne Mühe folgern, daß er als das gewaltige, alle Einzelgeschöpfe in sich begreifende Geschöpf etwas besseres und tüchtigeres und heiligeres sei als alle die einzelnen. Das kommt davon, wenn man mit Metaphern operirt. Als unsere deutsche Wissenschaft, in der Reaction gegen den Rationalismus, der nur Mechanik in der Welt sah, zuerst auf die Idee des Volkes, dann auf die des Staates das Wort Organismus anwendete, da gebrauchte sie ein Bild, weil die Sprache, um neue Gedanken auszudrücken, eben kein anderes Mittel hat als zu alten Bildern zu greifen. Aber neue Gedanken pflegen ihren ganzen Werth und Wahrheit nur zu behalten in den Köpfen, welche sie ausgedacht haben; denn nur in diesen Köpfen sind sie voll lebendig. In den Köpfen, welche die Gedanken Anderer in sich aufnehmen, sind dieselben nicht mehr lebendig, sind sie weniger werthvoll und wahr, — eine Thatsache, welche allerdings mit den vulgären Anschauungen von dem „Gesetze des Fortschrittes" nicht völlig in Einklang zu bringen ist. Die receptiven Geister — das lehrt eine stetige Erfahrung — pflegen die von den productiven Geistern zur Verdeutlichung ihrer neuen Gedanken gebrauchten Bilder wörtlich zu nehmen und dadurch die Gedanken zu fälschen, zu übertreiben, zu materialisiren. So ist es gekommen, daß aus dem für das Volk, dann für den Staat gebrauchten Bilde eines Organismus ein leibhaftiges Geschöpf geworden ist,

und daß man diesem angeblichen Geschöpf eineu Cultus weiht, der sich wie Götzendienst ausnimmt. Götzendienst ist eben nichts anderes als die grobsinnliche Verwechselung einer Idee mit ihrem bildlichen Ausdruck: an die Stelle der Idee tritt das Idol.

Selbst wenn sich ein Staatswesen denken ließe, in welchem der Staat alles Leben und Denken und Besitzen und Arbeiten seiner Bürger für sich in Beschlag nähme, selbst da hätte es ebenso viel Sinn zu sagen, der Staat sei für die einzelnen da, als zu sagen, die einzelnen seien für den Staat da. Denn da kein Staat ohne die einzelnen existiren kann, so wären die einzelnen ebenso gut zugleich Mittel und Zweck des Staates wie der Staat zugleich Mittel und Zweck der einzelnen. Aber in der That kann der Staat nie, auch nicht im allercommunistischsten Icarien, sich an die Stelle der einzelnen setzen, kann es nicht aus dem einfachen Grunde, weil er ein Ding ganz anderer Art ist, ein Ding von unendlich geringerer Wesenheit und Vollkommenheit. Die das nicht glauben, sollten sich einmal die Fragen Shylocks in folgender Variation vorlegen: „Hat der Staat Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? ist er mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von ebendem Winter und Sommer wie ein einzelner?" Der Staat hat keinen Mund und kann darum nicht sprechen, er hat keinen Kopf und kann darum so wenig denken als irren, er hat kein Gewissen und kann ebenso wenig gut handeln als schlecht, er hat keine Phantasie und kann darum weder meißeln, noch malen, noch dichten u. s. w. Ist es wirklich nöthig, derartige Dinge zu sagen? Und doch, wie sollte man sie nicht sagen und wie-

derholen, wenn man im Munde von Lehrern der Staatswissenschaft Aeußerungen hört wie die, daß der Staat das Eigenthum geschaffen habe? Als ob der Staat es wäre, der Muskeln, Nerven und Gehirn anstrengte, um die Natur in den Dienst und Gebrauch des Menschen zu nehmen? Alles Arbeiten, alles Produciren ist Arbeiten, ist Produciren der einzelnen, weil alles Wünschen und Wollen, Handeln und Denken und Fühlen und Erfinden in den einzelnen vorgeht. Selbst die staatliche, die politische Arbeit ist Arbeit einzelner, und wollten die Götter, sie wäre immer die Arbeit derjenigen einzelnen, welche durch ihre individuellen Eigenschaften dazu am meisten befähigt sind.

Aber das eben ist die Signatur eines demokratischen Zeitalters, eines Zeitalters, in welchem ein Jeder nicht nur einem Jeden gleich an Recht, sondern auch gleich an Werth sein will, in welchem Jeder Jedes kennt und Jedes kann. Wer so wenig Individualität hat, daß er sich jedem Andern gleich fühlt, den kostets keine Ueberwindung, auf seine Individualität zu Gunsten der Gesammtheit zu verzichten, und da ist es denn nun die Gesammtheit, der Staat, welcher allen einzelnen gleich ist, welcher dasselbe Recht hat wie alle einzelnen, welcher alles kennt und alles kann, besser kennt und besser kann als irgend ein einzelner. Schließlich da der Staat, der sogenannte „Organismus", ja doch Organe braucht, um zu denken, zu fühlen, zu arbeiten, zu schaffen, sind es diese Organe, nämlich die Beamten und Versammlungen, welchen alles Denken und Fühlen und Handeln zufällt. Und damit sie ihre Sache hübsch ordentlich machen, werden sie für verantwortlich erklärt.

Wir sind scheinbar ziemlich weit abgekommen vom

Generalpostamt und seinem Fernsprecher, und doch glauben wir bei unserm Thema geblieben zu sein, bei unserm Thema, das nichts anderes ist als ein Protest gegen die Ueberspannung der Idee des Staates, gegen die Uebertreibung der Praxis des Staates.

Die sich für so tiefsinnig haltende und dabei so flache Anschauung, welche den Staat als den Inbegriff und höchsten Ausdruck und obersten Schöpfer der nationalen Cultur betrachtet, eine Anschauung, die auf den englischen Utilitarismus und den französischen Radicalismus mit solcher Vornehmheit heruntersieht und die diesen platten Doctrinen so sehr viel näher steht, als sie ahnt, diese Vergötterung des Staates und seiner Ordnung, des öffentlichen Lebens, der politischen Thätigkeit erklärt sich freilich als eine Reaction gegen die Geringschätzung dieser durchaus nothwendigen Dinge, durch welche wir Deutsche einstens sündigten. Unser ehemaliger Hyperidealismus hat sich in einen Hyperrealismus verwandelt, und diese Metamorphose war eine durchaus natürliche. Damit die Metamorphose auch eine durchaus gesunde und heisame sei, wäre es nöthig gewesen, daß sie sich begnügte mit einfachem Realismus. Das Hyper ist zuviel. Das schlimmste aber ist, daß unser Realismus, unser übermäßiger Realismus sich nicht bescheidet, Realismus zu sein, daß er auch Idealismus, der einzig berechtigte Idealismus sein will, der Idealismus, der jeden anderen Idealismus überflüssig macht.

Wenn es nothwendig wäre, daß unser heutiges Arbeiten an dem deutschen Staat, um mit dem nöthigen Eifer und Nachdruck betrieben zu werden, jede andere Thätigkeit ausschlösse, man müßte sich darein, wenn auch nicht ohne Schmerz, ergeben. Goethe klagte zu seiner Zeit:

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Wenn es nothwendig wäre, daß heute das Deutschthum die ruhige Bildung zurückdrängte, man fände vielleicht nicht den Muth, dagegen Einspruch zu erheben. Aber diese Nothwendigkeit bezweifelt, wer da abwägt, was Deutschland gewann und was es verlor, nicht sowohl durch das Lutherthum an sich, als durch die einseitige Ueberschätzung und Uebertreibung der religiösen Idee. Unsere Vergangenheit warne uns vor der einseitigen Ueberschätzung und Uebertreibung der nationalen und staatlichen Idee. Kostete uns jener erste Irrthum, der in der ausschließlichen Pflege und Werthschätzung einer innerlichen Potenz bestand, die nationale Einheit und politische Kraft, so würde die ausschließliche Pflege und Werthschätzung der äußeren, der politischen und staatlichen, Mächte unsere innerliche Gesundheit kosten. Schon erschallt von allen Seiten die Klage über den zunehmenden Materialismus unseres Volkes, zumal der jüngeren Generation. Und doch hat diese Generation die großen Kämpfe für die Herstellung des nationalen Staates theils gekämpft, theils wenigstens angeschaut. Wenn die politische und kriegerische Arbeit im Dienste des Staates so geeignet wäre, Idealismus zu erzeugen, wie viele behaupten und darunter zumal solche, welche der wachsende Materialismus am meisten erschreckt, wie erklärte es sich, daß neben und nach unseren glorreichen kriegerischen und politischen Leistungen ein solcher Niedergang des höheren Denkens und Empfindens wahrgenommen wird. Das Räthsel ist unlösbar für den, der da glaubt an die tönenden Phrasen von der ewigen Hoheit des Staates, von der ethischen Erziehung durch den Staat, und wie die ebenso gespreizten als inhaltlosen Wortschaften

alle lauten. Aber das Räthsel ist kein Räthsel für jeden, welcher dafür hält, daß die staatliche Zucht, Ordnung, Fürsorge zwar im Stande ist, ein gewisses Maß der menschlichen Selbstsucht in Schranken zu halten, ein gewisses Maß von Kenntnissen zu verbreiten, ein gewisses Maß von Hingebung für allgemeine Zwecke zu erzeugen, daß aber diese disciplinirende, erziehende und belehrende Thätigkeit des Staates immer doch nur den kleinsten, elementarsten, äußerlichsten Theil der Fertigkeiten, Ideen und Empfindungen einer Nation schaffen und pflegen kann, daß der Staat aber völlig außer Stande ist, die edleren Vermögen des Geistes, die edleren Regungen des Herzens, die edleren Triebe des Willens, ja auch nur die feineren Geschicklichkeiten der Hände zu wecken und zur Entfaltung zu bringen. Dazu reicht ein so plumpes Ding, wie auch der höchstentwickelte Staat ist, nicht aus. Kein Minister und kein Parlament, kein Ausschuß und kein „Selbstverwaltungsorgan" schafft sittliche Empfindungen, wahre Gedanken, echte Kunstwerke. Nicht einmal zur Anerkennung und Verbreitung solcher idealer Dinge ist der Staat, sind Beamte und Volksvertreter geeignet, weil sie eben an ganz andere, viel gewöhnlichere Bedürfnisse zu denken haben, eben an Bedürfnisse, nicht an das über allem Bedürfniß stehende. Der Gedankenkreis, das Arbeitsfeld des Staates ist das Nützliche und Mögliche, nicht das Gute nnd Schöne. Ja, die realen Bedingungen des staatlichen Lebens und die aller Schranken spottenden idealen Dinge stehen sogar in einem wesentlichen und nothwendigen Gegensatz. Denn der Staat kann und darf nicht hinausragen über das geistige und sittliche Durchschnittsmaß der Gesammtheit, welche ihn bewohnt, und es liegt im Begriffe des Wortes, daß dieses Durchschnittsmaß weit zurückbleibt

hinter dem geistigen und sittlichen Werth und Vermögen der besten seiner Bewohner. Gewiß hat die Schule den Beruf, das geistige und sittliche Durchschnittsmaß der Gesammtheit zu heben, aber die Schule ist nicht der Staat, und wehe ihr, wenn sie in allzunahe Verbindung mit ihm, in allzugroße Abhängigkeit von ihm geräth. Wenn die öffentliche deutsche Schule, die niedere und die hohe, mehr für die geistige Befreiung und Aufklärung des deutschen Volkes gethan hat, als irgend ein anderes öffentliches Schulwesen für irgend ein anderes Volk jemals that, so vergesse man nicht, daß dies in Zeiten geschah, als der deutsche Staat schwach, das politische Leben unbedeutend war. Je stärker der Staat, je energischer das politische Leben wird, desto mehr wird eine in naher Verbindung zum Staat stehende Schule praktischen politischen Zwecken statt der tendenzlosen Wahrheit dienen. Und übrigens auch die Schule kann überschätzt werden, ja, sie wird heute in Deutschland aufs bedenklichste überschätzt.

Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen.

Die Schule schafft so wenig die Wissenschaft, als der Staat die Sittlichkeit schafft. Doch dieses Thema erheischte, um auch nur einigermaßen würdig behandelt zu werden, allein ein Buch, und wir wollen das Gewissen des Generalpostamts nicht auch noch damit belasten, daß es uns durch seinen Amts- und Sprachmißbrauch Gelegenheit gab, die Geduld der Leser zu mißbrauchen.

Aber wir mögen doch nicht schließen, ohne die Hoffnung auszusprechen, daß die Zeit nicht ferne sei, in welcher das deutsche Volk nicht mehr so sehr wie heute in der Sorge und Arbeit für die bloße staatliche Existenz aufgehen wird. Dann wird man nicht mehr glauben, dem

Staate zu nützen, indem man gegen die Individuen zu Felde zieht, vielmehr wird man einsehen, daß gegen den alle modernen Staatswesen bedrohenden Zerfall in zusammenhanglose Atome es kein anderes Mittel giebt als die Verwandlung der Atome in Individuen. Dann wird man wieder begreifen, daß der Staat nicht einmal die Sorge für die Erzeugung der materiellen Güter zu übernehmen vermag und daß vollends alles höhere geistige und sittliche Leben nicht im Staate, nicht durch den Staat lebt und webt. Dann wird man wieder begreifen, daß der Staat vieles für die Bändigung, einiges für die Erziehung und Belehrung, weniges für die Bildung der Menge und nichts für die Hervorbringung höher begabter Individuen thun kann. Dann wird man wieder begreifen, daß im Staate keine Kräfte sind, die nicht in den Individuen sind, und daß der beste Staat sein Bestes leistet, wenn er einiges von dem, was die besten Individuen Bestes haben, der Gesammtheit mitzutheilen vermag. Dann wird man wieder begreifen, daß es einzig und allein solche höher begabte Individuen sind, in welchen neue sittliche und geistige Wahrheiten geboren, neue Werke der Wissenschaft und Kunst geschaffen werden, geschaffen werden vermöge der in diesen Individuen lebenden spontanen Kraft, nicht vermöge äußerer Veranstaltungen. Dann wird man wieder begreifen, daß solche Individuen, wenn sie auch noch so willig ihre Pflicht gegenüber dem Staate erfüllen, doch in einem gewissen nothwendigen Gegensatze zum Staate stehen, weil sie der im Staate das Schwergewicht bildenden Masse der Minderbegabten voraus sind; — begreifen, daß der Staat für diese Individuen nichts thun kann, als den Gegensatz zu einem möglichst friedlichen machen, indem er sie möglichst frei sich entwickeln, frei schaffen, frei

wirken läßt, so frei als es sein eigentlicher Beruf, der darin besteht, für die reale Existenz des Volkes zu sorgen, nur immer erlaubt. Diese Sorge für die reale Existenz wird man dann nicht mehr zu einer idealen, zu der idealsten Thätigkeit stempeln. Man wird nicht mehr meinen, es sei Aufgabe, es liege im Bereiche und Vermögen des Staates, Moral und Sprache, Religion und Philosophie, Wissenschaft und Kunst zu erzeugen. Sogar von der rechtsbildenden Kraft des Staates wird man wieder geringer denken, wird wieder wissen, daß kein Gesetz einem Volke Neigungen und Eigenschaften verleihen kann, die es nicht hat, und daß noch viel weniger ein Gesetz die aller Menschennatur eingeborenen Züge verwischen kann. Man wird sich überzeugt haben, daß selbst in der aristokratischsten aller Aristokratien es nicht die am tiefsten denkenden, am feinsten fühlenden Individuen sind, welche sich am besten für die öffentlichen Geschäfte eignen, daß solche Individuen anderes zu thun haben und besseres, und daß vollends in dem demokratischen Gemeinwesen der modernen Zeit alle höhere Cultur nur dann noch gedeihen kann, wenn der Staat ihre fern von der lauten und groben Maschinerie des öffentlichen Wesens leise keimenden, unmerklich wachsenden Gebilde so wenig als möglich anfaßt. Man wird dann auch dem bewunderungswürdigsten aller Generalpostämter nicht erlauben, oder vielmehr es selbst wird gar nicht auf den Gedanken gerathen, die deutsche Sprache zu administriren und zu discipliniren.

(Deutsche Rundschau 1879.)

Schriftsprache und Schriftsteller.

Der allgemeine deutsche Sprachverein hat eine sehr beantwortenswerthe Preisaufgabe gestellt: „Wie können Reinheit und Reichthum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden?“ Es ist zu hoffen, daß dadurch eine halb verständige halb unverständige „nationale Bewegung“ in richtigere Bahnen geleitet werde als in denen sie bisher vorangeschritten oder vielmehr nicht vom Flecke gekommen ist. Die Absicht, die deutsche Schriftsprache von überflüssigen Fremdworten zu reinigen, kann von niemandem mißbilligt werden und ist von niemandem mißbilligt worden. Es fragt sich nur, welche Fremdworte sind überflüssig? und auf welchem Wege, durch welche Mittel soll die Reinigung vorgenommen werden? Ueber diese beiden höchst oder vielmehr allein wesentlichen Punkte gehen die Meinungen gar sehr auseinander. Auch hier wie immer und überall ist das Schöndenken unendlich viel leichter als das Richtighandeln, ist das Aufstellen eines allgemeinen Programms von einleuchtender Löblichkeit sehr einfach und die thatsächliche Verwirklichung berechtigter Wünsche ein höchst verwickeltes Unternehmen. Das von dem deutschen Sprachverein erlassene Preisausschreiben hat das gute, daß es sich innerhalb der Grenzen des berechtigten hält: es erklärt nicht die Fremdworte im allgemeinen

für ein Uebel und es verweist auf ein anderes Mittel, die überflüssigen Fremdworte zu ersetzen, als das vielbeliebte Ausdenken nagelneuer, mehr oder minder passender Zusammensetzungen. Hoffen wir, daß das Preisausschreiben recht viele geeignete Personen veranlasse, über das Problem nachzudenken, wie das in dem künstlichen Bett der Schriftsprache einherfließende Deutsch aus den Naturbächen der Dialekte gespeist werden könne. Unter geeigneten Personen verstehen wir solche, welche von unserer Schriftsprache und dem einen oder anderen ihrer Dialekte nicht nur wissenschaftliche Kenntniß, sondern außerdem und zumal auch ein lebendiges Sprachgefühl besitzen. Jene und dieses, Wissenschaft und Leben, Kenntniß und Gefühl sind hier so wenig wie irgendwo identisch. Und weil sie nicht identisch sind, weil jemand eine sehr gründliche, theoretische Kenntniß der deutschen Sprache und ihrer Mundarten besitzen kann, ohne daß er in einem lebendigen Verhältniß zu ihr steht, ohne daß er eine unmittelbare Empfindung mitbringt für ihre praktischen Fähigkeiten und Bedürfnisse, darum können wir uns nicht der Besorgniß erwehren, daß der allgemeine deutsche Sprachverein bei seinem im übrigen so beifallswürdigen Vorgehen es in einem versehen habe.

Das Preisausschreiben verzeichnet die Namen der Männer, welche demnächst das Preisgericht bilden sollen. Wir sind weit entfernt, die wissenschaftliche Zuständigkeit des Tribunales irgend zu bezweifeln. Allein geben die Namen der Mitglieder die Bürgschaft dafür, daß in dem Preisgerichte neben der Wissenschaft von der Sprache auch das Leben der Sprache soviel Sitz und Stimme habe, als es fordern darf? Unter den zehn Richtern befindet sich nur ein einziger „Schriftsteller“, ein sehr gut ausgewählter,

wie wir gern anerkennen, aber nur ein einziger, neben acht Professoren und einem Archivrath. Wir wissen wohl, daß man nicht leicht Professor ist, ohne Bücher zu schreiben. Indessen nicht alle Bücher, die geschrieben werden, haben eine Bedeutung für das Schriftthum oder, um es treffender auszudrücken, für die Literatur. Unter Literatur sind diejenigen Spracherzeugnisse zu verstehen, bei welchen die Sprache nicht nur als Werkzeug zur Darstellung eines Gegenstandes dient, sondern in welchen die Sprache sich selbst darstellt. Werkzeug und Gegenstand, Darstellendes und Dargestelltes, Gestalt und Gehalt fallen hier zusammen: mit anderen Worten, nur wer die Sprache künstlerisch behandelt, ist literarisch thätig, nur die Schriften, in welchen die Sprache eine künstlerische Behandlung erfährt, gehören zur Literatur. Nun giebt es sicherlich nicht wenige Gelehrte, welche auf die sprachliche Form eine große Sorgfalt verwenden, und es ist anzunehmen, daß zumal die Sprachgelehrten für die Sprache alle Liebe haben nnd ihr alle Achtung erweisen. Aber daß für die Sprachgelehrten die Sprache den Gegenstand ihrer Wissenschaft bildet, ändert nichts daran, daß sie die Sprache als Wissenschaft, nicht als Kunst betreiben. Es handelt sich für sie um die Sammlung, Ordnung, Erkenntniß der sprachlichen Thatsachen; im besten Falle werden sie die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschung mit soviel sprachkünstlerischer Meisterschaft ausdrücken, als ihr Gegenstand zuläßt; allein es ist die Natur dieses Gegenstandes, es ist die Natur aller Wissenschaft, daß die Sprache dabei nur eine dienende, eine untergeordnete Rolle spielt. In der Wissenschaft ist die Sprache nur ein Mittel, Zeichen herzustellen für Gedanken, an welchen dic Sprache im übrigen nicht mitschafft; sie liefert, wie der bezeichnende Ausdruck lautet, Bezeich-

nungen. In der Literatur dagegen ist die Schaffung des Gedankens und die Schaffung des diesen Gedanken ausdrückenden Wortkörpers eine und dieselbe Thätigkeit, da giebt es keine Begriffe, für welche die Worte bloße Bezeichnungen sind; die Worte, die Sätze sind hier so gut die Gedanken selbst wie der Marmor der Statue die Statue ist.

Wenn man bei der Reinigung der deutschen Schriftsprache von überflüssigen Fremdworten an nichts anderes denkt als daran, Bezeichnungen fremder Herkunft durch Bezeichnungen deutscher Herkunft zu ersetzen, dann sind allerdings wissenschaftliche Sprachkenner, Etymologen, Lexikographen, Sprachhistoriker die berufenen Leute, welche zu entscheiden haben, wie dieses Ersetzungsgeschäft am zuverlässigsten vorzunehmen sei. Aber das heißt die Sprache allzusehr mit ihrem Wörterbuch für eins und dasselbe halten. Betrachtet man die Literatur als die künstlerische Form, in welcher der nationale Geist, so weit er sich sprechend äußert, in die Erscheinung tritt, so seien, sollte man meinen, diejenigen, welche sich zu der Sprache nicht als Forscher und Theoretiker, sondern als schaffende Künstler verhalten, vor allem befugt, ein Wort mitzureden bei den Versuchen, welche auf die Verbesserung, Bereicherung, Verschönerung der Sprache hinzielen. Das sind die Literaten. Gewiß, das Wort Literat klingt — in Deutschland wenigstens — viel weniger ehrfurchtgebietend als das Wort Professor. Es mag ja sein, daß es unter den Professoren sehr viel mehr Männer von Stellung und Gewicht giebt als unter den Literaten. Aber das ändert nichts daran, daß es dem plebejischsten Possenschreiber eher gegeben ist, lebendige, in Fleisch und Blut der Sprache eingehende Worte zu schaffen als dem vornehmsten Gelehrten,

und zwar einfach, weil er dem, was die ganze Nation als lebendig empfindet, sehr viel näher steht.

Indessen so ists nicht gemeint, einzig die volksthümliche Verständlichkeit und Frische zum Kriterium dessen zu machen, was in die Schriftsprache aufgenommen zu werden verdient. Genügte das, so brauchte man keine Preisausschreiben zu erlassen, keine künstlichen Anstalten mit Bewußtsein und Absicht zu treffen; man könnte alles der spontanen Entwickelung, dem dunkeln Instinkte des populären Sprechens und Schreibens anheimgeben. Wir haben den Nachdruck gelegt auf das künstlerische Schaffen in und an der Sprache; alle Kunst ist aber eine Erhebung über die gemeine Natürlichkeit hinaus zu einem reicheren Gehalte und einer ausdrucksvolleren Gestalt. Während die Wissenschaft im Gegensatz zur Kunst erkennt aber nicht schafft, ist hinwiederum nicht alles Schaffen ein künstlerisches, vielmehr nur dasjenige, welches bewußter oder unbewußter Weise auf einer tieferen Einsicht beruht, mit einem edleren Geschmacke verfährt. Um dies auf unseren Fall anzuwenden, weder alle Worte der Mundarten, welche von den Gelehrten für echt deutschen Stammes erklärt werden, noch alle die, welche der Volksgebrauch in Umlauf gesetzt hat, eignen sich zur Aufnahme in die Schriftsprache. Worte vom besten etymologischen Adel können so blutlos, so der heutigen Welt entfremdet sein, daß ihnen das eifrigste Bemühen kein Leben mehr einzuhauchen, die gelehrteste Gönnerschaft keine erfolgreiche Carriere zu eröffnen vermag. Und wie oft sind Worte von der thaufrischesten Natürlichkeit häßlich, roh, albern! Die Frage, was von den Mundarten für die Schriftsprache zu brauchen sei, was nicht, ist also weder eine rein wissenschaftliche, noch läßt sie sich so beantworten, daß möglichst alles, was in irgend einer

Mundart vorkommt, der Schriftsprache zugeführt werden müsse. Es ist zumal eine Frage der künstlerischen Wahl, des künstlerischen Taktes.

Wem ist nun dieser Takt beizumessen, wen soll man mit dieser Wahl betrauen? Offenbar eignen sich dazu solche Leute am ehesten, welche durch die That bewiesen haben, daß ihre Begabung und Bildung sie treibt und befähigt, die Sprache künstlerisch zu behandeln. Das sind aber keine anderen als Schriftsteller höherer Art, Schriftsteller, welchen Form, Ausdruck, Darstellung gleich wichtig sind wie Gegenstand und Gedanke. Daß den Männern der Wissenschaft durch das Ueberwiegen des Stofflich-Gedanklichen eine künstlerische Sprachbehandlung erschwert, ja unmöglich gemacht werde, haben wir gesagt. Auf der anderen Seite wäre es verfehlt, einzig den Schriftstellern der höchsten Art, den Dichtern, das Amt, um welches es sich hier handelt, anvertrauen zu wollen. Wie der dichterische Geist nicht alle Gedankengänge, so umfaßt die dichterische Sprache nicht alle Ausdrucksarten. Die modernen Menschen denken unendlich vieles, was sich der poetischen Behandlung entzieht. Es scheint uns also nicht anzugehen, daß den Dichtern, obwohl sie gewiß die Fürsten, die Hüter und Mehrer des Sprachreichs sind, ein ausschließliches Recht zustehe, in dieser Angelegenheit gehört zu werden. Es giebt noch andere Sprachkünstler — jene besondere Gattung von Geistern, welche in der Mitte stehend zwischen der forschenden Wissenschaft und der dichterischen Erfindung, sich weder an die methodische Untersuchung noch an die ahnende Phantasie hingebend, die objectiven Entdeckungen der Wissenschaft und die subjective individuelle Erfahrung zu den mannichfaltigsten literarischen Schöpfungen, bald ernst erörternd, bald heiter spielend, immer aber mit Maß und

Geschmack verarbeiten. Historiker und Philosophen, Biographen, Tagebuch- und Briefeschreiber, Kritiker, Essayisten, Feuilletonisten, Uebersetzer, alle die, welche irgend einen bedeutsamen Wahrheitsgehalt in einer genauen, klaren und angenehmen Sprache für die besten Leser und Hörer behandeln, sind solche Schriftsteller.

Zwei oder drei der vorzüglichsten Männer dieser Art, die wir heute besitzen, haben sich gerade über die Frage der Fremdworte vernehmen lassen — allerdings nicht in einem dem beschränkten und platten Nationalismus entgegenkommenden Sinne. Es ist zu bedauern, daß der deutsche Sprachverein nicht daran gedacht hat, diese Männer oder einige ihresgleichen neben die vielen Professoren in das Preisgericht zu berufen. Sollte es sich späterhin ergeben, daß der an sich so schätzbare Schritt, welcher durch das Preisausschreiben geschehen ist, den richtigen Weg verfehlt hat, so wird es vermuthlich daran liegen, daß man der Gelehrsamkeit zu viel, dem Gefühl und Takte zu wenig vertraute. Das sachliche Wissen der Schulmeister ist ein sehr respectables Ding, gerade so wie die Thatkraft der Behörden etwas sehr tüchtiges ist. Aber daß man doch nicht meine, die deutsche Sprache dadurch zur Entfaltung ihrer Kraft erziehen zu können, daß etwa eine Anzahl von Professoren einem Minister oder Unterstaatssecretär ein Verzeichniß mundartlicher Worte behufs Einführung ins Schriftdeutsch überreicht und daß der besagte Beamte diese Einführung mittelst Erlasses verfügt. Gewiß, auch auf diesem Wege kann einigen überflüssigen, einigen harmlosen und einigen unentbehrlichen Fremdworten das Leben sauer gemacht werden. Aber um der deutschen Sprache ihre Gleichgültigkeit gegen ihre Sauberkeit und Schönheit abzugewöhnen, um sie zu bestimmen, daß sie mehr auf sich

halte, um sie zu lehren, inwieweit sie mit ihrer eigenen Kraft und Fülle auszukommen vermag und wie sie mit Verständniß, Unbefangenheit und Anmuth das, was sie nun einmal aus der Fremde entlehnen muß, in ihren freien Besitz umwandeln kann, dazu genügt keine schulmäßige Einsicht noch obrigkeitliche Energie. Ci vuole altro, sagt der Italiener.

(Nation 1887.)

Von der Anziehung und Abstoßung zwischen Menschen.

„Whilst race works immortally to keep its own, it is resisted by other forces. Civilisation is a reagent, and eats away the old traits."
Emerson.

I.

Wir haben kein gutes deutsches Wort, welches soviel bedeutet wie „assimiliren", und es ist fraglich, ob es unseren Puristen gelingen wird, ein schlechtes deutsches Wort dafür zu schmieden.

Wer weiß! vielleicht ist gerade der Purismus das Hinderniß, welches uns unfähig macht, fremde Elemente zu assimiliren, in nationale zu verwandeln; und vielleicht ist eben er, ist der Geist rechthaberischer Ausschließlichkeit das Förderniß, welches dazu beiträgt, daß deutsche Elemente so leicht sich dem deutschen Wesen entfremden und von fremdem Wesen assimilirt werden — daß sie sich „verfremden." Verfremden ist ein gutes deutsches Wort, wofür die anderen Sprachen kein entsprechendes besitzen.

In seiner jüngsten großen Rede hat Fürst Bismarck beides hervorgehoben: die Schwierigkeit, welche wir haben, unsere Polen, Elsässer, Dänen zu assimiliren, und die Leichtigkeit, mit welcher Deutsche zu Ausländern werden. Aber er hat den inneren Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen nicht gesehen oder nicht sehen wollen. Und doch erfordert es keinen besonderen Scharfblick zu ge-

wahren, daß beide nur Wirkungen einer und derselben Ursache sind, verschiedene Erscheinungen der nämlichen nationalen Eigenschaften, der nämlichen Schwäche; denn als Schwäche muß man es bezeichnen, wenn eine Nation ihre eigenen Angehörigen so wenig festhält und die Angehörigen fremder Nationalitäten so schwer gewinnt. Worin besteht diese Schwäche? warum ist uns mit den Polen nicht gelungen, was den Franzosen so völlig mit den Elsässern gelungen ist? warum hängen die wieder zu ihrer eigenen Nation zurückgekehrten Elsässer noch ebenso fest an den Franzosen, welche doch Fremde für sie sein sollten, wie die Polen an ihren Bluts- und Namensverwandten? „Blut ist ein gar besondrer Saft", sagt Mephisto; die Gemeinsamkeit der Abstammung, des Naturells scheint ja eine genügende Erklärung dafür zu geben, daß die Polen der preußischen Ostprovinzen nicht aufgehört haben, die russischen und galizischen Polen als ihre Brüder zu betrachten und zu lieben. Aber warum ist das deutsche Blut ein minder kräftiger Kitt? warum fühlen nicht nur die gallischen Lothringer, sondern auch die germanischen Elsässer zu dem nichtverwandten Volke die Hinneigung, welche sie zu dem Volke gleicher Abstammung und gleicher Sprache nicht empfinden? Warum gilt das deutsche Sprichwort „Art läßt nicht von Art" von allen möglichen andern Völkern, nur nicht von uns Deutschen? Es ist englische Art, daß noch die dritte, vierte, fünfte Generation einer im Auslande, in Paris oder Italien ansässigen englischen Familie sich durchaus englisch fühlt und gehabt. Es ist französische Art, daß Franzosen, auch wenn sie noch so lange neben und zwischen Angelsachsen wohnen — wie in Canada — oder zusammen mit Kabylen und Arabern — wie in Algier —, doch kein Wort dort der Staatssprache, hier

der Landessprache lernen, wohl aber ihre Nachbarn zwingen, sich mit ihnen in gutem oder schlechtem Französisch zu verständigen. Es ist Eskimo-Art, sich von einem mit gutem Roastbeef versehenen Tisch nach dem heimischen Robbentalg zurückzusehnen. Aber es ist deutsche Unart, daß die deutsche Art von ihrer Art läßt, daß Deutsche sich im Handumdrehen nicht nur in immerhin teutonische Engländer und Amerikaner verwandeln, sondern auch in romanische Franzosen, Spanier, Italiener, ja selbst in Czechen, Ungarn, Polen, in willige Anhängsel von Nationalitäten, welche, sei es eine niedrigere Kultur, sei es gar kein eigenes Staatswesen haben, und welche darum, so sollte man meinen, schlechterdings keine Anziehung zu üben vermöchten auf Glieder eines so hochentwickelten Volksstammes wie der deutsche, auf Bürger eines so mächtigen Reiches, wie es nun schon seit einer Reihe von Jahren das neuerstandene Deutschland ist. Wie erklärt sich diese so überaus merkwürdige, für unser Selbstgefühl so unerfreuliche Anomalie?

Fürst Bismarck mochte den Grund der deutschen „Ausländerei" (auch ein ausschließlich deutsches Wort!) in der deutschen Gutmüthigkeit sehen, welche alles Fremde bewundere, und er hat diese Gutmüthigkeit zugleich als Neid gebrandmarkt, als Bedientenstolz, als Kleinmuth; er hat außerdem auch die deutsche Tradition, die eigene Regierung zu bekämpfen und in den Fremden Bundes- und Kampfgenossen zu begrüßen, verantwortlich gemacht. Man kann die Richtigkeit dieser Vorwürfe dahingestellt sein lassen; jedenfalls würden sie nur die eine Seite des Phänomens erklären, die Ausländerei der Deutschen, aber sie lassen unerklärt, warum die deutsche Gutmüthigkeit, die deutsche Neigung, sich mit den Fremden zu verbünden, auf diese Fremden keine stärkere Anziehung übt. Wenn wir Deutsche

so kleinmüthig, so bedientenhaft sind, wie Fürst Bismarck uns vorwirft, so müßten die Ausländer, so scheint es, sich gern unsere Unterwürfigkeit zu Nutzen machen, sich bei uns wohlgefallen, etwa wie die Deutschen sich bisher in Rußland wohlgefallen haben.

Versuchen wir, die Erklärung zu finden, welche die beiden Theite des Räthsels löst, sowohl die Frage: warum assimiliren wir so schwer die Andern? als die Frage: warum werden wir so leicht von den Andern assimilirt? Zu diesem Ende müssen wir uns aber zunächst über die Bedeutung von „assimiliren" klar werden.

Das Wort „Rasse" ist eines jener unentbehrlichen Worte, die jeder im Munde führt und führen muß, ohne daß irgend jemand es in scharfer Weise zu definiren vermag. Ist es ein naturwissenschaftlicher oder ein historischer Begriff? Drückt es nur die Gemeinsamkeit der Abstammung aus, die Blutsverwandtschaft? oder umfaßt es auch die festen Charakterzüge, welche sich in allen oder so gut wie allen Gliedern einer Gruppe von Menschen, die lange zusammen gelebt hat, als gemeinsam erkennen lassen? Die Vererbung der Eigenschaften, der geistigen wie der leiblichen, ist eine unbestrittene Thatsache. Aber auch die Aneignung der Eigenschaften durch Nachahmung und Gewohnheit ist eine Thatsache. Da wir nun von reinen Rassen im Sinne ungemischter Abstammung von den nämlichen Ahnen nichts wissen, nichts wissen können, da alle Rassen, welche eine Geschichte haben und in deren Vergangenheit darum die Geschichte hineinblickt, als nicht rein erscheinen, so kann es auf die Frage, was eigentlich einer Gruppe von Menschen den Stempel der Rasse aufdrücke, ob die Abstammung oder das Zusammenleben, keine schlüssige Antwort geben. Indessen so dunkel das Rassen=

problem im theoretischen Sinne ist, praktisch liegen die Dinge einfacher. Es unterliegt keinem Zweifel, daß überall und zu allen Zeiten Stämme verschiedenen Blutes zu einer einzigen nationalen Gemeinschaft zusammengewachsen sind. Mag es im einzelnen Falle unklar sein, ob der eine dieser Stämme mehr den übrigen seinen Typus aufgedrückt habe oder ob ein jeder ein wesentliches beigetragen zur Herstellung eines neuen Typus, genug, es giebt zusammengesetzte Nationalitäten, in denen sich aus unterschiedlicher Mitgift ein Gemeinvermögen herstellt, aus verschiedenen Rassecharakteren ein neuer Charakter. Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß alle zu einer höheren Kultur gelangten Völker aus solchen verschiedenen Elementen zusammengesetzt, daß ihr Charakter ein aus Eigenschaften verschiedenen Ursprungs gemischter ist. Die einzelnen Rasseelemente konnten sich, das ist evident, ihre Abstammung nicht anders gegenseitig mittheilen, als durch geschlechtliche Kreuzung, durch Heirath. Und hinwiederum setzt die Uebertragung der Eigenschaften der Einen auf die Andern mittelst Nachahmung und Gewohnheit voraus, daß die verschiedenen Elemente sich sehen, daß sie mit einander leben, daß sie einander geben, von einander lernen. Zwei Bestandtheile einer Nation, welche sich nicht geschlechtlich und gesellschaftlich mischen, können so wenig in eins zusammenwachsen als zwei Bäume ohne Pfropfung. Meiden sich die Bestandtheile, so bleiben sie eben getrennt, jedes für sich. Suchen sie sich, sei es freiwillig, sei es gezwungen, so findet erst Annäherung, dann Verbindung, schließlich Ausgleichung statt, mit einem Worte das, was Assimilation genannt wird. Der Prozeß ist seiner Natur nach ein langsamer, ein allmählicher; er ergreift nicht das Ganze der einander fremden Individualitäten auf einmal. Aeußeres

wird rascher angenommen als Inneres, die Lebensweise schneller verähnlicht als die Denkweise, die Gedanken leichter ausgetauscht als die Empfindungen harmonisirt. Am längsten widerstrebt der Umwandlung das Tiefste, das Naturell, die Seele, das Gemüth, aber die Liebe überwindet jede Kluft, reißt selbst die Schranken nieder, welche, so möchte man sagen, die Natur selbst errichtet hat.

Aus diesen wenigen Andeutungen — zu mehr ist hier nicht der Platz — erhellt schon, warum das eine Volk besser geeignet ist, sich fremde Elemente zu assimiliren als ein anderes. Es giebt Völker wie Individuen, welche Gesellschaft brauchen, und andere, welche es vorziehen, für sich zu existiren. Es giebt Menschen, welche leicht lieben und ihre Zuneigung rasch zu erkennen geben, und andere, welche langsam eine Neigung fassen und noch langsamer sie zeigen; Menschen, welche an der Oberfläche, und andere, welche in der Tiefe des Gemüthes leben, spröde und zuthuliche, verschlossene und mittheilsame, starre und geschmeidige Naturen. Jeder dieser Typen hat seine Berechtigung, seine Vorzüge und Mängel, jeder hat Grund dazu, seine Tugenden zu bewahren und seine Fehler abzulegen. Denn obwohl man zu sagen pflegt, daß man immer die Fehler seiner Vorzüge habe, so wäre es doch falsch, aus diesem Satze zu schließen, daß man nichts thun dürfe, nichts thun könne, seine Fehler loszuwerden, und wenn das Leben des Individuums gemeiniglich zu kurz ist, um sehr viel an sich zu verbessern, so hat ein Volk eine sehr lange Lebensdauer, eine um so längere, je vollständiger es sich alle die Eigenschaften aneignet, kraft deren es allen Aufgaben gerecht wird, welche die Geschichte ihm stellt. Man hat die Gesundheit als das Gleichgewicht der Funktionen definirt, die Krankheit als deren Störung.

Eine einseitige Entwicklung und Ausbildung pflegt eine Kraft zu stärken auf Kosten der übrigen. Der einzelne Mensch darf sich die Einseitigkeit eher gestatten als ein Volk. Der Einzelne pflegt nur in eine beschränkte Zahl von Situtationen zu gerathen, und ist er durch die Eigenschaften, die in ihm vorwiegen, im Stande, sich in diesen Situationen zu behaupten, so ist ihm seine Einseitigkeit eher von Nutzen als schädlich. Aber eine ganze Nation geräth in alle möglichen Situationen, hat alle möglichen Probleme zu lösen, und ist sie nur einseitig entwickelt, so wird sie dieselben nicht lösen und so Schaden leiden, ja, sie kann trotz all der Tugenden, die sie besitzt, an einem einzigen Mangel zu Grunde gehen. Kultur ist nichts anderes als Pflege der angeborenen Begabung und Ausfüllung der angeborenen Lücken. Deshalb wer Kultur sagt, sagt Aneignung fremder Vorzüge. Ein großer Genius besitzt etwas besseres als Kultur und kann allenfalls deren entrathen, obwohl ein so großer Genius wie Goethe gesagt hat, er habe nicht gefunden, daß es je jemandem geschadet habe, etwas zu lernen. Wie immer dem sei, ein Volk, auch wenn es große Genies hervorbringt, ist selbst kein Genie, sondern auch im besten Fall nur tüchtiges Mittelgut und hat allen Grund, sich zu kultiviren, nicht bloß seine Vorzüge zu bewahren und auszubilden, sondern auch seine Fehler auszumerzen und zu dem Ende die guten Eigenschaften anderer Völker herüberzunehmen. Diese Aneignuug fremder Vorzüge kann in verschiedener Weise vor sich gehen, z. B. durch Lernen, durch Nachahmen. Es giebt aber ein noch viel intensiveres Mittel, welches darin besteht, fremde Volkselemente, die diese anderen Vorzüge besitzen, dem eigenen nationalen Körper einzuverleiben — zu assimiliren.

II.

Der deutsche Mensch ist ein Gemüthsmensch und ein Theoretiker. Warum der Deutsche mehr im Gemüthe lebt und mehr theoretisirt als andere Kulturnationen, läßt sich nicht in zwei Worten sagen. Der ursprüngliche Ansatz zu dieser doppelten Richtung des deutschen Geistes entzieht sich aller historischen Beobachtung und aller psychologischen Forschung. Aber es wäre eine würdige und mögliche Aufgabe zu untersuchen, wie einerseits das geschichtliche Leben des deutschen Volkes dazu beigetragen hat, jene in seiner primitiven Anlage enthaltenen Keime immer mehr zu entfalten, und wie andererseits seine Geschichte das, was sie war, eben dadurch geworden ist, daß in diesem Volke das Gemüth und das theoretische Denken sich auf Kosten anderer Vermögen, anderer Thätigkeiten entwickelten.

Wenn wir nun fragen: hängt es mit dem deutschen Gemüthsleben und dem deutschen Theoretisiren zusammen, daß unsere Nation als Ganzes so schwer fremde, anderen Rassen oder Völkern entstammende Elemente in sich aufnimmt und daß der einzelne Deutsche so leicht in andere Rassen und Völker aufgeht, so wird die Antwort nicht zweifelhaft sein. Sowohl Gemüthsempfindungen als Theorien sind zugleich sehr eigensinnige und sehr zarte Dinge, sehr ausschließlich und zugleich sehr wenig widerstandsfähig. Beide haben ihren Sitz im inneren Menschen und hängen mit dem äußeren Menschen, mit dem aktiven Leben, mit der Praxis nur durch dünne Fäden zusammen. Man kann ein tiefes Gemüth haben und sehr unselbständig handeln, man kann in der Theorie sehr kühn und in der Praxis sehr ängstlich sein. Man kann in sich zart und innig fühlen und des Organs entbehren für fremdes Fühlen; man kann im

Gedanken alles, Himmel und Erde, begreifen und in der That jedem Einflusse von außen offen stehen, jeder nächsten Einwirkung sich fügen. Jeder von uns hat Leute gekannt, welche stärker empfanden, tiefer dachten als ihre Umgebung und doch ihr in allen praktischen Angelegenheiten hilflos gegenüberstanden. Der Grund ist einfach. Sowohl das Gemüth als die theoretische Vernunft isoliren den Menschen, während die Leidenschaften, die Interessen, während mit einem Worte das Leben die Menschen zu einander bringt, auch dann zu einander bringt, wenn es sie im wirklichen lauten Kampfe an einander gerathen läßt. Dagegen jene stillen Kriege, welche das Empfinden der einen Seele mit dem Empfinden der andern führt, die Verschiedenheiten der Denkweise, welche sich bescheiden, Verschiedenheiten zu sein, ohne je zusammenzustoßen, sie sind die eigentlichen Schranken zwischen Mensch und Mensch: durch sie werden zwar nicht die Leiber, aber die Geister sicherer, weiter aus einander gehalten als durch Meere und Wüsten.

Nun frage man jeden Deutschen, der eine hinreichende Zeit im Auslande zugebracht hat, um deutsches und ausländisches Leben vergleichen zu können, ob der Hauptunterschied zwischen dem deutschen Leben und dem aller übrigen Kulturvölker nicht dieser ist, daß hier zu Lande die Einzelnen wie die Gruppen und Verbände ein isolirteres Dasein führen als irgendwo anders. Nirgends bestehen zwischen den Gliedern derselben Nation, den Bürgern desselben Staates so hohe, so schwer übersteigliche Schranken wie in Deutschland. Es giebt allenthalben Unterschiede des Stammes und Standes, des Ranges und Berufes, des Glaubens und der Gesinnung, aber nirgends, wenigstens nicht bei den übrigen Nationen des gebildeten Europa und Amerika, haben die einzelnen Stämme, Stände, Genossenschaften so wenig mit

einander zu thun, wollen sie so wenig mit einander zu thun haben. Weder die Verschiedenheit der Herkunft noch des Vermögens noch der Bildung noch selbst des religiösen Bekenntnisses trennt so tief, so bis in die Wurzel, wie die Verschiedenheit des Empfindens und der theoretischen Ueberzeugung. Anderswo stehen sich die religiösen oder politischen oder sozialen Parteien häufig viel feindlicher gegenüber als bei uns, aber nirgends berühren sie sich so wenig, hält sich die eine der anderen ferner. Es giebt anderswo mehr gegenseitigen Haß, aber nirgends soviel gegenseitige Geringschätzung. Es scheint, dem Deutschen geht nichts über die einsame Freude am eignen Empfinden, am eignen Denken; hat er nur die, so giebt er die Freude am wechselseitigen Austausch, am gemeinsamen Handeln und Vollbringen gern dahin. Selbst die deutscheste Kunst, die Musik, zumal die Instrumentalmusik, führt die Menschen nur zusammen, um sofort wieder jeden in sich zu verschließen. Und hinwiederum die deutscheste Gemeinschaft, die der Armee, beruht nicht auf Freiheit, sondern auf Disciplin.

Wie soll nun eine Nation, die sich immerfort, um mit Goethe zu sprechen, „in sich selbst entzweibricht“, woher soll ihr die Fähigkeit kommen zu sammeln und zu verbinden? eine Nation, deren Glieder sich unter einander soviel lieber trennen als finden, wie soll sie andere anziehen? eine Nation, deren Söhne unter einander mehr ihre Unähnlichkeiten als ihre Aehnlichkeiten fühlen, hervorheben, herauskehren, wie soll sie andere sich gleichmachen, assimiliren? Und hinwiederum kann es Wunder nehmen, daß der einzelne Deutsche, der unter Ausländer geräth, mit seiner isolirten Art zu empfinden und zu denken, dem Druck und Zug des fremden Lebens keinen Widerstand zu leisten vermag? Entweder er vereinzelt vollends mit seinem deutschen Ge-

müth und seiner deutschen Weltanschauung, oder er schließt sich der fremden Art und Weise an und seine unpraktischen Empfindungen und Doktrinen verkümmern, führen ein harmloses unbemerktes Dasein im verborgenen Innern, bis sie für ihn selbst nichts weiter sind als eine rührende oder komische Erinnerung. Und dieser zweite Fall ist der häufigere: die Leute, welche ins Ausland gehen, pflegen in der Regel die energischeren, willenskräftigeren zu sein, thätige Naturen, welche mehr handelnd als innerlich leben und leben wollen; daher sie nicht widerwillig, sondern gern mitschwimmen in dem neuen großen Strom, der ihnen so viel freiere Bewegung und oft ein soviel frischeres Gedeihen verstattet als der enge Teich, als die tausendfältige Schranke gesellschaftlicher, beruflicher, politischer und religiöser Absonderung, worin sie daheim eingeschlossen waren.

(Nation 1886.)

Lessing.

Zum hundertjährigen Todestage.

Ist kein Lessing da? Hundert Jahre sind verflossen, seit der große Kämpfer starb — wie Kämpfer pflegen, in der Mitte des Lebens, auf der Höhe seiner Bahn, in der Fülle der Thaten starb — und wohl haben wir heute Grund zu rufen: Ist kein Lessing da? haben wir Grund, ungeduldig und sehnsuchtsvoll auszuspähen nach einem ähnlich mächtigen Streiter gegen Lüge und Bosheit, gegen Unsinn und Anmaßung, gegen Fanatismus und Prahlerei! oder besser gesagt nach einem Streiter gegen lieblose Pfaffen, gegen unwissende Gelehrte, gegen phantastische Narren, gegen gewissenlose Eiferer! Denn das ists ja, was Ihm, dem Geistesritter ohne Furcht und Tadel, einen so einzigen Platz giebt in unserer Literatur, daß er das Böse und Thörichte und Gemeine nicht bloß als namenlose dunkle Mächte bekämpfte, sondern daß er auch den einzelnen schlechten Kerl, den einzelnen Heuchler, den einzelnen Hansnarren an das Licht des Tages zog, beim Namen nannte und für alle Zeit mit einem unauslöschlichen Stempel brandmarkte. Es ist bekannt, daß der greise Goethe mit seinem alles umfassenden, alles begreifenden Geiste sich doch in die ewig junge Kampflust, welche einst

Lessing beseelt hatte, nicht hineinzudenken vermochte — ein Beweis, daß auch der weiteste Verstand im Grunde immer nur sich selbst versteht. Goethe war geneigt zu glauben, Lessings unaufhörliche Händel mit werthlosen Menschen, mit wortgläubigen Pastoren und hochmüthigen Aftergelehrten seien verlorene Zeit und Mühe gewesen. Für den Dichter des „Faust“, vor dessen durchdringendem Blicke das Weltall, Natur und Geist, entschleiert dalag, war auch das Unrecht, war auch der Irrthum ein Theil der göttlichen Weltordnung; in die tiefsten Tiefen der Erkenntniß versenkt, war er weder geneigt, an den Schlachten, welche auf der Fläche der Erde immerfort zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gut und Böse geschlagen werden, Theil zu nehmen, noch die Helden dieses Krieges nach Verdienst zu würdigen. Lessings Blick in die Werkstatt der Natur und des Genius ging minder tief; aber in Einem, in der Leidenschaftlichkeit des Temperaments, war er Goethe überlegen. Wie dieser lernte er die spinozistische Lehre der Nothwendigkeit, begriff er die spinozistische Weisheit des Allesbegreifens; wie Goethe, vor Goethe erkannte er, daß Gott auch bei unseren Irrthümern seine Hand im Spiele habe; aber er meinte nicht, daß der Mensch darum die Hand aus dem Spiele zu lassen habe; auch der ewige Kampf gegen die Irrthümer schien ihm ein Theil der göttlichen Weltordnung, schien ihm deren bester Theil. Es war ihm nicht genug, in der eigenen Seele den Wahn zu überwinden durch das Schauen der Wahrheit; Lessing war noch etwas anderes als ein Philosoph und Poet, der sich bei der Erkenntniß der Naturnothwendigkeit beruhigt. Was er von dem jungen Jerusalem gesagt hat, gilt erst recht von ihm: er besaß nicht nur den „Geist der kalten Betrachtung“, er besaß auch einen „warmen Geist“, welchem

das Bedürfniß eingeboren war, die innerlich erkannte Wahrheit draußen in der Welt zu verwirklichen. Lessing dankte seinem Schöpfer nicht nur, daß er mußte, sondern daß er „das Beste" mußte.

Nathan.
Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwisch.
Warum man ihn recht bittet
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch.

Nathan.
Bei unserm Gott! da sagst Du wahr.

Um dieses seines doppelten Charakters willen, weil Lessing nicht nur ein Seher, sondern auch ein Held, nicht nur ein unerschrockener Forscher, sondern auch ein furchtloser Kämpe, nicht nur ein Weiser und ein Gelehrter, sondern ein Mann der That war, darum thäte es Noth, daß er, daß einer seines Gleichen wieder unter uns erstünde.

Man mißverstehe diesen Wunsch nicht, der mehr als ein Wunsch, der ein Nothschrei ist! Derselbe bedeutet wahrlich nicht, daß es uns an Helden, an Soldaten, an Männern der That fehle, wir haben deren heute die Fülle, wie wir der Gelehrten und Schriftsteller die Fülle haben. Und viele unserer Schriftgelehrten sind zu gleicher Zeit Männer der That, Männer des Streites. Man kann unseren Professoren und Literaten fürwahr nicht mehr den Vorwurf machen, daß sie noch allzusehr von dem Goethischen Geiste friedlicher Forschung, leidenschaftloser Beschaulichkeit erfüllt seien; im Gegentheil, viele, sehr viele stehen mitten drinnen in den Kämpfen der Zeit, in den politischen und socialen Parteihändeln Schulter an Schulter neben den

Soldaten und Politikern. An Ungestüm und Eifer und Tapferkeit fehlt es wahrhaftig nicht; — nur ist es nicht Lessings Eifer, nicht Lessings Tapferkeit; nur ist es nicht der Lessingsche Kampf für die Wahrheit, der heute gekämpft wird, von Gelehrten und Dichtern mitgekämpft wird, sondern es ist der Kampf für nationale und politische und sociale Interessen.

Darin eben waren der friedfertige Goethe und der streitbare Lessing völlig gleich, daß es beiden nur um Eines galt, um Wahrheit. Jener trachtete nach Wahrheit mittelst der reinen Erkenntniß, dieser mittelst rastlosen Ringens wider Vorurtheil, Heuchelei und hohle Phrase. Wahrheit, die ganze, lautere Wahrheit, und nichts als die Wahrheit bildete das Ziel und den Inhalt der Lessingschen Kritik wie der Goethischen Dichtung, wie denn Wahrheit Ziel und Inhalt war all jener Schöpfungen eines Winckelmann und Herder und Kant und Schiller und Humboldt, welche wir mit Recht unsere klassische Literatur nennen, weil sie in Idee und Form das überall und allezeit Gültige suchte und fand, soweit Menschen es finden können.

Das überall und allezeit Gültige oder — wie man es mit einem heute ach! verspotteten und verpönten Ausdruck besser nennt — das allgemein Menschliche ist nun aber das Wesen sowohl der Moral als der Religion, sowohl der Wissenschaft als der Kunst. Es giebt für die Moral nicht zweierlei oder vielerlei Gerechtigkeit, sondern nur eine einzige, welche alle Menschen nach gleichem Maße richtet und von allen Menschen gleiches Maß verlangt. Es giebt für die Religion nur eine einzige Art der Ergebenheit in Gott, die

von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

Und so erforscht die Wissenschaft die ewigen Gesetze alles Daseins, unbekümmert, wem sie damit einen Gefallen thue, wessen Berechnungen sie störe. Und die Kunst verleiht den in jeder Menschenbrust wohnenden Empfindungen Ausdruck und fragt nur nach deren Echtheit und Schönheit, nicht nach ihrer praktischen Brauchbarkeit. Allein wenn die Menschheit für die idealen Güter der Gerechtigkeit und Frömmigkeit, der Wahrheit und Schönheit lebt, so lebt sie nicht davon. Ihre reale Existenz hängt ab von der Befriedigung realer Bedürfnisse, welche immerfort nach Zeit und Raum wechseln. Es giebt nur eine Gerechtigkeit, aber es giebt tausendfache Hindernisse, welche der Mensch bewältigen muß, will er sich einen Platz an der Sonne erobern nnd bewahren. Es giebt nur eine Wahrheit, aber es giebt tausend Wege, um zu den Gütern dieser Welt zu gelangen, und der eine schickt sich für den Einen, der andere für den Andern. In der realen Welt löst sich die ideale Einheit der Menschheit auf in unendliche Verschiedenheiten, deren jede soviel Recht hat, als sie sich im Kampf ums Dasein Recht schaffen kann durch ihre Kraft und ihre Klugheit. Den der ganzen Menschheit gemeinsamen absoluten Gütern, der Religion und der Moral, der Kunst und Wissenschaft, steht also gegenüber die relative Eigenart der Individuen und Gruppen, der Racen und Völker und Staaten; jede Eigenart hat — nicht die Pflicht der Selbsterhaltung, denn Pflicht ist nur, was Alle gleich bindet — aber den Drang nach Selbsterhaltung. Jeder Einzelne, jede Familie, jeder Stamm und jeder Staat sucht sich zu behaupten, sucht die eigenen Interessen zu wahren, die eigenen Zwecke zu verfolgen, und die Verfolgung der Interessen und Zwecke heißt Wirthschaft und Politik. Zu Moral und Religion, zu Kunst und Wissenschaft stehen

Wirthschaft und Politik in völligem Gegensatz: jene erstreben das Wahre und Schöne und Gute ohne Rücksicht auf die Umstände, ohne selbstsüchtige Absicht, ohne Rechnung auf zeitlichen Gewinn; in Wirthschaft und Politik dagegen sind die Umstände, ist der Nutzen, ist Macht und Reichthum Alles.

Das ist nun die Bedeutung unsrer heutigen Zeit im Gegensatz zu der Zeit unsres classischen Geisteslebens, daß der Sinn des deutschen Volkes heute ungleich weniger auf die allgemein menschlichen Ideale und ungleich mehr auf die Befriedigung nationaler, politischer, socialer Bedürfnisse gerichtet ist. Das bedeutet an sich keinen Vorwurf für uns. Die Ideale sind zwar das bessere Theil, aber die Existenz ist das allerunentbehrlichste. Es war nothwendig, daß wir lernten, nicht allein uns um Wahrheit und Schönheit zu kümmern, sondern auch um Haus und Herd. Es war nothwendig, nicht allein nach Erkenntniß und ästhetischem Genusse nnd sittlicher Vollendung zu streben, sondern auch nach Geld und Gut, nach Macht und Ansehen. Aber statt dieses zu thun und jenes nicht zu lassen, sind wir seit Jahren und Jahrzehnten mehr und mehr in politischer und ökonomischer Thätigkeit aufgegangen. Auch das mag ja nothwendig gewesen sein, denn der Mensch treibt nun einmal tüchtig nur das, was er einseitig treibt; aber beklagen darf man es. Und wenn nun gar die Einseitigkeit soweit getrieben wird, daß sie sich zu verewigen droht, wenn wir so ausschließlich Politik treiben, daß wir anfangen, die Ideale nur noch vom politischen Gesichtspunkte aus zu sehen, das heißt von dem Gesichtspunkte aus, wo sie dem Blicke entschwinden, wenn die humanen Güter, wenn Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft nur noch als nationale Mächte, als staatliche

Einrichtungen verstanden werden, dann heißts erkennen, daß wir krank sind, dann heißt es sich aufschütteln, damit wir nicht mitten in der Blüthe und Kraft der politischen Wohlfahrt an geistigem und moralischem Siechthum zu Grunde gehen; dann heißt es nach einem Arzte rufen, nach einem Arzt wie Lessing, der uns wieder trinken lasse aus dem Quell der idealen, der unpolitischen Wahrheit.

Gerade weil der deutsche Geist ein idealistisch angelegter ist, fand er sich so schwer in die politische Thätigkeit. Gerade weil er ein jedes Ding als Idee aufzufassen liebt, lernte er so langsam mit den Kräften der Wirklichkeit rechnen. Aus diesem Widerstreben des deutschen Naturells gegen die politische Thätigkeit erklärt es sich, daß Männer, welche eigentlich Priester des Ideals waren und sein wollten, daß Gelehrte und Dichter das politische Leben mit einem ihm durchaus nicht zukommenden und es fälschenden idealen Nimbus umgaben. Diese Männer redeten sich und redeten dem deutschen Volke ein, daß der Staat sein höchstes Gut, daß die politischen Kräfte die edelsten Kräfte, daß die politische Thätigkeit die des Menschen, des Mannes würdigste Thätigkeit sei. Während das Wesen des Staates die Macht ist, die Macht, welche durch ganz andere Mittel erlangt und bewahrt wird als durch Wahrheit und Gerechtigkeit, wurde die Erziehung für den Staat für wichtiger erklärt als allgemein menschliche Bildung. Während die Politik der zwar nothwendige, aber wahrlich sehr unheilige Kampf der Interessen ist, wurde sie gefeiert, als ob sie das Eins und Alles des nationalen Lebens sei. Und um über diese Abgötterei zu täuschen, begann man von einer deutschen Religion und einer deutschen Moral, von deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft zu fabeln,

als ob Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, Liebe und Schönheit Dinge seien, welche in die Grenzen einer Nationalität eingeschlossen wären, sich einschließen ließen.

Dieser Götzendienst, der mit Staat und Nationalität getrieben wird, steht im völligsten Widerspruch zu jener allein göttlichen und allein menschlichen Religion, welche unsere großen Dichter und Denker bekannten und übten, und welche keiner zündender gepredigt hat als Gotthold Ephraim Lessing.

Lessings wundervoller Verstand war viel zu scharf und klar, um die geschichtliche Realität, um die Nothwendigkeiten des nationalen, des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens nicht zu verstehen. Aber er schwang vor diesen Nothwendigkeiten nicht das Weihrauchfaß, wie es unsere heutigen Staats- und Nationalitätsenthusiasten thun. Er wußte, daß im Gegensatz zu Wahrheit und Gerechtigkeit der Staat und die Nationalität geringe und beschränkte Dinge seien, und daß ein Uebermaß von nationalem Gefühl, von staatlicher Zucht die Menschen unfähig mache, wahr zu denken und gerecht zu empfinden, daß jedenfalls die wahrdenkenden, die gerechtempfindenden Menschen eines jeden Volks nicht nur in, sondern auch über ihrem Volke stehen. Wie? — so fragt Lessing in dem von ihm gedichteten hohen Liede des Humanismus —

> Wie? oder wär' es wirklich so, daß selbst
> Der Beste seines Volkes seinem Volke
> Nicht ganz entfliehen kann.

und ferner:

> Sind
> Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
> Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
> Als Mensch?

Und auf diese Fragen antwortet er in jenen „Gesprächen für Freimaurer", welche sein englischer Biograph, James Sime für das anziehendste erklärt hat, was Lessing geschrieben, und welche, wie heute die Dinge liegen, von jedem Deutschen tagtäglich als Morgen- und Abendbrevier gelesen und bedacht werden sollten. Da heißt es: Weil die Menschen nur durch Trennungen in Staaten vereinigt werden konnten, so seien diese Trennungen doch weder gut noch heilig, und man dürfe sie nicht größer werden lassen, als die Nothwendigkeit erfordere. Darum sei es „recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret; — recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen; — recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet."

Zu diesen Lessingschen Sätzen macht sein englischer Biograph folgende Bemerkungen:

„Zu wieviel Gedanken giebt dies Anlaß in einer Zeit, in welcher so viele gebildete Männer vergessen zu haben scheinen, daß die kosmopolitische Idee jemals ernsthaft aufgestellt worden ist. Kein Leser kann verkennen, daß Lessing ausdrücklich anerkannt hat, daß jeder Mensch eine Pflicht gegen sein Volk habe, oder kann annehmen, daß er seiner Pflicht gegen Deutschland nicht nachgekommen sei. Durch jedes ihm gegebene Mittel suchte er in den Deutschen ein

Gefühl ihrer Kraft und Selbständigkeit zu wecken, und außer Friedrich dem Großen hat keiner gleich viel zu diesem Ende geleistet. Aber über der kleineren Pflicht vergaß er nie die größere: die Pflicht des Menschen gegen den Menschen. Die Deutschen waren ihm wichtig nicht als Deutsche, sondern weil sie ein Theil der Menschheit waren, und weil er durch sie am besten der Menschheit dienen konnte." — „Lessing stellt die bestehenden Unterschiede (welche Menschen von Menschen scheiden) nicht in Abrede, er behauptet nicht, daß, so lange es überhaupt Staaten giebt, sie abgeschafft werden könnten; aber er sieht ihnen ins Antlitz und findet, daß sie nur auf Namen beruhen. Was thuts, so fragt er, ob ein Mensch ein Fürst ist oder ein Schuster, ein Engländer oder ein Russe, ein Christ oder Mohamedaner? Er ist immer ein Mensch, und in seiner Menschheit besteht seine wahre Größe und Würde."

Daß ein Lessing, der so dachte von den unvertilglichen, aber für den wahren menschlichen Werth unwesentlichen Unterschieden der Nationen und Confessionen, der Stände und Klassen, — daß Lessings unerbittlicher Rationalismus auch heute noch und heute vollends unbequem ist jeder Art beschränkter und eitler Köpfe, den Pfaffen und Junkern und Chauvinisten — das begreift sich. Freilich, die wenigsten haben den Muth, ihre Abneigung zu bekennen. Der Eine beklagt zwar Lessings religiöse Toleranz, giebt ihn aber für seinen Gesinnungsgenossen in der nationalen Intoleranz aus, weil der große Kritiker, welcher jeder Unwahrheit den Krieg erklärte, auch die Unwahrheit der französischen Tragödie bekämpft hat. Ein Anderer — doch warum ihn nicht beim Namen nennen? — Heinrich von Treitschke gerieth jüngst, als ihm von Mommsen vorge-

worfen wurde, daß er das Evangelium der Intoleranz predige, in gewaltige Entrüstung: „Was? rief er, habe ich nicht mehrfach über Lessing geschrieben und dem Dank, welchen die humane Bildung der Nation den Manen Lessings schuldet, einen vielleicht mangelhaften, aber unzweideutigen Ausdruck gegeben?“ Treitschkes Ausdruck seines Dankes ist in der That mangelhaft und keineswegs unzweideutig gewesen, denn er dankt den Manen Lessings, indem er räth, nicht nach Lessings Worten zu handeln. „Noch heute“, so lesen wir in Treitschkes Essay über Lessing, „noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgerthum, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Schüler nennen, die — seinem Geiste, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den großen Culturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeist heraus sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet; dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgerthum sich vollenden in einem tieferen, reineren Sinne, als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. Dann auch wird die Welt den Kern der Wahrheit herausfinden aus einem Worte, das die Gegenwart in ihrem schweren Kampfe nimmermehr verstehen darf — aus dem himmlisch milden: was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.“

So spricht der leidenschaftlichste unserer heutigen Nationalitätskämpfer von dem leidenschaftlichsten unserer vormaligen Humanitätskämpfer. Es klingt, wenn man oberflächlich hinhört, als ob Treitschke im Grunde mit Lessing einverstanden sei. In Wahrheit verbirgt sich ein

diametraler Gegensatz unter der rhetorischen Verhüllung des gewandten Publicisten. Für Lessing ist die humane, die kosmopolitische, die christliche Idee des allgemeinen Menschenthums das Gute, Wahre, Ewige — die Schranken der Nationen, der Confessionen, der Klassen sind ihm das Böse, Unwahre, Zeitliche. Lessing will, daß die besten der Menschen an deren Hinwegräumung, soweit es möglich, arbeiten — nicht erst in einer fernen Zukunft, sondern jetzt, sondern immer und allezeit. Treitschke aber meint, die besten seien die, welche vorderhand ganz im Gegentheil daran arbeiten, die Schranken höher, fester, unerschütterlicher aufzurichten; er überläßt es einer unabsehbaren Zukunft, sie wieder zu beseitigen. Er meint, der beste Weg, die Menschen dereinst gerecht, gewissenhaft, mitleidig und duldsam zu machen, sei, sie vorderhand in ihren nationalen Abneigungen und Vorurtheilen einzuschließen. Und in der That, Treitschke hat es nicht daran fehlen lassen, nationale deutsche Vorurtheile zu predigen. Das mag politisch sein, Lessingisch, philosophisch, christlich ist es nicht. Lessing, wie alle unsere Klassiker, war der Meinung, daß die Wahrheit die Wahrheit, die Liebe die Liebe ist, und daß ewige Pflichten sich nicht aus politischen Gründen auf fünfzig oder hundert Jahre vertagen lassen. Treitschke mag ja aufrichtig glauben, daß, wenn die Deutschen heute hart und engherzig werden, dies ein Mittel sei, dermaleinst den Frieden und die Liebe zu fördern. Nur müßte, wer so denkt, sich nicht zu gleicher Zeit einen Christen nennen; er sollte sich mit dem Namen eines Deutschen begnügen. Andere aber meinen, daß ein Deutschthum, welches, um zu gedeihen, so und so lange kein Christenthum und keinen Humanismus verträgt, des Gedeihens nicht werth sei. Sie meinen, daß, um Frieden und Liebe

in der Zukunft zu schaffen, es kein anderes Mittel gebe, als sie heute und alle Tage zu lehren und durch Güte und Friedfertigkeit zu erhärten. Sie sind der Meinung Goethes, welcher bei Gelegenheit einer Wiederaufführung des Nathan einfach wünschte, daß das in dem Gedichte „ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben möge!"

(Tribüne 1881.)

Fürst Bismarck als Todtenrichter.

In New-York starb vor einigen Wochen ein deutscher Abgeordneter Namens Lasker. Das in Washington versammelte amerikanische Abgeordnetenhaus glaubte zu Ehren des Verstorbenen eine Resolution fassen zu dürfen, worin es heißt, Lasker habe durch nachdrückliche Verkündigung freier, liberaler Ideen die politischen, sozialen und ökonomischen Zustände des deutschen Volkes gefördert. Diesen, soviel bekannt ist, mit Einstimmigkeit gefaßten Beschluß brachte das Repräsentantenhaus zur Kenntniß seiner, der amerikanischen, Regierung mit der Aufforderung, ihn durch Vermittelung der diplomatischen Organe an den deutschen Reichstag gelangen zu lassen. Die Regierung der Vereinigten Staaten vollzog den ihr ertheilten Auftrag, soweit dies bei ihr stand. Sie notifizirte durch ihren in Berlin beglaubigten Gesandten dem deutschen Auswärtigen Amte jene Resolution. Allein der deutsche Reichskanzler, statt sie dem Reichstage zuzustellen, schickte sie an die amerikanische Regierung zurück, und zwar mit der Begründung: nach seinem aus vieljähriger aktiver Betheiligung an der inneren Politik Deutschlands geschöpften Urtheil habe der Abgeordnete Lasker sich nicht die politischen Verdienste erworben, welche das Repräsentantenhaus ihm zuschreibe.

Die Abgeordneten in Washington werden also demnächst ihre Resolution wieder in den Händen halten, und dann wird eines von zweien geschehen:

Entweder sie schicken die Resolution ein zweites Mal nach Deutschland, diesmal ohne diplomatische Vermittelung, direkt an die Adresse des Reichstagspräsidenten, von welchem ja auch im vorigen Jahre die in Amerika gesammelten Gelder zur Unterstützung der deutschen Ueberschwemmten rechtsgültig in Empfang genommen wurden, ohne daß es dabei des Zuthuns oder der Ermächtigung des Fürsten Bismarck bedurfte hätte.

Oder aber das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt seinen früheren Beschluß als zu Unrecht gefaßt zurück, in Anbetracht, daß der deutsche Reichskanzler amtlich erklärt hat, der Abgeordnete Lasker habe sich um Deutschland keine Verdienste erworben.

Unser Reichskanzler genießt bekanntlich im Lande der „sharp fellows“ eine große Autorität. Dennoch möchte diese Autorität kaum groß genug sein, um die amerikanischen Volksvertreter zur Rücknahme ihres den deutschen Volksvertreter ehrenden Beschlusses zu bestimmen. Vielmehr werden sie — so vermuthen wir — mit jenem einfachen gesunden Menschenverstande und jenem Sinn für „fairness“‘ den sie als Angelsachsen bei aller Bewunderung für ganze Kerle sich bewahrt haben, etwa folgende Betrachtung anstellen:

„Das Urtheil des Fürsten Bismarck über die politische Wirksamkeit des Abgeordneten Lasker ist nicht das eines unparteiischen Richters, denn er urtheilt in eigener Sache. Es ist auch nicht das Zeugniß eines unverfänglichen Zeugen, denn was er gegen Lasker aussagt, kommt ihm selbst zu Gute. Es ist auch nicht der Spruch eines gewissenhaften

Historikers, noch die günstige Auffassung eines verständnißvollen Freundes, noch die nachsichtige eines großmüthigen Feindes. Es ist die Meinung eines leidenschaftlichen Kämpfers, eines streitbaren Staatsmannes, der zum Besten seines Vaterlandes — wie er dieses Beste erkennt — seine Ansichten und Absichten durchsetzen will und, um sie durchzusetzen, für seine Gegner weder Verständniß noch Nachsicht zu zeigen, ja selbst seinen Anhängern und Gehülfen nur zeitweise, nur bedingungsweise dankbare Anerkennung zu zollen, sich befugt glaubt. Um die deutsche Politik in seinem Sinne zu führen, hat der Reichskanzler jederzeit die Hindernisse, — was er für ein Hinderniß in seinem Wege ansah, — unerbittlich beseitigt, und aus seiner Behandlung der amerikanischen Resolution geht hervor, daß er in dem todten Lasker auch heute noch ein solches Hinderniß ersieht gerade so wie in dem lebenden, obwohl der lebende noch mehr sein Anhänger und Mitarbeiter als sein Gegner gewesen ist.

Fürst Bismarck hat vielleicht von seinem Standpunkte aus ganz Recht, kein Freund zu sein von Volksvertretern und Volksvertretungen; er scheint dieselben als nothwendige Uebel zu betrachten, und nothwendige Uebel sucht man auf das geringste Maß zu beschränken, geschweige zu erhöhen und zu verstärken. Wäre der deutsche Reichstag mächtig genug, um dem Reichskanzler zu imponiren, so würde dieser zweifelsohne gute Miene zum bösen Spiel machen und den hervorragenden Abgeordneten Hochachtung und Anerkennung entgegenbringen. Aber der Reichstag ist nicht mächtig, er imponirt dem Reichskanzler nicht; im Gegentheil, nichts hindert, den wenig mächtigen Reichstag noch mehr zu schwächen, das nothwendige Uebel zu verkleinern. Die öffentliche Meinung Deutschlands ist träge, sie reagirt

selbst dann nur schwach, wenn auch den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Parlaments, auch denen, welche Jahre hindurch einen sehr großen Einfluß auf die nationale Politik und Gesetzgebung geübt, Anerkennung und Hochachtung verweigert wird. Es ist das vielleicht die Wirkung einer Politik, deren Absicht ist, alle Macht, allen Einfluß, alle öffentliche Ehre und Würde für die die Regierung führenden Staatsbeamten in Anspruch zu nehmen, und den regierten Unterthanen nur soviel davon im Wege der Bewilligung und Gnade abzugeben, daß dieselben gerade aus der ihnen von oben ertheilten Bedeutung das Gefühl ihrer ureignen Wenigkeit schöpfen. Zur Vollständigkeit eines solchen politischen Systems gehört ganz natürlich, daß die Obrigkeit auch die einzige Interpretin, Lehrerin und Richterin der öffentlichen Meinung sei, und da die öffentliche Meinung ein Ding ist, welches nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande produzirt wird, so muß auch der des Auslandes die allein zulässige Gestalt zu geben versucht werden.

„Aber — so werden die Amerikaner sich weiter sagen — weil dies ein in Deutschland vielfach gebilligter Standpunkt zu sein scheint, so liegt damit noch kein Grund vor, denselben zu theilen. Wir sind Volksvertreter und haben in dem deutschen Abgeordneten Lasker einen unseres Gleichen ehren wollen. Wir betrachten Volksvertretungen nicht als nothwendige Uebel, nicht als nothwendig vom Uebel; wir glauben, daß Volksvertretungen gutes schaffen können, in dem Maße können, als sie in Ansehen und Achtung stehen. Wie soll der Mensch tüchtiges leisten, wenn er auch für die tüchtigsten Leistungen nicht Ehre, sondern Geringschätzung erntet? Der deutsche Abgeordnete Lasker hat keine hohe amtliche Stellung eingenommen,

aber wie hätte er dazu gelangen können? In Deutschland, wo die Regierung alle hohen Stellungen schafft oder zuweist, pflegen zu ihnen nur solche Verdienste zu führen, welche die Regierung als Verdienste ansieht. Und die Regierung erkennt selbstverständlich als verdient nur den Mann an, der sich um sie, um die Regierung, verdient macht. In Deutschland wird auch der gesetzeskundigste Mann des Parlamentes dafür, daß er die Gesetzlichkeit verficht und die Beamtenwillkür bekämpft, nicht zu hohen Staatsämtern berufen. In Deutschland wird auch der beredteste Abgeordnete nicht dafür, daß er in überzeugender Weise die Irrthümer der Minister darthut — ja, auch nicht einmal dafür, daß er in überzeugender Weise, aber mit Unabhängigkeit, die richtigen Maßregeln der Minister belobt, zum wirklichen Geheimrath ernannt. Der lauterste und uneigennützigste Abgeordnete nimmt in der offiziellen Gesellschaft jenes Landes nicht den Rang eines Hofpredigers, der muthigste und selbständigste nicht den eines Regimentskommandeurs ein. Wir auf unserem Standpunkte amerikanischer Volksvertreter brauchen dieses deutsche hierarchische Wesen, wonach die Staatsregierung die Quelle aller Ehre und Würde ist, nicht als das einzig Ehrwürdige betrachten. Bei uns giebt es auch Verdienste, welche sich die durch kein Amt und Titel legitimirte Thatkraft, welche sich die vom Staate nicht patentirte Begabung des einzelnen Bürgers erwirbt; bei uns gibt es auch Ehren, welche die Liebe und Theilnahme und Dankbarkeit des Volkes zuerkennt. Mag der Abgeordnete Lasker immerhin keinen Platz im deutschen Staatshandbuch eingenommen haben, so kommt es uns doch vor, als habe er eine sehr hohe Achtung, ja Bewunderung bei einem großen Theile seiner Mitbürger genossen. Das würde bei uns zu Lande

auch für ein Verdienst gelten. Und selbst wenn wir den Stimmen seiner deutschen Gegner Glauben schenken müßten, welche versichern, daß er ein unpraktischer Kopf, ein menschen- und weltunkundiger Asket, ein optimistischer Schwärmer gewesen sei, nun, so steht es doch fest, daß dieser weltfremde Enthusiast Jahre hindurch in dem deutschen und preußischen Parlamente die umfassendste Wirksamkeit entfaltet, auf die Parteien, die öffentliche Meinung, ja selbst auf Regierung und Beamte die eingreifendste Wirkung geübt hat. Wenn Laskers unleugbarer Einfluß auf Deutschlands öffentliches Leben ein so wenig segensreicher gewesen wäre, als heute von zum Theile denselben Leuten behauptet wird, ohne deren Mitwirkung und Unterstützung er nimmermehr zu solchem Einfluß gelangt wäre, nun so trifft diese posthume Kritik noch mehr das ganze deutsche Volk als seinen verstorbenen Vertreter. Und dann, wer sagt denn, ob das, was an Laskers öffentlicher Thätigkeit unpraktisch und irrig war, es nicht gerade darum war, weil er niemals die solcher Thätigkeit entsprechende Stellung einnahm? Wenn kraftvolle, rührige, zum Handeln angelegte Männer die allen Menschen von Natur angeborene Ungeschicktheit und Weltunkenntniß nicht los werden, so ist es, weil sie nicht zur rechten Stunde auf den ihren Fähigkeiten angemessenen Platz in der Welt, weil sie nicht zur Handhabung wirklicher Geschäfte gelangen. Die auch uns sehr deutlichen Mängel des deutschen Parlamentarismus rühren unserer Meinung nach großentheils daher, daß innerhalb des deutschen Staats- und Gesellschaftswesens die Volksvertretung bis jetzt nicht die richtige Stellung einnimmt. Die Abgeordneten können zwar die Regierung kritisiren, aber kommen nicht zur Regierung; und darum mag ihre Kritik manchmal eine unkundige und unprak-

tische sein. Was der deutschen Volksvertretung fehlt, ist, daß sie nicht nur mitrathe, sondern auch mitthate, daß sie nicht nur das Tadeln treibe, sondern auch die Schwierigkeiten des Bessermachens lerne; aber sie kann es nicht lernen, so lange sie sich bescheidet, eine so niedere Stellung einzunehmen, daß selbst einem so hervorragenden Parlamentsmitglied wie dem Abgeordneten Lasker die Regierung die Ehren versagen kann, welche die Regierten auch den wenigst ausgezeichneten unter den unzähligen mit dem Prädikat „Excellenz" ausgezeichneten Beamten darbringen sollen.

Wir, die amerikanischen Volksvertreter, werden unsere Beschlüsse zum Gedächtniß des deutschen Volksvertreters Lasker aufrecht erhalten."

(Nation. 1884.)

Zwei Denkmäler.

Im Hinterzimmer eines Gasthofes tagte oder vielmehr nachtete jüngst der Ausschuß für die Errichtung eines Schopenhauer-Denkmals. Die Lampen brannten trüb, und trübselig klang der Bericht des Schatzmeisters. Trotz all des jahrelangen Sammelns war es nicht gelungen, die erforderliche Summe aus den Taschen der Anhänger und Bewunderer des erlauchten Mannes hervorzulocken, und was zumal schmerzlich war, die reiche Stadt, deren Bewohner er sein halbes Leben gewesen und in welcher das geplante Denkmal zu stehen kommen sollte, hatte ihre strotzende Börse besonders fest zugehalten. Die lang gehegte Absicht, am 22. Februar 1888 als am hundertjährigen Geburtstag Schopenhauers, den Grundstein zu legen, mußte aufgegeben werden — das war der Beschluß, zu welchem man sich nach Anhörung des mageren Berichtes einigte; dann hob man die Sitzung auf und suchte nach guter vaterländischer Sitte in fidelem Rheinwein Trost und Erhebung über das Fehlschlagen eines vaterländischen Unternehmens.

Allein eines der Ausschußmitglieder, welches gründlicher als die übrigen von der pessimistischen Weltauffassung des Meisters durchdrungen sein mochte, war durch diesen unwürdigen Ausgang eines edlen Planes zu sehr in seiner

geringen Meinung von den irdischen Dingen bestärkt worden, um der optimistischen Unwahrheit, die im Weine liegt, zum Opfer zu fallen, und verließ das Gasthaus in ungehobener Verstimmung. Draußen die düstere Winternacht mit ihrem Nebel und Schmutz und herzlosen Kälte bewies in der That, daß die Welt, wenigstens die deutsche in dieser Zeit des Jahres, die schlechteste aller möglichen Welten ist. Unser Pessimist hüllte sich, wie selbst Pessimisten bei bösem Wetter thun, fester in seinen Rock und suchte unwillkürlich die Kothlachen der Straße zu vermeiden. In seine schwarzen Gedanken vertieft, merkte er nicht, daß jemand hinter ihm dreinkam, bis derselbe ihn erreicht hatte und mit der Frage begrüßte: „Nun, Herr Amtsrichter, was macht Ihr Denkmal?"

Der Amtsrichter erkannte in dem Frager einen Arzt, mit welchem er mehr als ein Gespräch über Schopenhauer geführt, von dem er aber nie den kleinsten Beitrag für das Denkmal erhalten hatte. Er legte daher der Anrede den schlimmsten Sinn unter und antwortete unwirsch: „Mein Denkmal! Wollen Sie etwa andeuten, daß ich mit meinen Bemühungen im Grunde nur mir selbst ein Relief zu geben vorhätte?"

„Nein, mein Freund", versetzte der Arzt, „ich weiß, wie redlich Sies meinen. Aber das werden Sie kaum leugnen, daß heutzutage vor allem darum die großen Todten so eifrig geehrt werden, weil von der Ehre, die man ihnen thut, etwas für die kleinen Lebendigen abfällt."

„Ein schöner Eifer! Wir bekommen nichts zusammen."

„Sie haben es nicht richtig angefangen. Sie hätten die sämmtlichen Frankfurter Millionäre zu Mitgliedern Ihres Ausschusses ernennen müssen, und ich wette, Sie würden außer dem Denkmal auch noch eine Schoperhauer=

Stiftung haben gründen können, etwa ein Kloster, wo echte Jünger des Propheten nach dessen Vorbild oder wenigstens Vorschrift den drei Gelübden der Demuth, des Mitleids und der Gleichgültigkeit gegen den Ruhm der Welt obzuliegen vermöchten."

Der Amtsrichter wollte unwillig auffahren, aber der andere ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern setzte beschwichtigend hinzu: „Werden Sie nicht böse! Sie wissen, für welch großen Schriftsteller ich Schopenhauer ansehe — für den kraft- und geistvollsten Meister der deutschen Prosa in diesem Jahrhundert!"

„Wie kann er ein großer Schriftsteller sein, wenn es ihm mit seinen Lehren so geringer Ernst ist, wie Sie zu verstehen geben."

„Geringer Ernst! Der allerbitterste Ernst war es ihm damit, und vielleicht rührte seine Bitterkeit zumal daher, daß er als reale Person so wenig die weltentsagende Heiligkeit zu bethätigen im Stande war, welche seine Schriften predigten. Ich kenne keinen tragischeren Zwiespalt als diesen, als den unheilbaren Widerspruch zwischen dem thatsächlichen Charakter eines Menschen und seiner idealen Erkenntniß. Und gerade solche Geister, welche die unüberbrückbaren Abgründe des Daseins mit qualvoller Deutlichkeit innerhalb ihres eigenen Ich gewahren, gerade sie sind das lebendige Holz, aus welchem große Schriftsteller wachsen. Freilich, ob solche widerspruchvolle Geister auch dazu passen, widerspruchlose philosophische Systeme zu schaffen, das ist eine andere Frage. Zum Philosophen gehört, glaube ich, trockenes — vom Baum des Lebens abgetrenntes Holz, welchem Sommer und Winter nichts mehr anhaben."

Der Amtsrichter erwiderte nichts; als Pessimist hielt er nicht viel von Ansichten, welche er nicht theilte.

Aber der Arzt sah, wie das zu geschehen pflegt, das Schweigen des anderen als einen Beweis an, daß seine Worte Eindruck gemacht, und fuhr fort: „Sie wissen, daß ich mich in meinen freien Stunden mit Religionsgeschichte beschäftige: da ich manchmal auch Seelenkrankheiten zu behandeln habe, darf ich die Bemühungen der Menschheit um ihr Seelenheil nicht ignoriren. So blätterte ich denn neulich in der Historia Monachorum des Rufinus, einer Schrift, in welcher zahllose Kämpfe weltflüchtiger Heiliger mit den Anfechtungen des Teufels erzählt werden. In weitaus den meisten Fällen trägt die Heiligkeit den Sieg davon, ohne daß aber darum der siegreiche Asket immer zu einem liebreichen, gütigen, theilnehmenden Menschen würde. Es wird aber auch ein entgegengesetzter Fall berichtet. Ein Mönch, welcher lange als ein Ausbund von Selbstentäußerung bei anderen und zumal auch in seinen eigenen Augen höchstes Ansehen genossen, hört eines Abends an die Thüre seiner Einsiedelei klopfen. Ein verschmachtendes Weib fleht ihn um Labsal, um Einlaß für die Nacht. Die Verehrung, mit der sie zu ihm emporschaut, thut ihm wohl und er läßt sich von ihrer Bitte bewegen. Doch da berührt sie mit ihrer Hand den Saum seines härenen Gewandes und das genügt, daß alle so lang erloschenen Gluthen in ihm erwachen. Er will sie in begehrlicher Inbrunst an sich ziehen, da faßt er die leere Luft und laut erschallt das höhnische Lachen der Dämonen. Der so furchtbar von der Höhe seiner Tugend herabgestürzte Einsiedler versucht nicht, sich durch Reue und Gebet wieder emporzuringen. Der eine Blitz sündiger Leidenschaft hat ihm ihn selbst geoffenbart und daß er nicht bestimmt sei zu mönchischer Reinheit. Mag auch die schöne Gestalt, die ihm erschien, nur Zauber und Augentrug sein, er fühlt

daß er das Bild nicht aus seiner Seele reißen kann, er verläßt die Wüste, die Stätte der frommen Einsiedler, und kehrt zurück zu den geselligen Wohnungen der Menschen, ob er die entschwundene und doch immerdar ihm vorschwebende Schöne vielleicht wiederfinde. Ich vermuthe, daß er sie nicht wiederfand. Aber was meinen Sie? Dürfte dieser gefallene Heilige, aufs neue zum Menschen unter Menschen geworden, aus dem Bewußtsein der eigenen Gebrechlichkeit nicht mehr echtes Erbarmen mit der Gebrechlichkeit anderer Sünder geschöpft haben, dürfte er nicht demüthiger und duldsamer geworden sein als die Weltentsager der Einöde? und dürfte er im Anblick des tausendfältigen, wechselvollen, weinenden und lachenden Erdentreibens nicht auch eine richtigere, gerechtere und alles in allem auch heitrere Auffassung vom Segen und Fluch des menschlichen Lebens gewonnen haben als jene Einsamen, die in der Düsterkeit der Wüste immerfort allein blieben mit dem einen Gefühl ihrer Entbehrungen und dem einen Gedanken, daß ihre Auserwähltheit sie dafür schadlos halten müsse?"

Der Amsrichter hatte ungeduldig zugehört und ließ nun seiner Empörung vollen Lauf: „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer heiteren Auffassung des bunten Welttreibens. Mir ekelt vor dem albernen Mummenschanz, in welchem die wenigen großen Geister unerkannt, ungewürdigt, zur Einsamkeit verdammt sind, auch ohne sie zu suchen. Gute Nacht!"

Er wendete sich, um in eine Seitenstraße abzubiegen. Da rief ihm der Arzt nach: „Nicht so schnell! ich wollte Ihnen gerade vorschlagen, noch auf ein Stündchen mit mir nach Hause zu kommen. Sie sprachen mir neulich den Wunsch aus, ich möchte Sie einmal hypnotisiren —".

Der Amtsrichter blieb stehen. „Ja, wenn Sie das wollten!“ Und während er den Arzt nach dessen Wohnung begleitete, setzte er ihm auseinander, daß für die neuerdings unter dem Worte Hypnotismus begriffenen Erscheinungen sich die richtige Erklärung bereits bei Schopenhauer finde.

An Ort und Stelle angelangt, zündete der Arzt eine Kerze an, die er aber wieder ausblies, nachdem er das halb verglommene Feuer seines Ofens zu behaglicher Flamme angefacht hatte; dann rückte er einen Schemel dicht davor und forderte seinen Gast auf, sich zu setzen und unverwandt nach der runden Oeffnung in der Ofenthüre zu schauen, durch welche die Gluth wie ein feuriges Auge gloſtete. Der Amtsrichter hatte nur die Angst, es möchte sich herausstellen, daß er keine geeignete Person für den Versuch sei; um so folgsamer gehorchte er der Weisung und stierte in das feurige Auge. Seine Selbstbeobachtung steigerte sich bis zu schauerlicher Peinlichkeit; er merkte, wie seine Gedanken sich zu kreuzen begannen, zu verschlingen, wie sie zu Fäden wurden eines unentwirrbaren Gewebes, und das Gewebe umwand ihn, schnürte ihm den Athem, die Glieder zusammen — er hörte aber noch den Arzt fragen: „Sehen Sie, wie das Portal sich aufthut?“

Ja, das Portal that sich auf, eine sanfte Luft, ein dämmerndes Silberlicht erfüllte die Säulenhalle, die er betrat und deren Ende er nicht absah. An Säule um Säule schritt er vorüber; zwischen ihnen hindurch zu beiden Seiten gewahrte er ferne Landschaften, bald ernstes Waldgebirg, bald lieblich umblühte Flußthäler, sonneversengte Steppen, kalte Fjorde, durch deren bläulichen Nebel das Mondlicht sickerte — plötzlich hörte er sich bei Namen rufen. Eine hohe Gestalt, ein Jüngling in schneeweißem

Mönchsgewande stand neben ihm und sprach: Ich bin dir zum Führer bestimmt, komme! — „Du führst mich nach Nirwana?“ fragte er den Jüngling. — Nicht nach Nirwana, nach dem Theile Elysiums, wo die Seelen der Denker und Dichter wohnen, geleite ich dich — zu deinem Meister, zu Schopenhauer geleite ich dich. — „Mein Meister ist nicht in Nirwana?“ — Nein, versetzte der Führer. In Nirwana wohnen nur die Seelen derer, die auf Erden nichts besseres als nichts gewesen sind. Der wesenlosen Menge ziemt es, in die ewige Leere einzugehen. Aber die, so sich erhoben über das zerfließende Schattendasein und ein eigenthümliches Leben gelebt haben, denen bleibt ihr Eigenthum, ihr besonderes Selbst durch die Unendlichkeit der Aeonen, sie sind unsterblich. — Sie schritten weiter. „Schwenkt nicht dort zur Linken unser Weg ab? Mir scheint, ich lese auf jener Herme: Zu den Wohnungen der Weisen.“ — Nein, dort wohnt er nicht. Wohl hat er auch Weisheit besessen, aber sie war nicht das stärkste im Gemische seiner Eigenschaften. — — Sie schritten weiter. Fernab, zur Rechten sahen sie unter blassem Hochgebirgshimmel in nacktem Gefelse reinliche Grotten; vor der einen kniete ein betendes Weib und zu ihren Füßen schmiegte sich eine Hyäne; anderswo fraßen Löwen, Wölfe und Hirsche einträchtig aus der Hand eines Greises. „Wie heißt jene Stätte des Friedens?“ fragte der Sterbliche. Der Führer fuhr zusammen, als ob ihn fröstle: — Das sind die Wohnungen der Vollkommenen. Was weilst du und schauest! Wenn du einen gesehen hast, so hast du sie alle gesehen. Wohl sind sie unsterblich, aber ihre unsterbliche Ruhe dünkt mir kaum erfreulicher als der traumlose Schlaf Nirwanas. Doch siehst du da vor uns inmitten des Cypressenhaines den ernsten hohen Kuppelbau? — „Ja, und ich lese auch

die Inschrift: Haus der Denker. Wir sind am Orte?" — Noch nicht, doch wir nähern uns. — „Wie, auch da wohnt der Meister nicht?" — Habe Geduld und lasse dich belehren! Dem Haine der Denker ist der Garten der Dichter benachbart. — „Ganz recht, ich sehe über jene Mauer Blüthenzweige herübergrüßen." — Die beiden sind durch die Mauer geschieden, in welche freilich ein und das andere Pförtchen gebrochen ist, und einige Dichter pflegen oft auf einen langen, manchmal allzulangen Besuch herüberzukommen zu den Denkern, und hinwiederum giebt es unter diesen kaum einen, der nicht froh wäre, wenn ihn ein Dichter zu Gaste lädt. Es sieht nämlich sehr verschieden hüben und drüben aus; dort in dem farbenreichen Garten wird die Mannichfaltigkeit der Erscheinung als das höchste gehegt, gepriesen, ja vergöttert, indessen den Denkern nur das allgemeine und dauernde Wesen der Dinge, nicht die wandelbare Einzelgestalt für Wahrheit gilt. Darum die Denker den einen Palast gemeinsam bewohnen, der selbst nur eine einzige Halle enthält, die freilich hoch aufragt und des Lichtes voll ist, aber allzu schmucklos und einförmig, und keiner hat da ein Plätzchen für sich allein. Dagegen die Wohnungen der Dichter sind durch ihren ganzen Garten verstreut, Hütten und Zelte und Schlösser, je nach Vermögen und Geschmack eines jeden. Was nun deinen Meister betrifft, so hat er zwar wie ein Denker das Ding an sich, welches aller Erscheinung zu Grunde liegen soll, gesucht und auch zu finden geglaubt, aber er hat seinen auf das Ein und Alles gerichteten Gedanken so durchaus die Gestalt seiner besonderen Persönlichkeit aufgedrückt, wie es gewöhnlich nur ein Dichter thut, und diese einzigartige Form seiner Werke ist werthvoller denn ihr allgemeiner Gehalt. Daher wohnt er zwar nicht

mitten unter den Dichtern, aber doch auf ihrer Seite der Mauer; da hat er sich seine Zelle angebaut, die sich von weitem fast wie die eines Eremiten ausnimmt; indessen wirst du bei näherer Betrachtung finden, daß sie nicht so kahl und feierlich, sondern mit tausend reizvollen Arabesken geschmückt ist. — „Und wie verkehren die Bürger dieses Doppelreiches unter einander?“ — Verschiedentlich je nach ihrer Gemüthsart. Ich sagte dir schon, daß ein jeder Bewohner Elysiums in dem Charakter verharrt, den er drunten auf der Erde sich gebildet hat. Das ist sein Lohn und seine Strafe. Du mußt nämlich wissen, daß die Vorstellungen, welche die Leute auf Erden sich von dem Jenseits machen, nicht zutreffen. Es giebt keinen Himmel und keine Hölle getrennt. Wer überhaupt sich die Unsterblichkeit verdient hat, dessen Himmel ist auch seine Hölle. Und was zum Beispiel deinen Meister angeht, so gereicht es ihm zu unversieglicher Lust, daß Seelen wie die eines Montaigne und Bacon, eines Swift und Larochefoucauld und Chamfort ihn als ihresgleichen oder wenigstens nahe verwandt ansehen; dagegen wurmt es ihn aufs tiefste, daß er nicht im Haine der Denker spazieren gehen kann, ohne den Seelen Hegels, Fichtes und Schellings zu begegnen, und so, obwohl er sie für dreiste Charlatane hält, zugleich einsehen muß, daß dies sein Dafürhalten nichts als ein Verkennen ist, wozu ihn die Natur seines Verstandes für alle Zeit verurtheilt. Begreifst du das und warum eines jeden Unsterblichen Himmel auch seine Hölle ist? seine Eigenthümlichkeit, der Inhalt seines Ich, der auch die Schranke seines Ich ist, beseligt ihn und martert ihn zugleich. Doch da sind wir, dies ist die Zelle — treten wir ein! — —

Der Führer schritt durch die schmale Thüre, der

andere hinter ihm in zagender Ehrfurcht. Als der Sterbliche das mächtige, von weißem Haar umflatterte Haupt seines Meisters mit den in Ingrimm versteinerten Zügen erblickte, senkte er den Kopf und flüsterte mit bebender Stimme: „Verzeihe mir, du Großer, daß ich bei dir einzudringen wage, und möge es mir zu Entschuldigung gereichen, daß ich das emsigste Mitglied des Ausschusses bin, der dir in deinem Frankfurt ein deiner würdiges Denkmal errichtet."

Der kaum noch so durchbohrende Blick des Meisters besänftigte sich ein wenig bei dieser Rede. „Ich habe es immer gewußt, daß sie mir den Ruhm, den sie mir bei Lebzeiten weigerten, nach meinem Tode gewähren würden. Erzähle mir, wie es bei der Enthüllung des Denkmals herging. War das deutsche Volk in hellen Schaaren zusammengeströmt?"

„Ach nein! Das Denkmal ist ja noch nicht enthüllt —"

„Noch nicht?" Das gewaltige Antlitz verfinsterte sich wieder, und Zornesblitze leuchteten in seinem Auge.

„Wir hofften den Grundstein zu deinem bevorstehenden hundertjährigen Geburtstag legen zu können, aber — vergieb, es ist nicht unsere Schuld — die nöthige Summe ist nicht zusammengekommen."

„Die Summe nicht zusammengekommen!" donnerte die Stimme, und eine unendliche Verachtung hohnlachte in den Winkeln des Mundes — „ich habe es immer gewußt, daß das deutsche Vaterland reicher ist an den Verächtern des Guten als irgend ein anderes."

„Rege dich nicht auf über unser liebes Deutschland, Nachbar Schopenhauer", sagte eine wohlklingende Stimme. „Hättest du dir nicht soviel Galle gemacht über den deutschen Jammer, der mir stets so lustig dünkte, du

wärest die hundert Jahre alt geworden, die du dir auf der schlechten Erde wünschtest. Aber statt es zu machen wie ich und dich an dein Publikum zu gewöhnen, als wäre es ein vernünftiges Wesen — —" Die Stimme unterbrach sich lachend; sie gehörte einem länglichen blassen Spöttergesicht, welches durch das offene Fenster der Zelle hereinschaute.

— Das ist Heine, der Dichter! flüsterte der Führer dem Sterblichen zu. Dieser verfehlte nicht, das Spöttergesicht kritisch zu prüfen. Seltsam! war es nicht vielmehr ein Duldergesicht? Unmöglich daraus klug zu werden: der freche Hohn des Satyrs bleckte aus den lüsternen Lippen und zugleich starrte in den träumerischen tiefblauen Augen ein namenloses Leid, woran doch wieder schwer zu glauben war, denn was bedeutete das Zwinkern der Lider, wenn nicht, daß es sich über sich selber lustig machte?

„Verzeih, daß ich hier am Fenster gelauscht habe", fuhr Heine zu Schopenhauer gewendet fort. „Ich behorche dich so gern, wenn du in deiner Zelle auf und nieder gehest, zeternd und schimpfend — es ist ein so geniales Geschimpfe, daß Aristophanes dich darum beneiden dürfte. Nun ja, wenn du dich über meinen Lehrer Hegel erbosest, so ist es schon der Mühe werth, denn was du ihm auch am Zeuge geflickt hast, der Mann ist ein ganzer Kerl geblieben — —"

Schopenhauers weiße Mähne sträubte sich. „Und ich sage dir, all dein geschwätziger Weltschmerz ist nichts gegen die paar Verse Platens, die da endigen: ‚Soviel Arbeit für ein Leichentuch!' Du weißt sie ohne Zweifel auswendig."

Nun war es an Heine, unter dem wohlgezielten Pfeile zu zucken.

„Und selbst,“ fuhr Schopenhauer fort, „selbst der von dir so tückisch mißhandelte Börne, dessen echt jüdische Fortschrittsbegeisterung mir im übrigen tief zuwider ist —“

„Selbst Börne,“ fiel ihm Heine boshaft ins Wort, „hat bereits sein Denkmal in Frankfurt bekommen. Allerdings der süße Pöbel besudelt es so beharrlich, daß man den Freiheitskämpfer hinter Schloß und Riegel bringen muß. Und da ärgerst du dich, daß sie nicht dir auch in Frankfurt ein Denkmal setzen! Sieh doch ein, daß so eine wackere deutsche Stadt nicht ein Athen oder Florenz ist, wo das frivole Klima es erlaubt, nackt in Marmor auf freiem Markte zu stehen. In Deutschland trägt man züchtige Ueberröcke, da giebt man sich keine andere als sittlich bemäntelte Blößen — da ist Gott Apollo selbst nur in Unterhosen möglich! Was willst du bei der immer zugeknöpften und immer verschnupften Tugend mit deiner Aufrichtigkeit, die nie ein Feigenblatt vor den Mund nimmt! Laß dir rathen und verlange nicht eher ein Denkmal, als bis durch polizeiliche Fürsorge das deutsche Klima sich so gemildert hat, daß die unverhüllte Wahrheit es dort im Freien aushält!“

Den Sterblichen verdrossen gar sehr die leichten und also seichten Witze, die sich der ehrfurchtlose Geselle über den Meister herausnahm, und er konnte es nicht hinunterwürgen, er mußte ihm die Meinung sagen.

„Nur sachte, Herr Heinrich Heine!“ rief er, „kehren Sie vor der eigenen Thür. Mit Ihrem Denkmal in Düsseldorf sieht es noch viel windiger aus. Das kommt nicht nur aus gemeinem Geldmangel, der doch nur etwas Negatives ist, nicht zu Stande, dagegen erhebt sich der vaterländische, religiöse, ethische, wissenschaftliche Ernst, und es giebt bei uns zu Lande nichts Ernsthaftes außer

dem Ernst. Wie schade, daß ich den Bannspruch, den die Bonner Studenten — ja, die Studenten, nicht etwa die Philister — gegen Sie erlassen haben, nicht schwarz auf weiß bei mir habe. Und wenn Sie erst den Schrei der Entrüstung hörten, welcher das ebenso kirchen- als gewerbsfleißige Wupperthal erfüllt. Ja, Ihre eigenen Bewunderer, eben die, welche Ihnen das Denkmal setzen wollen, können nicht umhin, zu erklären, daß sie es Ihnen eigentlich nur setzen, weil Sie in England, Frankreich, Italien berühmter sind als irgend ein sonstiger deutscher Dichter seit Goethe; was diese Bewunderer selbst anbelangt, so ziehen sie Ihnen andere vor."

„Am Ende gar Raupach und die Birch-Pfeifer?" rief Heine, und tiefstes Entsetzen malte sich in seinem Angesicht und verscheuchte allen kecken Spott und alles Weh.

„Nein, Herr Heinrich Heine, die nicht, aber Uhland und Mörike."

Heine athmete sichlich auf. „Niemand hat Uhland inniger verehrt als ich in meinen jungen Jahren, und Mörikes Thurmhahn ist ein ebenso authentisches Poesiethier als der Vogel Greif und der Delphin, welcher den Arion trug. Und manchmal," setzte er hinzu, und in den tiefblauen Augen zwinkerte jetzt gar kein Spott, starrte bloß das namenlose Leid, „manchmal habe ich diese Dichter beneidet, welche mit dem stärksten und zartesten Fühlen ihres Volkes so innig einig, so völlig eins waren. So gut ist es nicht jedem beschieden. Doch nein," fuhr er fort, und seine blasse Wange färbte sich — war es die Röthe muthiger Zuversicht oder zerknirschter Selbsterkenntniß? „nicht sie beneide ich, deren unschuldvoller Friede von keinem Dämon gewußt hat: sie haben ihre keusche Schlichtheit mit der Beschränktheit ihres Genius bezahlt.

Wenn ich wen beneide, so ist es der verachtete Schauspieler Shakespeare, so ist es der kriegsgefangene Cervantes, so sind es jene einzigen, welche alle Höhen und alle Tiefen gekannt, den erhabensten Ernst und den tiefsinnigsten Scherz gesungen und durch den einen wie den andern nie die arme Menschheit gekränkt, nie verbittert, sie um keine Hoffnung, um keinen schönen Traum ärmer gemacht, ihr vielmehr nur Trost und Erbarmen, Einsicht und Ergötzen in unendlicher Fülle geschenkt haben. Schopenhauer, was meinst du? Shakespeare und Cervantes haben Jahrhunderte warten müssen auf ihre Bildsäulen. Wollen wir uns nicht auch noch ein bischen gedulden? Im Grunde ehrt ja doch Deutschland nicht sowohl uns als sich selbst, indem es die zwei geistreichsten Burschen, die es seit hundert Jahren zeugte, anerkennt. Nur durch die freudige, aus vollem Herzen strömende Bewunderung seiner großen Männer beweist ein Volk, daß es nicht ein Zufall ist, wenn sie unter ihm geboren wurden."

„Ja," sprach Schopenhauer, und es schien dem Sterblichen, als ob sein Haupt einen Glanz ausstrahle, „die Wahrheit kann warten, denn sie hat ein langes Leben vor sich."

„Amtsrichter, sind Sie des Teufels, daß Sie mitten in der Katalepsis der Hypnose in Thränen der Rührung ausbrechen?"

Der Amtsrichter, so angerufen, erwachte; wahrhaftig, in seinem Auge stand eine Thräne, aber in seinem Herzen war er ruhig und getröstet über die Verzögerung des Schopenhauer-Denkmals.

(Nation. 1888.)

Druckfehlerverzeichniß.

S. 58.	lies	Nation	statt	Natur.
= 113.	=	Howellsschen	=	Howellschen.
= 122. (Anm.)	=	mit	=	wit.
= 124.	=	dankbar	=	undankbar.
= 171.	=	S. einflößt	=	Sympathie einflößte.
= 122.	=	i. dem d. S.	=	in den doppelten Sinne.
= 353.	=	Theile	=	Theite.
= 378.	=	E. zu b.	=	Ehrwürdige betrachten.

